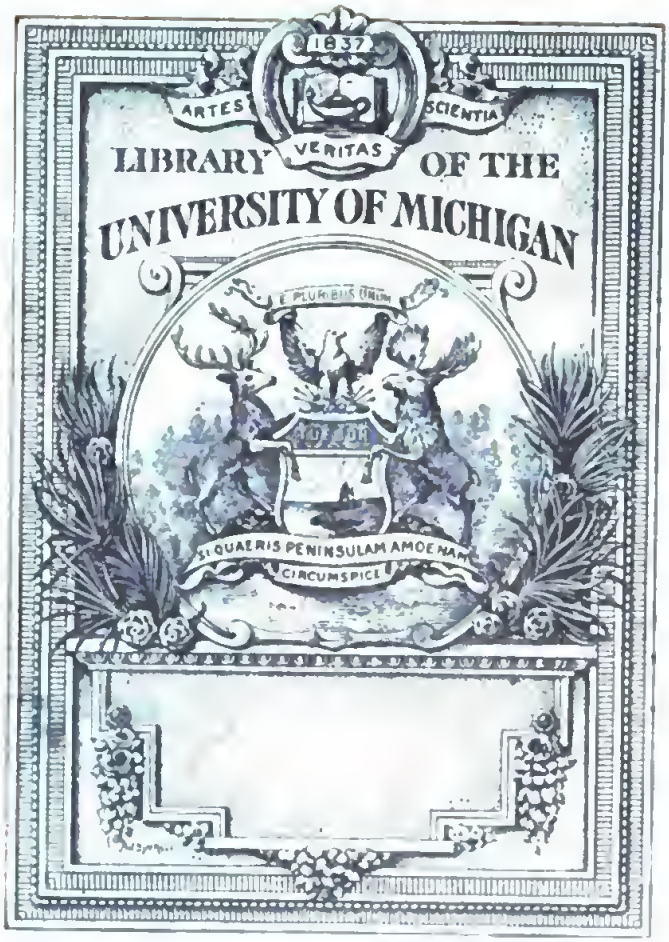
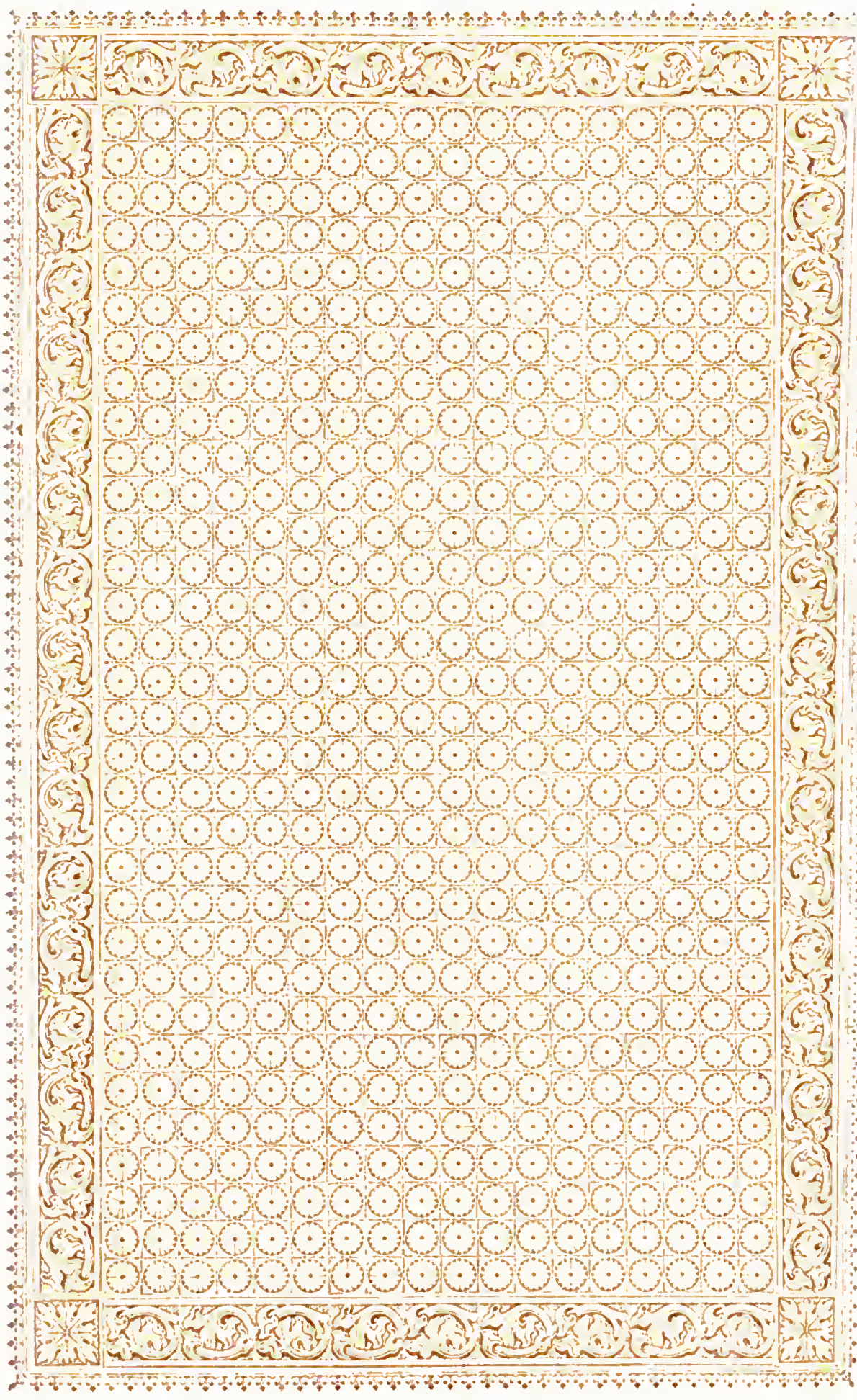
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H L. Obetz

8206
B58



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Achter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Zwei Schwestern. Roman von Georg Hartwig (Fortsetzung) 5
Durchgekämpft. Novelle von H. v. Schickhardt . . 95
Verlaufen. Kriminalerzählung aus der Reichshauptstadt. Von A. Oskar Klaußmann 132
Der Herzog von Kurland. Lebensbild eines Günstlings. Von Hans Marschall 153
Die Nieren und ihre Verrichtungen. Ein Beitrag zur Gesundheitslehre. Von Ewald Paul . . . 164
Volksanwälte und Winkelschreiber. Zur Aufklärung für das Publikum. Von Max Kleppert 175
In der Blumenfabrik. Ein Bild aus der modernen Industrie. Von Th. v. Wittenberg 184
Spielende Thiere. Zoologische Skizze von J. Heimwahl 198
Mannigfaltiges:
Die sechs Söhne des deutschen Kaisers 211
Die Liebe und die Strümpfe 216
Woher der Name „Schweinfurt" kommt . . . 219
Eine merkwürdige Insel 220
Romantische Sittenbilder aus der „guten alten Zeit" 221
Enthüllte Geheimnisse aus dem Gebiete der Bühnenmagie 227
Frau v. Maintenon und Louvois 233
Nahrungsmittelfälschung im Alterthum 234
Merkwürdige Zeitungen 235
Ein doppelsinniger Brief 236
Wie Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle) Hofprediger wurde 237
Perlenschmuck im Alterthum 237
Ein originelles Duell 238
Ein Fußreisender des 18. Jahrhunderts 238
Vom Regen in die Traufe 239
Eine erheuchelte Verschwendung 239
Sparsamkeit 240
Schlagfertig 240

Zwei Schweſtern.

Roman

von

Georg Hartwig.

(Fortſetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Im Speiſezimmer herrſchte lauter Stimmenlärm und große Heiterkeit. Herr v. Reinbold ließ in fließender Rede ſeine Gäſte leben, und die ganze Geſellſchaft jubelte ihm zu, als er zuletzt ſein volles Glas erhob und das Wohl der Anweſenden ausbrachte. Später reichte er den ſchäumenden Kelch hierhin und dorthin, nach allen Seiten, als der Toaſt erwiedert ward und man ihn als das Muſter eines Ehemannes, Vaters und Hausherrn pries.

Herr v. Reinbold lächelte befriedigt, und immer von Neuem füllten ſich die ſilbernen Eiskübel auf der Tafel mit goldköpfigen Flaſchen.

Spät nach Mitternacht erſt erfolgte die Aufhebung der Tafel und gleich darauf, in Anbetracht der morgen abzuhaltenden Jagd, der allgemeine Aufbruch. Zuletzt zogen ſich auch Herr und Frau v. Reinbold zurück.

Nur Käthe und Grethe befanden ſich noch im Salon. Letztere ſchloß den Flügel, als ihre Schweſter auf ſie zutrat.

„Du intereſſirſt Dich ja wohl für Herrn v. Gleiberg? Ich kann Dir die neueſten Nachrichten über ihn zukommen laſſen. Baron Benda erzählte mir davon.“

Sie beobachtete die ſteigende Röthe auf Grethens Wangen mit ſpöttiſchem Lächeln.

„Ich intereſſire mich für Niemand mehr," ſagte Grethe, obgleich Gleiberg's Name, ſo plötzlich ausgeſprochen, ihr Herz laut pochen machte vor Scham und Schmerz.

„Nicht? Nun, dann kannſt Du es alſo ebenſo gleichgiltig anhören, wie ich es that. Herr v. Gleiberg iſt mit ſechsmonatlichem Urlaub nach der Riviera abgereist. Sobald er wiederkehrt, ſitzt er ſeine Feſtungshaft ab. Für ein Jahr alſo iſt er verſorgt. Die Bläſſe, welche ihm noch von Richtenberg's Kugel anhaftet, ſoll ihn übrigens ſehr intereſſant machen, ſagt der Baron. Nun wünſche ich Dir, wohl zu ſchlafen!"

Sie wandte ſich ab, ergriff ein Licht, und ging in ihr Schlafgemach hinauf, welches ſie nicht mehr mit Grethe zu theilen hatte.

Fort! Für ein ganzes Jahr! Eine Centnerlaſt fiel Grethe vom Herzen. Und dann? Dann mußte ſich Rath finden. Vielleicht beſaß er Zartgefühl genug, ſich verſetzen zu laſſen. Nach ſeiner Weigerung, von Neuem um Käthe zu freien, ließ ſich dieſes Zartgefühl beinahe vorausſetzen. Und dann konnte doch eine Stunde kommen, wo ſie die ſchrecklichen Augenblicke ihrer Verirrung wie ein entſchwebendes Traumbild aus dem Gedächtniſſe ſchwinden ſah. Glücklich dieſe Stunde. Grethe ſegnete ſie jetzt ſchon trotz ihres in Thränen überquellenden Leides. —

In der Nacht hatte ſie einen eigenthümlichen Traum. Es war ihr, als erſchüttere ein Erdbeben die Mauern ihres Hauſes, daß ſie von der Gewalt des Stoßes emporgehoben und weit in die Lüfte getragen ward. Mitten durch ſchwarzes Gewölk ging der Flug, aus welchem zuweilen ſchwere Tropfen auf ihre Stirn niederfielen. Plötzlich ſah ſie unter ſich, von grellem Sonnenſchein beſtrahlt, ein fremdes, blühendes Land liegen. Sehnſucht erfaßte ſie, und da ſank ſie auch herab, leiſe zuerſt, dann immer ſchneller und ſchneller. Ihr Herz ſchlug überlaut vor

Angſt. Aber da war kein Aufhalten mehr. Zuletzt ſauste ſie mit Sturmesgewalt durch die Luft und mit jähem Sturz auf die Erde.

Grethe ſtieß einen lauten Schrei aus und erwachte. Es war lichter Morgen. Sie ſprang vom Lager auf und riß die Vorhänge zurück. Die Beklemmung, welche ſie im Schlafe empfunden, wirkte noch nach. Das geträumte Angſtgefühl machte noch immer ihre Adern an den Schläfen pochen.

Weshalb? Draußen ſtrahlte die Maiſonne ja ſo warm hernieder. Die Vögel zwitſcherten, und vom Hofe herauf vernahm man das Stampfen der Pferde, welche der Stallknecht im Freien zu putzen und zu zäumen begann.

Heute ſollte ja die Fuchsjagd ſtattfinden. Um zehn Uhr wurden die Gäſte ſchon wieder erwartet.

Und ſie kamen pünktlich, wie es ſich bei ſolchen Gelegenheiten gebührt.

Der Baron war der Letzte. Nach dem geſtrigen Mahle ſah er heute beim Sonnenlicht noch um etliche Schattirungen verlebter aus, und der eigenthümliche Zug von Härte, vielleicht auch Grauſamkeit, um die Mundwinkel, welchen der dunkelblonde Bart angenehm verdeckte, ſtach heute noch greller als ſonſt hervor.

Sobald er jedoch vom Wagen ſprang und das Reinbold'ſche Haus betrat, verſchönte ſich ſein Antlitz — Käthens Stimme ertönte aus der geöffneten Balkonthür.

Eine Stunde ſpäter wurden die Pferde vorgeführt. Das war ein fröhlicher, übermüthiger Abſchied von Frau Jutta, die an Grethens Arm mit auf die Rampe getreten war. Niemals glaubte ſie ihren Gatten ſo verführeriſch ſchön geſehen zu haben, als in dieſem ſchmucken Jagdanzuge. Er fand dies augenſcheinlich ſelber. Seine Haltung bezeugte es.

Käthe, im dunkelblauen Reitkleid, die feſt anſchließende

Jockeymütze auf den blonden Haaren, war bereits an Benda's Arm zu ihrer vielgepriesenen Rappstute geeilt. Ein leichter Aufschwung, und sie saß im Sattel, ein reizendes Bild froher Jugendlust.

Sofort schwang sich auch der Baron auf seinen Stachelschimmel und ritt an ihre Seite.

„Sie nehmen mich heute in Ihre Dienste?" fragte er scherzend.

Sie nickte stolz und herablassend, denn sie fühlte ihre siegreiche Schönheit. „Ja! Vorausgesetzt, daß Sie sich Mühe geben, Ihre Herrin zu befriedigen!"

Inzwischen hatte Herr v. Reinbold sein Pferd eine zierliche Volte beschreiben lassen, gleichsam als Abschiedsgruß für seine entzückte Gattin. Dann galoppirte die Schaar lachend davon.

„Um zwei Uhr sind wir daheim!" rief Herr v. Reinbold über die Achsel zurück.

Nun begann die Jagd. Meister Reineke ward aufgestöbert und rannte für sein Leben zunächst quer über die Wiese, sodann nach dem angrenzenden Brachfeld. Die Jäger hinter ihm d'rein.

Käthe's lockiges Haar leuchtete im Sonnenschein, als sie kühn und gewandt über den Graben setzte gleich den Uebrigen.

Immer weiter vorwärts ging's. Herr v. Reinbold, in allen ritterlichen Künsten Meister, befand sich stets an der Spitze der Reiter. Sein Goldfuchs, ein junges, feuriges Thier, schien sein Gewicht nicht zu fühlen. In gestrecktem Galopp schoß es dahin, durch das Bellen der Windhunde zu immer größerem Eifer aufgestachelt.

Meister Reineke ward jetzt auf das sich weithin dehnende Haideland getrieben. Den unebenen Boden bedeckte nur schwacher Pflanzenwuchs, Ginster und Haidekraut, hin und wieder richtete sich ein Schachtelhalm auf, eine vereinzelte

Sternblume, deren weißer Blätterkranz in der Sonne glänzte. Dafür hatte der Maulwurf desto fleißiger gearbeitet. Ueberall lagen aufgewühlte Erdhaufen, oft von erstaunlicher Größe. Hierdurch wurde das Reiten unbequem und gefährlich.

Der Baron hielt sich jetzt dicht an Käthens Seite. Ihre Wangen glühten unter der kecken Jockeymütze.

Jetzt von ferne ein wüthendes Geheul der Jagdhunde. Der Fuchs hatte sich gewandt und erwartete seine Feinde zum letzten, hoffnungslosen Kampfe.

In demselben Augenblicke trat der Goldfuchs Reinbold's mit beiden Vorderbeinen in zwei tiefe Erdaushöhlungen und stürzte. Herr v. Reinbold wurde jäh aus dem Sattel geschleudert, flog über den Kopf des Pferdes, überschlug sich im Fall und blieb regungslos auf dem dürren Haidekraut liegen.

Das Alles geschah so blitzartig schnell, daß keiner seiner Begleiter im Stande war, sein Roß so schnell zu zügeln. Käthe hatte laut aufgeschrien und schwankte selbst so heftig im Sattel, daß Baron Benda alle Mühe hatte, sie sitzend darin zu erhalten.

Jetzt waren Alle auf der Unglücksstätte angelangt und umstanden, zur Erde springend, dieselbe in dichtem Kreis mit fahlen Gesichtern. Die Hunde heulten fort, die Pferde schnoben ungeduldig aus den erhitzten Nüstern. Niemand aber vernahm einen Laut von den Lippen des Gestürzten. Man hob Herrn v. Reinbold auf. Er war äußerlich unverletzt. Es lag also die Gefahr einer schweren inneren Verletzung nahe.

„Nach Hause!" rief Käthe zitternd. „Meine arme Mama! Baron, meine Mama! Was wird sie beginnen vor Schrecken!"

Der Baron half Käthe wieder in den Sattel. Sehr still und feierlich setzte sich die bisher so übermüthige Gesellschaft zum Rückzug in Bewegung.

Frau Jutta hatte ſich nach Anordnung aller nöthigen Vorbereitungen gerade zu einem erwünſchten Schläfchen auf der Chaiſelongue niedergelegt, als ſie durch den Eintritt des Grafen Haunſtein überraſcht ward. Ihr erſter Blick las die Botſchaft richtig von ſeiner Stirn.

„Mein Mann! Wo iſt mein Mann?“ ſchrie ſie auf.

„Ihre beiden Fräulein Töchter —“

Weiter kam er nicht. Frau v. Reinbold, alle Bequemlichkeit vergeſſend, eilte nach der Thür, indem ſie die Namen ihrer Töchter laut rief: „Grethe! Käthe!“

Im Gange ſah ſie ſich wild um. Die Thür zu ihres Gatten Gemach ſtand geöffnet. Sie ſtürzte hinein und neben dem Divan, auf welchem Herr v. Reinbold ausgeſtreckt ruhte, auf die Kniee, ohne den Baron, der neben dem Bewußtloſen ſtand, zu beachten.

„Einer muß wohl hier bleiben von uns Beiden, bis der Doktor kommt! Die Frauen ſind ja kopflos,“ ſagte der Graf.

„Sind die Anderen bereits fort?“

„Ich denke, ja.“

„Ich würde es ebenfalls vorziehen, nach Hauſe zu reiten,“ ſagte der Baron, ſein Taſchentuch an die Lippe drückend. „Offen geſtanden, derlei Scenen ſind nicht ganz nach meinem Geſchmack. Meine Nerven rebelliren jetzt ſchon.“

„Gut. Ich werde alſo bleiben. Haben Sie die Güte, mir ein Glas Wein heraufzuſchicken. Mir klebt die Zunge am Gaumen. Auf Wiederſehen, lieber Baron! Die Geſchichte hier kommt mir brenzlich vor — wiſſen Sie.“

Der Baron nickte und ging vorſichtig leiſe aus der Thür.

Mit Hilfe des Dieners ward Herr v. Reinbold entkleidet und auf ſein Bett gelegt. Frau Jutta und Käthe fielen dabei von einem Extrem in's andere, indem ſie ab-

wechselnd die Jagd heftig verwünschten und gleich darauf in laute Klagen ausbrachen.

Grethe war die Gefaßteste und Thätigste. Selbst leidend und unglücklich und nebenbei von ihrem Vater unter der Maske der Zärtlichkeit oft schwer verletzt, stützte sie die Schwäche der Ihrigen mit selbstüberwindender Kraft.

Endlich erschien der Arzt. Das Rollen seines Wagens schon hob Centnerlasten von den bangschlagenden Herzen. Jeder hatte das Gefühl, als nahe hier sichere Rettung. Aber wie erlosch die Farbe auf Grethens scharf beobachtendem Antlitze, als sie das Mienenspiel des sich unterrichtenden Arztes verfolgte.

„Wenn er nur erst wieder bei Besinnung ist!" rief Frau Jutta, hoffnungsfroh ihres Gatten Stirn küssend.

Der Arzt sah sich nach dem Grafen Haunstein um und sodann in Grethens ernste Züge.

Ein flüchtiger gegenseitiger Blick — und sie hatten sich verstanden. Das junge Mädchen taumelte, aber sie faßte sich mit unglaublicher Selbstbeherrschung.

Der Graf trat hinzu und versuchte Käthe aufzurichten, während Grethe ihre Mutter schützend in den Arm nahm. Letztere sah verwirrt um sich, da sie keinerlei Vorbereitungen zu irgend welcher Hilfeleistung bemerkte.

In diesem Blick lag etwas von der Schwäche und Hilflosigkeit eines Kindes.

„Komm, Mutter," flüsterte Grethe, die hervorstürzenden Thränen nicht länger bezwingend. „Wir wollen jetzt gehen."

„Gehen?" rief die unglückliche Frau. „Sollen wir Deinen Vater hier liegen lassen, ohne die Hand zu rühren? Laß mich los, Du herzlose Tochter!"

„Hier ist nicht mehr zu helfen," sagte der Arzt mit leiser Stimme.

„Todt!" Es war kein Aufschrei, es war ein erstickter

Murmeln. „Er soll todt sein? Mein Mann? Nein!“ Jetzt schrie sie auf, über seiner Leiche zusammenbrechend. — —

Beuno v. Reinbold hatte das Genick gebrochen. Drei Tage später trug man ihn hinaus auf den Friedhof und senkte ihn ein in den Schoß der Erde.

Jetzt erst zeigten sich die Folgen der unheilvollen Wirthschaftsführung des Verstorbenen. Wohin das Auge sah, nichts als Schulden, Verwirrung, Noth. Es gewann zuletzt den Anschein, als habe Herr v. Reinbold, seinen egoistischen Anschauungen gemäß, sich zu rechter Zeit vor dem hereinbrechenden Verderben gerettet.

Aber die Seinen saßen desto tiefer im Unglück, um so mehr, als Frau Jutta, theils aus Schmerz, theils aus angeborener Trägheit, keinerlei Versuch machte, festen Grund zu fassen, soweit es eben anging. Sie lag Tag und Nacht in stumpfem Hinbrüten oder Thränenergüssen in ihrem verhangenen Schlafgemach und duldete nur die Anwesenheit ihrer ältesten Tochter. Käthens laute, fast trotzige Auflehnung gegen das erlittene Weh sagte ihrem Gefühl mehr zu, als Grethens entschlossene Ruhe.

Und doch war diese es ganz allein, welche die Trümmer des gesunkenen Schiffes zum Vortheil der Ihrigen zu bergen suchte.

Blaubuch kam zur öffentlichen Versteigerung. Der Ueberschuß, welchen der Verkauf ergab, war nur ein geringer; für die drei Frauen war nur mit Einschränkungen aller Art eine Existenz zu ermöglichen.

Eine Vorstellung dieses Lebens konnte sich weder Frau v. Reinbold, noch Käthe machen, da sie niemals das Wort Entsagung kennen gelernt hatten. Auch Grethe hatte nur sehr unbestimmte Begriffe von einer sparsamen Eintheilung gegebener Mittel.

Nach dem ersten Schmerzensausbruch kam übrigens auch Käthens spekulative Natur wieder zum Vorschein

Sie rechnete feſt auf Benda's Werbung, da ſie von ſeiner leidenſchaftlichen Bewunderung die ſicherſten Beweiſe erhalten.

Ralph v. Benda, welcher erſt ſeit Jahresfriſt das an Blaubuch grenzende Gut erſtanden hatte und die Bemühungen der Reinbold'ſchen Familie ſehr wohl durchſchaute, ihn als Schwiegerſohn zu begrüßen, beſchäftigte ſich gleichfalls mit dieſer Vorausſetzung.

Der Sohn reicher Eltern, früh ſelbſtſtändig geworden, hatte er nach einem zügelloſen Leben, deſſen Merkmale an ihm unverkennbar waren, ſich gegen Ende ſeiner dreißiger Jahre zur Ruhe geſetzt. An einen Ehebund dachte er eigentlich nicht. Im Umgang mit Käthe ward er zum erſten Male zweifelhaft, welche Anlage bei ihm vorherrſchender ſei: Leidenſchaft oder Selbſtſucht. Bei ſeinem letzten Zuſammenſein mit dem ſchönen Mädchen hätte die Erſtere faſt den Ausſchlag gegeben. Seine Neigung war fieberhaft erregt und trieb ihn an, die verhaßten Feſſeln der Ehe auf ſich zu nehmen um ſolchen Preis.

Herrn v. Reinbold's Tod erſchütterte dieſes Verlangen. So troſtlos hatte Benda ſich die Vermögensumſtände des Verſtorbenen doch nicht vorgeſtellt. Nun kam die unumſtößliche Anſtandspflicht dazu, Mutter und Schweſter gewiſſermaßen mit zu heirathen, indem er für ihr Auskommen ſorgte, ſie womöglich in ſein Haus aufnahm.

Bei dieſer Vorſtellung lachte Benda ſpöttiſch auf. Nein, damit war die Befriedigung ſeiner Wünſche doch zu theuer erkauft. Wenn er denn ſchon eine arme Frau heirathete, ſo doch wenigſtens ohne Familienzugabe. Gegen Grethe hatte er nebenbei ſtets Abneigung empfunden. Die Sache mußte aufgegeben werden, daran war gar kein Zweifel.

Und ſo ließ ſich Herr v. Benda denn möglichſt ſelten in Blaubuch ſehen, unter dem glaubwürdigen Vorwande,

nicht unbescheiden stören zu wollen. Am wenigsten suchte er aber, wie bisher, ein Alleinsein mit Käthe.

Inzwischen war das Gut verkauft worden, und Grethe bereitete für ihre Mutter, ihre Schwester und sich den Umzug nach einer größeren Provinzialstadt vor. Ohne Dank, denn ihre thätigen Bemühungen wurden als Gleichgiltigkeit und Herrschsucht ausgelegt.

Käthens Spannung in Betreff des Abschiedsbesuches ihres Verehrers wuchs in's Unerträgliche. War es ein gutes oder schlechtes Zeichen, daß er der letzte blieb?

Ach, die Freunde des Hauses, welche die Gastfreiheit der Familie so oft genossen und gepriesen hatten, waren jetzt merklich abgekühlt in ihren Freundschaftsversicherungen! Wohl boten Einzelne, wie der Graf Haunstein, Frau Jutta ihr Haus an für die Zeit des Umzuges, aber thatkräftig schritt Keiner ein.

Jedes solches Anerbieten ward von Grethe im Namen ihrer Mutter stolz und würdig abgelehnt.

Am Tage vor der Abreise hielt der offene Wagen des Barons vor der Thür des Herrenhauses. Frau v. Reinbold war nicht zu sprechen; sie wollte keine fremden Männergesichter sehen nach dem schönen, geliebten Antlitz, welches sie verloren.

Im Salon war das Geschwisterpaar mit dem Winden letzter Blumenkränze für das Grab auf dem Kirchhof beschäftigt. Die Sommersonne schien grell durch die unverhüllten Scheiben in das ausgeräumte Gemach, als wundere sie sich, es seiner behaglichen Pracht entkleidet zu sehen.

Sobald Herr v. Benda gemeldet ward, färbte sich Käthens Antlitz purpurroth. Sie hätte ihre Schwester in den Erdboden gewünscht, um ihr glühendes Hoffen sich erfüllen zu sehen. Grethens Gedanken dagegen waren von dieser Vorstellung weit entfernt. Sie fühlte sehr richtig

heraus, daß des Barons Verhalten in dieser Trauerzeit keinerlei Absichten verrathe.

Herr v. Benda, durch Grethens Gegenwart sicher gemacht, hatte auch in der That nur jene alltäglichen Phrasen auf der Zunge, welche ebenso angenehm lauten, als sie bedeutungslos sind.

Käthens Herz pochte vor Enttäuschung und Erregung fast laut. Ihre blauen Augen füllten sich mehr als einmal mit feuchten Schleiern. Der Athem in der Brust drohte ihr zu versagen. So nahe am Ziel abermals gewesen und so weit davon entfernt! Sie hätte die schlanke Hand des Barons ergreifen mögen und ihm zuflüstern: „Du liebst mich ja. Ich weiß es. So sprich es doch aus!"

Er dachte aber nicht daran. Vielmehr erhob er sich schneller, als er sich vorgenommen, vielleicht, um einer Scene vorzubeugen, die sich in den zitternden Lippen der leidenschaftlich Erzürnten ankündigte.

Aus demselben Grunde wagte er es auch nicht, wie heftig der innere Trieb auch war, einen Abschiedshändedruck einzutauschen. Sich förmlich verneigend, sprach er die Hoffnung aus, daß das Glück der Familie Reinbold von nun an ein treuer Begleiter sein möge.

„Mama ruft Dich, Käthe!" sagte Grethe aufhorchend.

Herr v. Benda versicherte, nicht länger stören zu dürfen, und verabschiedete sich.

Vierundzwanzig Stunden später war Blaubuch von seinen einstigen Besitzern verlassen.

5.

In einer mittelgroßen Provinzialstadt hatten sich die Hinterbliebenen des Herrn v. Reinbold eine neue Heimath geschaffen. Aber unter welchen Enttäuschungen, welchen

Kämpfen! Wie anders war es sonst gewesen, wie umworben, wie gefeiert waren sie! Und jetzt fast ganz verlassen. Wer fragte nach einer armen Wittwe mit zwei armen Töchtern, und mögen diese noch so hübsch sein!

Und nun die Wohnung! Drei Treppen hoch in schlechter Gegend. Zwei Zimmer nach dem übelriechenden dunklen Hofe gelegen, ein einziges mit der Aussicht auf die enge Straße. Von Behaglichkeit, ja selbst von der dürftigsten Bequemlichkeit keine Spur. Der Miethzins, den sie geben konnten, war ein so geringer, daß an höhere Anforderungen nicht zu denken war. Eine Aufwartefrau übernahm die Bedienung und half Grethe beim Zurichten der bescheidenen Mahlzeiten. Das war Alles. Sonst regte sich keine Hand für die Bedürfnisse der drei verwöhnten Frauen. Ueberall stießen sie jetzt an die scharfen Ecken des alltäglichen Lebens und überall stießen sie sich daran blutig.

Es war ein jämmerliches Dasein, um so mehr, als Frau v. Reinbold sich auch nicht die mindeste Mühe gab, ihre apathische Trauer zu durchbrechen, sondern es vorzog, sich wie ein krankes Kind pflegen und aufmuntern zu lassen.

Käthe, deren Stolz diesen Wechsel des Geschickes kaum ertrug, ohne daß sie jedoch etwas that, die Lage minder drückend zu gestalten, kam immer wieder auf den alten Punkt zurück, daß ohne Grethens Dazwischentreten ihre Zukunft jetzt gesichert gewesen wäre. Und was ihr an Bitterkeit nur innewohnte, machte sich gewaltsam Bahn gegen ihre Umgebung.

Grethens Lage war die trostloseste. Fleißig von früh bis spät, immer bereit, mit ihrem guten Willen die eigene Unbehilflichkeit zu unterstützen, das tiefste Weh im Herzen tragend, körperlich angegriffen, dabei angefeindet und verkannt, glaubte Grethe oft, der Bürde erliegen zu müssen.

Wie oft, wie oft, wenn über den finsteren Dächern die volle Mondscheibe aufstrahlte und ihr geisterhaftes Dämmern in die Runde streute, stand sie mit gefalteten Händen am Fenster, von den widerstrebendsten Empfindungen zu Boden gedrückt. Dann stieg wohl wie ein fernes fremdes Bild Richard v. Gleiberg's Gestalt in ihrer Erinnerung auf, und eine unwiderstehliche Gewalt ließ sie die Worte unter Thränen flüstern:

„Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir strahlt, find' ich auf Erden dich?"
Nie!

— — — — — — — — — — — —

Es war an einem der letzten Herbsttage, als das Schwesternpaar am Fenster saß, für ein Tapisseriegeschäft in der Residenz arbeitend. Frau Jutta lehnte in ihrer Sophaecke und betrachtete ein Bild ihres verstorbenen Gemahls, welches er ihr als Brautgeschenk einst überreicht.

Es war unfreundliches Wetter. Der Regen hatte aufgehört, dafür tummelte sich ein kalter Wind in den Straßen, der an den schlecht schließenden Fensterscheiben zuweilen unwirsch rüttelte.

Die Stille in dem engen, halb finsteren Gemach war unerquicklich. Ein einziges freundliches Wort, ein leises Lachen wäre eine Wohlthat gewesen in dieser drückenden Schwüle.

Plötzlich warf Käthe ihre Handarbeit zu Boden, legte den Kopf in die Hand und brach in lautes, krampfhaftes Schluchzen aus.

Frau Jutta schaute auf. „Was ist, Käthe?"

Grethe fragte nicht. Ihr war selber sterbensweh um's Herz. Sie arbeitete doppelt eifrig fort.

„Ich ertrage dieses Betteldasein nicht!" rief Käthe, das schöne Haupt leidenschaftlich schüttelnd. „Ich gehe daran zu Grunde."

„Geh' etwas spazieren!" sagte ihre Mutter, die Glasplatte des Bildes zum hundertsten Mal mit ihrem Taschentuch abwischend.

„In dem Wetter?" Sie sprang auf und schob die Seidenstücke mit dem Fuße fort.

„Sieh Dich vor!", rief Grethe ängstlich aufspringend. „Du kannst sie verderben! Es ist mir schwer genug geworden, uns diese Arbeiten zu verschaffen."

„Höhere Bettelei!" fiel Käthe mit verächtlichem Spotte ein, obwohl immer noch Schmerzensthränen aus ihren blauen Augen rannen. „O, über die, welche mich dazu zwang!" setzte sie mit gepreßtem Ingrimm hinzu.

„Käthe, laß das!" sagte Frau Jutta, das Bild küssend.

„Nein, ich kann es nicht mehr zurückhalten! Ich ersticke daran!" brach sie rücksichtslos aus. „Einmal muß es laut heraus! Was könnte ich sein, und was bin ich jetzt! — Sprich nicht, Mama! Du hast das gleiche Recht, Dich zu beklagen. Bei mir, in meinem Hause, hättest Du ein standesgemäßes Leben geführt, hättest Dich nicht von jeder Gemüsekrämerin über die Achsel ansehen zu lassen!"

„O, Käthe, Käthe!" schluchzte Frau Jutta. „Dein Vater! Dein schöner, ritterlicher Vater!"

Grethe war zu ihrer Mutter getreten, wohin sich auch ihre Schwester gewandt hatte. Sie zitterte wie Espenlaub.

„Darf sie mir das in Deiner Gegenwart sagen?" brachte sie endlich stockend über ihre Lippen. „Mir, die ich Alles gethan habe und thue, um ein schuldloses Versehen gut zu machen an euch Beiden?"

„Ach, quäle mich nicht, Grethe!" sagte Frau v. Reinbold, ihre Wimpern trocknend. „Es liegt ja doch Wahres darin, wenn die Sache auch längst vorbei ist."

„Wahres?" flüsterte Grethe, ihre Hände an's Herz drückend. „Bin ich denn nicht noch elender daran, als sie?"

„Als ich?“ rief Käthe verächtlich. „Haſt Du mich nicht dazu verdammt, dieſes armſelige Brod zu eſſen, das ich mir wie ein Fabrikmädchen erwerben muß? Iſt es nicht die Schuld Deiner lächerlichen Sentimentalität, daß ich hier verderben und vertrocknen ſoll wie eine überſtändige Waare? Reizeſt Du mich mit Deinem Anblick nicht noch täglich, ſtündlich zu ſolchen qualvollen Betrachtungen?“

„Es iſt wahr,“ murmelte Grethe zuſammenzuckend, als empfinde ſie einen körperlichen Schmerz. „So kann es nicht fortgehen!“

„Ich möchte eine Taſſe Thee trinken,“ ſagte Frau v. Reinbold, das geliebte Bild ſorgſam in ſeine Umhüllung zurücklegend.

Grethe rührte nicht die Hand, ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit. Sie ſtand ſtarr und blickte gedankenabweſend in den feuchten Herbſtabend hinein. Endlich, als Käthe haſtig die Taſſe herbeitrug und vor ihrer Mutter niederſetzte, erwachte ſie gleichſam.

„Ich habe noch einen Gang zu machen, Mutter!“ ſagte ſie leiſe.

„Jetzt? Es wird finſter.“

Sie wartete die Erlaubniß nicht ab. Ihren dunklen Strohhut vom Nagel nehmend und den Regenmantel umbindend, ſchritt ſie ſchnell aus dem Zimmer.

Als ſie zurückkehrte, war jede Spur der Erregtheit verſchwunden.

„Was haſt Du vor, Grethe?“ fragte ihre Mutter, als ſie bemerkte, daß dieſe ſich anſchickte, einen Brief zu ſchreiben. „An wen?“

„Geſchäftsſache!“ erwiederte ſie. —

Von dieſem Augenblick an trat Grethe pünktlich zu jeder Stunde, wenn der Briefträger das Haus zu betreten pflegte, auf den Gang hinaus. Nach vierzehn Tagen

händigte derselbe ihr ein großes, mit steifen Buchstaben adressirtes, durch ein mächtiges Siegel verschlossenes Schreiben ein.

Sie erbrach es im Flur. Dann in's Wohnzimmer zurückkehrend, wo Käthe mit ihrer Mutter noch beim Frühstück saß, ging sie an den Tisch und sagte mit leiser, aber fester Stimme: „Mutter, Du wirst es billigen, was ich gethan habe. Wir müssen uns trennen, damit Frieden um Dich werde, und ich Dich besser unterstützen kann. Ich habe mich als Gesellschafterin bei der verwittweten Generalin Liebermann engagiren lassen. Hier sind die Bedingungen. Sieh!"

Frau Jutta und Käthe waren vorerst sprachlos vor Ueberraschung, dann zuckte Letztere mißächtlich die Achseln. „Dienen! Das fehlte noch!"

Frau v. Reinbold drückte Grethens Hand. „Nein, Kind, meinetwegen nicht! Wie sollte ich Dich allein hinauslassen?"

„Wie so viele Mütter es thun müssen," fiel sie mit erzwungenem Scherze ein, ohne Käthens Gegenwart zu beachten. „Sieh, bei aller Sparsamkeit und trotz des Wenigen, was ich durch Handarbeit verdienen kann, koste ich Dir mehr, als ich einbringe. Jetzt ist nun die Sache anders. Jetzt koste ich gar nichts mehr und gebe Dir von den neunhundert Mark Gehalt fünfhundert regelmäßig ab. Ist's so nicht besser?"

„Nein," sagte Frau Jutta schwankend.

„Doch," erwiederte sie, ihrer Mutter Hand küssend. „Ihr werdet ohne mich angenehmer leben. Und dann — mich bindet ja nichts. Wenn es mir dort nicht gefällt, kann ich ja immer wieder —"

„Zurückkehren," fiel Frau v. Reinbold schnell ein, sich sichtlich mit dem Gedanken befreundend.

„Ja, auch das!" Grethe stand auf. „Ich schreibe

alſo, daß ich am 1. Januar in Berlin mich bei ihr einfinden werde, nicht wahr?"

„Wenn Du meinſt —"

Auch nicht einmal kam Käthe und ihr der Gedanke, daß ihres Vaters und Gatten bodenloſer Leichtſinn ihr trauriges Schickſal heraufbeſchworen. Sie hielten ſich unweigerlich an die Thatſache, daß Käthe als Frau v. Gleiberg ein ſehr angenehmes Daſein geführt hätte und ihre Mutter mit ihr.

Aus dieſem Geſichtspunkte gab denn auch Frau Jutta ſo ſchnell ihre Einwilligung. Grethe war an Allem ſchuld, ſie mußte alſo auch auf Abhilfe ſinnen oder vielmehr, es war nur ihre Pflicht, wenn ſie es that.

Nach einem unbeſchreiblich traurigen Weihnachtsfeſte, welches Frau Jutta, um nichts von dem zu ſehen und zu hören, was um ſie vorging, im Bett zubrachte, kam der letzte Dezembertag heran. Eine leichte Schneedecke hatte ſich über Nacht hingebreitet, welche das Geräuſch der Straßen faſt erſtickte. An den Fenſterſcheiben rankten ſich kryſtallene Blumen und Blätter empor, auf welche das leuchtende Tageslicht mit blendendem Glanze fiel. Es war, als wolle die Natur dem ſcheidenden jungen Mädchen ihr freundlichſtes Geleit mit auf den Weg geben. Grethe, welche der inneren Unruhe, ja der Angſt um die Zukunft niemals Ausdruck gegeben, vielmehr mit anſcheinender Befriedigung alle Vorbereitungen getroffen, hatte ihren Reiſekorb geſchloſſen und eilte nach eingenommenem Frühſtück in ihre Schlafſtube zurück, ſich anzukleiden. In Wahrheit glaubte ſie vor Weh zu vergehen und wollte keinen Zeugen die Thränen ſehen laſſen, welche unwiderſtehlich durch die dunklen Wimpern drangen.

„Was wird aus mir werden?" flüſterte ſie immer von Neuem, die Hände faltend. „Was wird aus mir werden?"

Sie drückte den Filzhut auf ihr blondes Haar und preßte den Schleier feſt über die brennenden Augen. Den Mantel noch, den Muff — und ſie war fertig.

In die Wohnſtube zurückkehrend rief ſie haſtig: „Ich bitte, daß Keine von euch mich zum Bahnhof geleitet! Hörſt Du, Mutter? Du biſt es nicht gewöhnt, ſo früh aufzuſtehen. Wir ſagen uns hier Lebewohl. Ich muß ganz ſelbſtſtändig werden, nicht wahr?“

In dieſem Augenblicke kam es Frau v. Reinbold's träger Gefühlsweiſe doch klar zum Bewußtſein, was es heißt, ein ſchönes, unverdorbenes Kind ſchutzlos in die gefahrdrohende Welt hinauszuſchicken, ein ſo treues Kind wie Grethe, dem ſie von wahrer Mutterliebe ſo wenig gezeigt.

Laut aufweinend umſchlang ſie ihrer Tochter Hals und drückte deren Antlitz feſt an Wange und Lippe. Unfähig zu ſprechen, flüſterte ſie nur abgeriſſene einzelne Worte.

Und Grethe nickte zu jedem, indem ſie ſich ſanft von den umklammernden Händen ihrer Mutter befreite. Ihr eigenes Empfinden war ſo überwältigend ſchmerzlich, daß ſie kaum noch im Stande war, ſich aufrecht zu halten.

„Lebe wohl, Mutter! Wir ſehen uns bald wieder! Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften ſteht, Dir keinen Kummer zu bereiten. Sei ganz ruhig, liebe Mutter! Und jetzt laß mich fort!“

Frau Jutta trat zurück.

„Käthe, lebe wohl!“ ſagte Grethe haſtig und ſtreckte ihre Hand aus, „wir wollen ohne Groll ſcheiden.“

Käthe, von dem Ernſt des Augenblickes bezwungen, umarmte ihre ſcheidende Schweſter. „Laß das. Ich wünſche Dir alles Gute, obgleich ich nicht begreife, wie Du dienen magſt. Bleibe geſund, das wünſche ich zunächſt!“

„Ich danke Dir,“ flüſterte Grethe mit zitternden Lippen. „Pflege die Mutter gut, ſo ſei Alles vergeſſen!“

Noch ein letzter Gruß, und sie war verschwunden.

Der Reisekorb ward heruntergetragen. Die Droschkenthür fiel klirrend zu. Der Wagen rollte fort.

Gegen zehn Uhr Abends langte der Zug in Berlin an. Vom Bahnhof bis zur Kurfürstenstraße war noch ein weiter Weg. Der Lärm der Millionenstadt erlosch auf diesem Wege nach und nach. Die helle elektrische Beleuchtung wich den gelblich brennenden Gasflammen. Nur der unablässig fortrollende Wagenstrom erinnerte noch an die Hochfluth der kaiserlichen Residenz.

Jetzt hielt das Gefährt vor einem palastähnlichen Gebäude. Grethe schauderte heimlich vor körperlichem und geistigem Mißbehagen, als sie auf die Straße hinaustrat. Ein dunkel gekleideter Diener eilte die wenigen Stufen hinunter, welche in das Haus führten, und näherte sich ihr.

Durch den hell erleuchteten Flur folgte sie ihm beklommen die breite, teppichbelegte Treppe hinauf bis zu einem geöffneten Vorsaal, wo ein Zimmermädchen sichtbar ward.

„Bitte, Excellenz erwartet das Fräulein hier!“

Grethe hatte kaum hastig Mantel und Hut abgelegt, als auch schon die Thür hinter ihr geöffnet ward. Sie trat lautklopfenden Herzens ein, unwissend, was sie sagen, was sie thun sollte.

Das Gemach war groß und sehr stattlich eingerichtet nach dem Geschmack einer vergangenen Zeit. Große Möbel füllten es, alte Oelgemälde und seltene Kupferstiche in schweren bronzenen oder geschnitzten Rahmen. Ein dunkler Teppich lief durch das ganze Zimmer; ein Feuer loderte im Kamin. Mitten unter einem Kronleuchter von Glas stand ein ovaler Eichentisch, um denselben mehrere mit gepreßtem Sammet bezogene hochlehnige Stühle.

Auf einem dieser Stühle saß eine schwarzgekleidete Frauengestalt und strickte an einem weißen Seidenstrumpfe von wahrhaft spinnwebartiger Feinheit.

Bei Grethens Eintritt erhob ſich die Generalin langſam. „Immer näher!“ ſagte ſie mit ungewöhnlich tiefer Stimme, eine große, aber weiße Hand ausſtreckend. „Furchtſame Leute kann ich nicht leiden, wohl aber —“

Grethe war raſch hinzugetreten. Das Lampenlicht fiel über ihr liebliches Antlitz, über das lockige Haar und die ſchlanke, mädchenhafte Geſtalt.

„Wohl aber,“ fuhr die Generalin ſehr viel milder fort, „ſchüchterne Mädchen, die nicht wiſſen, daß ich keine kleinen Kinder freſſe. Nun, was gibt's denn zu zittern?“

Grethe hatte die Hand der Generalin ergriffen und geküßt.

„Kleiner, ſcheuer Vogel! Kaum flügge geworden und ſchon aus dem Neſt heraus? Nun, ich hoffe, daß das neue Neſt, in welches Sie geflogen ſind, Ihnen heimiſch werde. Dazu gehört, daß Sie“ — die Generalin ſtockte, betrachtete die reizende Erſcheinung ihrer neuen Hausgenoſſin kopfſchüttelnd und ſagte endlich: „Leicht werden Sie es bei mir nicht haben. Ich will nämlich vergeſſen, daß ich eine bezahlte Gefährtin um mich habe —“

Bei dem Wort „bezahlt“ zuckte Grethe unwillkürlich zuſammen. Sie dachte an Blaubuch, an ihr erſtes, glanzvolles Auftreten in der Geſellſchaft.

Das ſtrengforſchende Auge der alten Excellenz wich nicht von ihr. Sie glich in dieſem Augenblick dem Arzte, welcher die forſchende Sonde in eine Wunde ſenkt.

„Obwohl ein Menſch,“ unterbrach ſie ſich, „der überhaupt im Stande iſt, ſich anſtändige Dienſte bezahlen zu laſſen, immer höchſt ehrenvoll iſt, ſo will ich doch lieber denken, ich hätte es mit Jemand zu thun, der ſeine Pflicht, ſeine Anhänglichkeit und Aufrichtigkeit höher ſchätzt, als neunhundert Mark jährlich. Begreifen Sie das?“

„O ja!“ ſagte Grethe erleichtert lächelnd. „Ich denke ſo wenig an das, was ich mir verdienen muß — für meine Perſon nämlich,“ ſchloß ſie ſchnell.

„Ich hatte vor Ihnen schon so ein junges Ding," sagte die Generalin. „Versprach auch Alles und hielt nichts. Duckmäuserei leide ich nicht, ebenso wenig thörichten Uebermuth, am allerwenigsten aber Heuchelei. Kommt man mir mit Nachlässigkeit, mir, einer alten Soldatenfrau, so sind wir geschiedene Leute. Zucht und Ordnung regieren das Leben, und die leibliche und geistige Toilette eines Menschen muß immer und überall die Musterung furchtlos erwarten können. Verstanden?"

Grethe wußte nicht, ob ihr das Wesen dieser Frau gefiel oder nicht gefiel. Was ließ sich darauf antworten? Wie hätte sie je geglaubt, daß fremde Menschen eine solche Sprache gegen sie führen dürften!

„Ich will Ihnen etwas sagen, mein Kind," fuhr die Generalin fort, als sie den inneren Sturm auf Grethens Stirn las. „Es ist besser, ich spreche heute so zu Ihnen, als am Tage Ihres Fortganges. Wenn ich dann dieses Thema berühren müßte, würden Sie Grund haben, sehr beschämt zu sein. Jetzt nicht. Jetzt können Sie freundlich sagen: ich will es versuchen, Ihre Zufriedenheit zu erwerben, oder auch: ich kann mich mit so harten Bedingungen nicht befreunden. Nicht wahr?"

Sprache und Gesichtsausdruck der Generalin konnten etwas so Gewinnendes annehmen, wie eben jetzt, daß Grethe nicht umhin konnte, obwohl mit noch feuchten Wimpern, die Hand ihrer nunmehrigen Vorgesetzten zu ergreifen und einen Kuß darauf zu drücken.

„Na, sehen Sie wohl, mein Kind, je gründlicher Sie mein Reglement durchstudiren werden, desto besser werden Sie einsehen, daß es gut so ist. Und jetzt werden Sie müde sein. Ich stehe früh auf. Meine Morgenbrödchen müssen Sie mir streichen. Und weil man," fügte sie halblächelnd hinzu, „einen Vorgesetzten niemals im Negligé empfängt, so lassen Sie mich niemals Häubchenkram

oder Troddelröcke bei Ihnen ſehen. So hübſche, blonde Haare liebe ich gerade und ſo knapp anliegende Taillen auch. Gute Nacht, Fräulein — wie doch?"

„Margarethe," fiel das junge Mädchen ein.

„Wurden Sie zu Hauſe ſo genannt?"

„Ach nein! Immer Grethe."

„Alſo ſage ich auch: gute Nacht, Fräulein Grethe!"

Die Generalin ſchlug auf die Handglocke.

„Geleiten Sie das Fräulein auf ihr Zimmer, Johanne!"

6.

Das Leben in der ſich immer mehr verkleinernden Familie Reinbold war nach Grethens Fortgang inſofern ein friedlicheres geworden, als Käthe von ihrer Mutter nicht nur keinerlei Widerſpruch erfuhr, ein Etwas, das Frau v. Reinbold nie gekannt hatte, ſondern in ihr noch die geduldigſte Zuhörerin aller Ergüſſe und Klagen fand. Denn damit, daß ihr der Gegenſtand einer unabläſſigen Reizung aus den Augen gekommen war, waren ihr auch die Hilfeleiſtungen eben dieſes Gegenſtandes abhanden gekommen, und die Laſt der Haushaltung lag nun doppelt ſchwer auf den ſchönen Schultern der einſtigen Ballkönigin.

Das war hart, oft unerträglich. Wenn die Erinnerung daran Käthens Herz durchzuckte, konnte es vorkommen, daß ſie das Geſchirr, welches ſie juſt in Händen hielt, aufſchluchzend zur Erde warf und ſich ſelbſt auf die kleine Waſſerbank neben dem Küchenherde, ihr Daſein zu verwünſchen.

O, und das Einkaufen auf dem Wochenmarkt! Mit dem Korbe am Arm, ſie, das Fräulein Katharina v. Reinbold, des ritterlichſten Mannes Tochter, die Bewunderung der vornehmen Welt! Von jedem Hökerweibe ſich anſprechen oder gar ſich nachrufen laſſen, wenn ſie in ihrer

Unkenntniß und aufgedrungenen Sparſamkeit zu wenig für eine Waare geboten, den lachenden Blicken der Frauen, dem verhaßten Staunen der Ladeninhaber und Kommis ausgeſetzt! O, Käthe hätte den Korb vom Arm auf den Weg ſchleudern mögen, wie die Teller und Taſſen daheim, und den Umſtehenden ihre Verachtung dazu in's Geſicht! —

Frau Jutta hatte, nachdem ſie wieder einmal eine Stunde über Herrn v. Reinbold's Bild geweint, plötzlich zu Mittag Roſenkohl und Hammelkoteletts zu eſſen verlangt, welches eines der unzähligen Lieblingsgerichte ihres Gemahls geweſen war, denn Niemand in der weiten Welt verſtand es ſo meiſterlich, Rippchen elegant und dabei ſo ſachverſtändig vom Fleiſche zu löſen, als er.

Aber der Kohl war jetzt ſelten und nur in Delikateßläden zu haben. Käthe erſtaunte, als ſie den Preis eines ſolchen Gerichtes erfuhr. Die paar Hammelkoteletts hatten das tägliche Budget ſchon überſchritten. Purpurroth im Antlitz, zitternd vor Scham und innerer Wuth, legte ſie den letzten Inhalt ihrer Börſe auf den Ladentiſch nieder, ſie, welche einſt für ein Paar Straßenhandſchuhe das Zehnfache gleichgiltig hingeworfen. Da fühlte ſie plötzlich ihre Hand leicht berührt, und eine freundliche Stimme ſagte: „Kaufen Sie doch das theure Zeug nicht. Wir haben einen ganzen Korb Roſenkohl geſchickt erhalten. Sie thun uns einen Gefallen, wenn Sie uns etwas abnehmen. Wollen Sie? Sie können ja Zucker oder Kaffee für das Geld nehmen!“

Käthe ſchaute auf. Das Geſicht, welches ſich zu ihr neigte, kam ihr bekannt vor.

„Ich dächte —“ ſagte ſie erleichtert aufathmend.

„Ganz richtig! Wir kennen uns von Anſehen. Wir wohnen ja in einem Hauſe, ſind alſo Nachbarn.“

Käthe erinnerte ſich, das blaſſe unſcheinbare Mädchen

mehrmals geſehen zu haben, wenn ſie die Treppe herabſtieg, ohne ſie jemals zu beachten.

„Ich weiß," ſagte ſie ziemlich von oben herab.

Einen ſprechenderen Gegenſatz gab es kaum, als dieſe beiden Mädchengeſtalten, welche jetzt aus dem düſteren Ladenraum in die leuchtende Februarſonne hinaustraten.

Käthe wußte nicht, daß die beiden Frauen, welche den ganzen erſten Stock bewohnten, Mutter und Tochter, oftmals ihrer traurigen Lage mit herzlicher Theilnahme gedacht und nur auf den Augenblick warteten, ihnen hilfreiche Hand zu bieten.

Der beinahe mißglückte Roſenkohlkauf vermittelte die Bekanntſchaft, und jetzt, von Langeweile und Noth getrieben, fand Käthe öfters den Weg in die Wohnung ihrer Hausgenoſſen. Aber weit entfernt, Dank zu fühlen bei den Beweiſen ſelbſtloſer Theilnahme, nahm die einſt Umſchwärmte dieſe Beweiſe als ſchuldigen Tribut für ſich und ihre Mutter in Empfang. Frau und Fräulein v. Reinbold's Umgang konnte die Wittwe und Tochter eines bürgerlichen Hüttenmeiſters nur beglücken und ehren. Und die beiden ſchlichten Frauen ließen ſich auch wirklich von der ungeſucht vornehmen Haltung dieſer beiden in tiefe Trauer gehüllten Unglücklichen ſo weit imponiren, daß ſie deren Anſprüche als ſelbſtverſtändlich hinnahmen und erfüllten.

Hier in dieſem Kreiſe, vor dieſen einfachen, gutherzigen Menſchen, konnte Frau Jutta ihrer ſchwärmeriſchen Bewunderung freien Lauf laſſen, konnte ſie ihres verſtorbenen Gemahls Schönheit und Ritterlichkeit anſtandslos preiſen. Man glaubte ihr nicht nur, man entzückte ſich an den bloßen Schilderungen und ſtaunte die zahlloſen Porträts, Kreidezeichnungen und Photographien des idealen Mannes an.

Bisweilen nur, aber ganz unter ſich, beſprachen Frau

Mützler und Elsbeth den Fall, ob es für die Bewohner des halben dritten Stockwerkes nicht doch angenehmer und ersprießlicher sei, mehr von ihren Renten, als von dem Andenken an eine so außergewöhnliche Vollkommenheit zu zehren.

Doch davon wurde nichts laut, sobald die Thür aufging, und Frau Jutta am Arme ihrer Tochter sichtbar ward, oder Käthe, erhitzt von der Arbeit und verstimmt von trüben Gedanken, allein in's Zimmer trat. Grethens ward von ihren Anverwandten ausdrücklich nie gedacht, am wenigsten ihrer augenblicklichen Stellung, sie diente ja für Geld, mochte sie dasselbe nun anwenden, wie sie wollte! —

Nach Ostern liefen die ersten hundertdreißig Mark aus Berlin ein. Grethe schrieb ehrlich, daß sie eine schwere, sehr schwere Zeit tapfer hinter sich gebracht habe, denn das Gefühl bezahlter Abhängigkeit und willenlosen Gehorsams sei für den freigeborenen Menschen ein so widerstrebendes, daß nur ein fester Wille und großer moralischer Muth es überwinden könne. Auch heute noch litte sie empfindlich darunter, wenn der schroffe Kommandoton der alten Excellenz sie aus heimathlichen Träumereien emporrisse, und es gewänne fast den Anschein, als ob die Generalin damit den Zweck verfolge, ihre Gedanken unaufhörlich an die praktische Gegenwart zu bannen. Im Uebrigen scheine ihres Bleibens nicht mehr lange in Berlin zu sein. Sie wage es nicht, darnach zu fragen, aber die alte Excellenz habe Andeutungen fallen lassen, wonach eine längere Sommerfrische in baldiger Aussicht stehe. Entgegen ihrer sonstigen Schwärmerei für Naturschönheit könne sie der lockenden Reise diesmal keine Freude entgegenbringen, da sie, was sie auch genösse, allein genießen müsse, nicht an der Seite derjenigen, die das erste Anrecht auf eine solche Erholung habe: ihrer Mutter.

Als Frau Jutta dieſen letzten Satz geleſen hatte, begann ſie zu weinen und zu betheuern, daß ſie ohne ihren Gemahl niemals die Orte wiederſehen möchte, wo ſie ſo glücklich geweſen. Jede ſolche Andeutung ſei eine unkindliche Verletzung ihrer ehelichen Gefühle, und im Uebrigen ſei ſie ja nicht Schuld an Grethens hartem Looſe. Nach ihrem Willen wäre Letztere daheim geblieben.

Käthe warf das Geld achſelzuckend in den Schreibtiſch, deſſen koſtbares Schnitzwerk mit der niedrigen Zimmerdecke ſo ſchlecht in Einklang ſtand, und ſagte gar nichts.

Tags darauf ging ſie wieder zu den Mützlers hinab. Faſt wäre ſie aber umgekehrt, denn außer den beiden Frauenſtimmen unterſchied ſie diesmal noch eine dritte, eine männliche.

Elsbeth lachte fröhlich. Es war das erſte Mal, daß Käthe ihre Hausbewohnerin laut lachen hörte. Dieſe vergnügte Stimmung paßte ſchlecht zu ihrer eigenen Kümmerniß.

Frau Mützler, in der Abſicht, eine Beſorgung in der Stadt zu thun, öffnete raſch die Flurthür und ſah Käthe zögernd davor ſtehen. Sofort ergriff ſie ihre Hand und in's Zimmer zurückkehrend rief ſie: „Da iſt noch ein lieber Gaſt, Kinder! Unterhaltet ihn gut, bis ich wieder komme. Fräulein v. Reinbold, dies iſt ein entfernter Verwandter von uns, den wir aber von Jugend an kennen und ſchätzen: Herr Rudolph Steinert! Dies, lieber Rudolph, iſt Fräulein Katharina v. Reinbold!“

Käthe blickte flüchtig zu dem ihr vorgeſtellten und ſich verneigenden Manne hinüber und bewegte leicht das Haupt. Die Aprilſonne ging gerade zur Neige und warf einen vollen Strahl gluthrothen Lichtes durch die Scheiben. Unbewußt war Käthe mitten in dieſen Strahl hineingetreten und davon zauberiſch umflammt worden. Ja, zauberiſch! Wie eine Märchenkönigin ſtand ſie da. Alles

an ihr leuchtete. Selbst das schwarze Trauerkleid glühte, wie die lockigen, blonden Haare, die dunkelblauen Augen, der blendend weiße Hals.

Elsbeth sah sie staunend an. Für so schön hatte sie das junge Mädchen bisher nie gehalten. Das Lächeln erstarb auf ihrer Lippe. Sie wandte das Haupt gegen Steinert. Er blickte unverwandt, starren Ausdrucks auf diese unvermuthete Erscheinung, die wie aus einer anderen Welt zu stammen schien.

Frau Mützler, unbefangen und erfreut, eine so vornehme junge Dame vertraulich anreden zu können, fragte Käthe, ob Frau v. Reinbold sich für heute Abend an ein paar Spargeln und jungen Tauben genügen lassen wolle.

„Ich will Mama fragen," sagte Käthe herablassend wie immer und unbekümmert darum, welchen Eindruck sie bei bürgerlichen Leuten hervorrief.

„Das wäre nicht nöthig, daß Sie sich bemühen," fiel Frau Mützler freundlich ein. „Ich habe noch einen Gang zu machen und könnte die zwei Treppen hinaufsteigen."

„Desto besser!" gab Käthe zur Antwort. Sie fand es ganz in der Ordnung, daß man es sich zur Ehre rechnete, ihres Vaters Gemahlin persönlich um deren Gegenwart anzugehen.

Frau Mützler schloß grüßend die Thür und verschwand. Elsbeth trat zu Käthe und führte sie zum Sopha.

„Komm auch her, Rudolph!" sagte sie dann mit besonders weicher Stimme, indem sie einen Sessel näher an den Tisch schob.

Rudolph Steinert näherte sich schnell. Als er neben Elsbeth stand, ergriff er deren Hand.

„Du sollst doch keine schweren Möbel heben, Else. Es ist Dir verboten. Denkst Du nicht daran?"

„Wenn Du hier bist, vergesse ich es!" scherzte sie, wobei ihre blassen Züge sich angenehm rötheten.

Käthe beobachtete dieſen kleinen erläuternden Vorgang ohne Intereſſe, höchſtens mit Staunen darüber, daß ein ſo reizloſes Geſchöpf, wie Elsbeth Mützler, einen Freiersmann anzulocken vermochte. Freilich, ſie hatte Geld. Ein recht hübſches Vermögen. O, wäre ſie, Käthe, nicht ſo arm, ſo bettelhaft arm, längſt würde ſie als Baronin Benda in ihren Sphären glänzen! Dieſe qualvolle Vorſtellung machte ihre Lippen zittern vor innerer Erregung.

Elsbeth befand ſich ſichtlich in beſter Laune. Sie neckte ihren abermals ſchweigſam gewordenen Verwandten.

„Weißt Du, daß Du uns mit Deinem unvermutheten Eintritt arg erſchreckt haſt? Wir wollten Dich gar nicht vor morgen Mittag haben. Aber ich hätte es wiſſen können, daß mir eine Ueberraſchung bevorſtand. Bei der letzten Patience geſtern Abend legte ich drei Zehnen hinter einander auf. Das bedeutet immer eine große Neuigkeit. Da haben wir ſie nun!“

Er nickte lächelnd. „Was wäre denn Hübſches dabei geweſen, wenn ich programmmäßig zur feſtgeſetzten Minute erſchienen wäre? Da hättet ihr ſchon eine Stunde lang, wie ich euch kenne, nach der Uhr geſehen und zuletzt ſtatt Freude Ungeduld empfunden. Nein, nein!“

„Und der Kuchen iſt noch gar nicht eingerührt,“ fiel Elsbeth glückſelig ein. „Dein Lieblingskuchen!“

„Von dem ich nie ein Stück eſſe,“ ſchaltete er gutmüthig ein.

„Weshalb heißt er denn Ihr Lieblingsgebäck?“ fragte Käthe von oben herab in einem Tone, der andeutete, daß ſie ſolche faden Scherze zweier Verliebten in ihrer Nähe für unziemlich halte.

Rudolph Steinert fühlte den Tadel richtig heraus und wechſelte den Ausdruck ſeines Geſichtes. „Einen Grund hierfür gibt es nicht, gnädiges Fräulein.“

„Wie lange werden Sie hier bleiben?“

„Vorläufig auf unbestimmte Zeit, bis meine geschäftlichen Angelegenheiten erledigt sind."

Er sucht jedenfalls eine Stellung als Reisender, just so sieht er aus, dachte Käthe und brach die Unterhaltung mißächtlich ab.

Elsbeth plauderte noch eine Weile fort. Plötzlich sah sie nach der Uhr, sprang auf und rief erschreckt: „Um's Himmels willen! Ich muß in die Küche! Unsere Tauben! Es dauert aber nicht lange, so bin ich wieder da!"

Steinert und Käthe blieben allein. Allein und stumm. Zuletzt richtete sie die Frage an ihn, ob er im Hause seiner Tante wohnen werde.

„Ja!" sagte er halblaut, mit den Fransen der Tischdecke spielend. „Lange hielte ich es, offen gestanden, hier nicht aus, das Haus liegt so eingeschachtelt. Im Sommer muß man das Freie aufsuchen. Gnädiges Fräulein reisen auch gern und viel?"

Käthens schönes Antlitz färbte sich purpurroth vor Zorn und Scham. „Bauer," flüsterte sie bei sich. Laut sagte sie kurz: „Wir sind früher oft und weit gereist!"

„Das ist recht!" erwiederte er, mit den Fransen der Tischdecke fortspielend. „Ich bin in meinem Leben, besonders in den letzten Jahren, viel herumgeschüttelt worden. Als Kind und Knabe hatte ich in der Fabrik harte Arbeit und wenig Feiertage. Arme Leute können an ihre Kinder wenig wenden. Aber ich setzte es doch durch, allerdings damals auf Kosten meiner Gesundheit, die höheren Lehrklassen durchzumachen."

„So!" Käthe legte in dieses eine Wörtchen ihre ganze Mißbilligung, fremde Menschen mit Privatangelegenheiten zu belästigen.

Steinert schreckte auf. „Ich erzähle da dummes Zeug!" Er fuhr sich leicht über die Stirn. „Wie ich auch jetzt gerade darauf kam! Es erscheint mir selber unbegreiflich albern."

Käthe verzog leicht spöttisch die Lippen.

„Wenn man, wie ich, immer nur das nackte Leben, ich meine die reelle Wirklichkeit, zu sehen gewohnt ist, muß man wohl unbehilflich werden, besonders wenn man eine so armselige Jugendzeit durchgemacht hat; Hunger und Elend, Sorge und Noth. Bei uns spielte die Angst um das trockene Stück Brod oft eine große Rolle. Das vergißt man nie. Und mag's im Kopfe sonst noch so hell und im Herzen noch so frisch aussehen, das Jugendelend gibt Jedem einen Schlag in den Nacken, den man dem Menschen immerdar anmerkt."

„Möglich!" sagte sie gleichgiltig. Sie fand es sehr unpassend von Mützlers, ihr die Gesellschaft dieses Plebejers aufzudrängen. Plötzlich warf sie das Haupt zurück und sagte entschieden: „Und wenn es so ist, wie Sie sagen, so liegt es auch ebenso nahe, daß Menschen, die eine goldene Jugendzeit hinter sich liegen haben, dieses Andenken nie zu überwinden vermögen." Sie dachte daran, daß Rudolph Steinert sich jedenfalls nach ihnen erkundigen und von ihrer Armuth Kenntniß erhalten werde. Es war also rathsam, ihm den Beweis zu liefern, daß ihr Stolz trotz allen Unglückes ungebrochen sei, ihre Selbstwerthschätzung ungemindert.

„Gewiß," sagte er schlicht. „Ganz sicher! Und ich würde nie Jemand verdammen, der sich seinen Erinnerungen bis zu einem gewissen Grade hingäbe. Darüber hinaus würde es Schwäche sein. Wir sollen ja doch die Verhältnisse beherrschen und die Verhältnisse nicht uns. Sonst säße ich heute noch als Werkmeister in irgend einer Fabrik bei zwölfstündiger Arbeitszeit."

Hier trat Elsbeth rasch ein. „Ich habe mich versäumt. Weißt Du, was mich aufhielt?" Sie war zu Steinert getreten, der zerstreut aufblickte. „Der Salat. Ich weiß, Du issest ihn nur mit Kapernsauce gern. Das

hatte die Mutter vergessen, als sie ging. Ich dachte daran!"

„Gute kleine Else!" Er reichte ihr die Hand. Aber über Else's Kopf hinweg sah er zu Käthe v. Reinbold herüber. Ihre Schönheit, die so viele Männer entzückte, berauschte auch ihn. Er glaubte nie etwas Aehnliches gesehen zu haben, etwas, das ihm Herz und Zunge zu gleicher Zeit so mächtig öffnete und schloß. „Das ist die Hand eines Bären, nicht wahr?" scherzte er gezwungen.

Käthe richtete den Blick spöttisch auf seine Hand. Sie war wohlgeformt, groß und kräftig, wie die eines Mannes, der zu arbeiten und zuzufassen versteht.

Allerdings mit den spitzen schlanken Fingern des Barons hatte sie keinerlei Aehnlichkeit. Aber er besaß doch wenigstens Geschmack genug, diese gebräunten Finger nicht mit Ringen zu beschweren.

„Bär?" lächelte Elsbeth tadelnd. „Du bist doch kein Milchbart mehr und bist auch kein Müßiggänger." Man hörte es deutlich heraus, daß sie den Besitz dieser Hand zu den höchsten Glücksgütern des Lebens rechne.

„Müßiggänger? Ich?" sagte er leise, sich auf dem Absatz umdrehend.

Käthe athmete wie erlöst auf, als jetzt Frau v. Reinbold und hinter ihr Frau Mützler im Rahmen der Thür erschien. Sie eilte ihrer Mutter entgegen und zog deren Arm ängstlich fast in den ihren. Das Bild jener letzten glänzenden Abendgesellschaft in Blaubuch, wo sie an Benda's Seite die lustige Champagnerpolka gespielt, sie, des Hauses gefeierte Tochter, trat plötzlich vor ihre Geistesaugen. Das dröhnende Lachen des Grafen Haunstein, das Klirren der schäumenden Gläser, die einschmeichelnde Stimme ihres Vaters, der heiße Flüsterlaut des Barons.

Die Vision schwand vor Rudolph Steinert's beobachtenden Blicken. Er konnte ihren Gedankengang nicht ent-

räthſeln, aber das heftig bewegte Spiel der ihm ſo unvergleichlich ſchön dünkenden Züge übte eine magiſche Kraft auf ihn aus. Dieſes ſeltſame Zittern der kühngeſchweiften Lippen, welches ebenſo viel Stolz als Angſt verrieth, der zwiſchen abweiſender Kälte und leidenſchaftlicher Scham unabläſſig wechſelnde Ausdruck dieſer ſtrahlenden blauen Augen, feſſelten ſeinen ſchlichten Naturſinn in übermächtiger Weiſe. Er wagte ſich nicht in Käthens Nähe, er fühlte, daß ſie ihn mißächtlich überſah, und war doch beglückt, ihre Gegenwart zu genießen.

In der That ſaßen Mutter und Tochter mit der ihnen angeborenen und anerzogenen Haltung wie Fremdlinge an dem gedeckten Tiſch der einſtigen Hüttenmeiſterin. Ihre Manieren ſtachen empfindlich ab gegen diejenigen der gutherzigen Wirthinnen. Rudolph Steinert entging ein mißbilligendes Runzeln der ſchönen Stirn nicht, womit Käthe den Gebrauch des Meſſers beim Eſſen tadelte.

„Du wirſt Dich in die Lippen ſchneiden, Elſe," ſagte er unwillkürlich, indem er ihr das Meſſer aus der Hand nahm. „In England —"

„Waren Sie in England?" fragte Frau Jutta aufſchauend.

„Ja, ich komme eigentlich geradeswegs von daher!"

„Sie reiſen für Ihr Geſchäft?" forſchte ſie weiter.

„Ja, für mein Geſchäft! Vorher war ich in Frankreich und Belgien."

„Aber jetzt bleibt er hier!" rief Elsbeth, ſein Glas füllend.

„In Deutſchland wenigſtens!"

„Nein, hier! Du darfſt nicht wieder ſo weit fort! Mutter und ich wollen uns nicht abermals um Dich ängſtigen! — Fräulein v. Reinbold, iſt es nicht ganz in der Ordnung, wenn er endlich das Wandern aufgibt?"

Käthe zuckte die Achſel. Sie hatte erſt während des

Essens und zwar halb gezwungen Gelegenheit genommen, ihr Gegenüber zu betrachten.

Steinert war eine jener Erscheinungen, die in ihrer gesundheitstrotzenden Kraft für den Typus der Kinder aus dem Volke gelten können, denen es vorbehalten ist, die Vorzüge ihres Standes mit denen der höheren Klassen zu vereinen. Durch ihre Geistesbegabung und ein ausgesprochenes Fachtalent, verbunden mit bedeutender Willenskraft, finden sie vermöge ihrer natürlichen Aneignungsfähigkeit überall die Mittel zum Emporkommen. Dabei bewahrt sie ihr richtiges Gefühl davor, jemals ein Zerrbild der sich ihnen erschließenden höheren Gesellschaftskreise zu werden. Die Wurzeln, welche eine harte Jugendzeit im Boden der Entbehrung und Selbstüberwindung schlug, haften zu fest und tief, um sich ausheben zu lassen. Aus ihnen saugt der zukünftige große und berühmte Mann immer noch seine besten Kräfte, und niemals gab es ein geniales Kind aus dem Volke, das sich seines Ursprungs geschämt hätte. Im Gegentheil, sie rühmen sich dessen. Und hierin liegt der sicherste Beweis unverdorbener geistiger Gesundheit und sittlicher Größe.

Davon sah Käthe allerdings nichts. Sie fand nur, daß, wenn er besseren Anstand gehabt hätte, leichtere, elegantere Manieren, eine gewandtere Ausdrucksweise, er kein ganz übler Mann gewesen wäre. Das starke, dunkelblonde Haar, der dichte Vollbart, aus dem frische, rothe Lippen hervorstachen, die etwas tiefliegenden grauen Augen, welche so oft forschend auf ihr ruhten, der energische Schnitt seiner Züge — alles das war nicht häßlich. Nur Hände und Füße dieses bürgerlichen Mannes erschienen ihr, der Vollblutaristokratin, von geradezu abstoßender Gewöhnlichkeit.

Es kam ihr nicht in den Sinn, als sie neben ihrer Mutter die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufstieg, die

Frage zu thun: „Wie gefiel er Dir, Mama?“ So wenig hielt ſie Steinert der Beachtung werth.

— — — — — — — — — — — —

Als Elsbeth Mützler in der Frühe des kommenden Morgens erſchien, ſich nach dem Befinden der Frau v. Reinbold zu erkundigen und ihr ein Stück friſchgebackenen Kuchens zur Probe anzubieten, fing dieſe, nachdem ſie ein Medaillon mit dem Bildniſſe ihres verſtorbenen Gemahls bei Seite gelegt, während des Eſſens mit dem jungen Mädchen ein Geſpräch über deren Vetter an.

„In welcher Branche iſt er eigentlich thätig?“

„Sie meinen?“ fragte Elsbeth verwundert.

„Mama wollte wiſſen, in welcher Branche Ihr Vetter Steinert reist,“ fiel Käthe ungeduldig ein.

„Gar nicht! In gar keiner Branche!“ lächelte Elsbeth.

„Nun, er ſprach doch von England, Belgien,“ ſagte Frau Jutta ziemlich gleichgiltig. „Der Kuchen iſt Ihnen wohl gerathen, liebes Kind. Ein Hauch Vanillegeſchmack mehr vielleicht!“

„Ja, gnädige Frau, mein Vetter iſt nur zu ſeiner Belehrung ſo weit gereist.“

„Er ſagte aber doch, er ſei ganz armer Leute Kind,“ fiel Käthe abermals ungeduldig ein, der das junge Mädchen mit ihrer ſichtlichen Begeiſterung für einen Fabrikarbeitersſohn außerordentlich abgeſchmackt vorkam.

„Geweſen! Rudolph Steinert war ſehr arm. Jetzt iſt er ſehr reich!“ rief Elsbeth Mützler ſtolz. „Und wird noch viel reicher werden, ſagt man. Die Maſchine, welche er damals erfand, und auf die er ein Patent nahm, hat ihm viel, viel Geld eingebracht. Jetzt will er ſelbſt eine Papierfabrik kaufen und leiten.“

„Ein zukünftiger Millionär alſo,“ ſcherzte Frau Jutta in ihrer freundlichen Weiſe, die Wange der Sprecherin ſtreichelnd.

„Das wird er ſicher, gnädige Frau.“

„Und Sie ſind ſelbſt vermögend —“ ſagte Frau v. Reinbold neckend.

Elsbeth ſprang auf. „Ich muß nun hinunter gehen. Darf ich heute Nachmittag noch ein bischen Torte heraufbringen?“

Die Erlaubniß ward gern ertheilt, und das junge Mädchen eilte aus der Thür.

„Wie verändert die Kleine ausſieht. Ordentlich hübſch. Was doch die Liebe thut!“ ſeufzte Frau Jutta, ihr Spitzentuch gegen die Augen drückend.

„Glaubſt Du an die Million, Mama?“ fragte Käthe zögernd, während ſie ſich anſchickte, die Blumen im Fenſter zu begießen.

„Weshalb nicht? Solche Leute kommen unglaublich ſchnell in die Höhe. Ich habe oft davon gehört. Patente bringen viel Geld ein. Und dieſe Art Menſchen haben keine Bedürfniſſe, keine noblen Paſſionen, wie Dein ſchöner Vater ſie ſo reichlich beſaß. Sie geben nichts aus, ſondern nehmen ſtets ein. Iſt das ein Kunſtſtück, auf dieſe plebejiſche Art reich zu werden?“

Es war dies die längſte Rede vielleicht, welche Frau Jutta nach dem Tode ihres Gemahls gehalten, deshalb ſchien dieſelbe einen beſonderen Eindruck auf Käthe hervorzurufen. Sie trat vom Fenſter zurück und ſeufzte laut.

„Bisweilen,“ fuhr Frau Jutta fort, ſich bequem zurücklehnend und die weißen Hände auf dem Schoße faltend, „gelingt es ſolchen Leuten, ſich eine ganz leidliche Haltung anzugewöhnen. Man verhätſchelt ſie.“

„Dieſe Parvenüs?“ rief Käthe hochmüthig dazwiſchen. „Wer thut das, Mama?“

„Die Menſchen, Unſeresgleichen, der Staat. Orden und Ehrenzeichen werden ihnen verliehen.“

„Ich kenne keinen ſolchen Fall, Mama!“ ſagte Käthe

erglühend. „In unserer Gesellschaft daheim kam er nicht vor.“

„Nein! Aber er kommt sonst vor. Diese steinreichen Industriellen werden Großgrundbesitzer, Geheime Räthe —“

„Dieser Steinert etwa auch?“ fiel Käthe spöttisch ein.

„Warum denn nicht?“ erwiederte Frau v. Reinbold mit ihrem angeborenen Phlegma. „Zuletzt adelt der König sie, erhebt sie in den Freiherrnstand, ja, gewiß, liebe Käthe, so etwas kommt jetzt alle Tage vor!“

„Und dieser — ich meine, ein solcher geborener Fabrikarbeitersſohn wird dann in unseren Kreisen für vollgiltig angesehen? Ist's wahr, Mama? Sage mir die Wahrheit! Würdest Du, würde Papa einen solchen Baron Steinert als Euresgleichen anerkannt haben?“

„Die Nichte des Grafen Haunstein, die Schwester des jungen Mannes, welcher Grethe damals an jenem letzten glücklichen Abend etwas den Hof machte, ist ja an einen solchen reichgewordenen Industriellen verheirathet: Freiherr v. Koch! Erinnerst Du Dich des Namens nicht? Er hatte rund zwei Millionen Thaler erworben durch Grubenbesitz.“

„Eine Komtesse Haunstein? Das heißt, Mama,“ unterbrach Käthe sich hastig, indem sie ihrer Mutter Schulter umfaßte, „Koch war damals schon Freiherr?“

„Noch nicht. Sein Vater war kurz vorher geadelt worden. Das Andere folgte vor der Vermählung. Die Haunstein haben dabei jedenfalls ihren Einfluß höchsten Ortes geltend gemacht.“

„Das geht, Mama? Solche Dinge kann man durch Protektion erreichen?“ fragte Käthe mit athemloser Spannung.

„Weshalb nicht? Damit erreicht man heutzutage Alles. Die Baronin Koch nahm, als sie ihre Eltern besuchte, eine sehr angenehme Stellung ein. Ich sah nie so schöne Brillanten, als diese junge Frau trug.“

„Und wie sah der Mann aus, Mama?“

„Er hatte in seinem ganzen Wesen, sowie in seiner Erscheinung eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Herrn unten — wie hieß er doch?“

„Rudolph Steinert!“

„Sagte ich Dir denn nicht gestern vor dem Schlafengehen, meine liebe Käthe, dieser Mann erinnere mich an Jemand? An Baron v. Koch erinnerte er mich. — Gib mir etwas Ungarwein. Wir haben ja jetzt die hundertzwanzig Mark liegen. Aber was sprechen wir über solche gleichgiltige Dinge! Hast Du Dir den neuen Kreppschleier besorgt?“

„Nein, Mama! Ich will ihn aber jetzt kaufen. Ich muß in die freie Luft.“ Sie küßte ihre Mutter auf die Stirn, kleidete sich an und ging.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, der sie draußen empfing, mit Sonnenschein und Vogelzwitschern — aber daran dachte Käthe v. Reinbold nicht. In ihrem Gehirn kreisten seltsame Gedanken. Wer hatte dieselben erzeugt? Und zu welchem Entschluß wollten sie sie drängen? War es denn möglich, solchen Vorstellungen überhaupt Raum zu geben? Weshalb nicht, wenn eine Gräfin Haunstein das Beispiel gab!

Käthe zuckte zusammen. Ihr Herz schlug übervoll. Sie mußte das Gewirr der Straßen fliehen und in den Stadtpromenaden einsame Wege suchen, mit sich zu Rathe zu gehen. Frau Steinert! Nein, es war ja nur ein Uebergang. Sie würde schon Mittel und Wege finden, eine Freiherrnkrone zu gewinnen. Das war so selbstverständlich wie die blaue Luft, welche sie einathmete. Reich! Fabrikbesitzer! Auch ein Uebergang. Großgrundbesitzer!

Freilich mußte er gesellschaftlich erst von ihr erzogen werden. Dazu kann man reisen. Ein äußerer Schliff läßt sich beibringen. Was fehlt, ersetzt später das Geld

in den Augen der Menschen. Und dann, dann erlöst von aller Noth und Entbehrung! Allerdings durch ein schweres Opfer. Aber eben dieses Opfer mußte ihr die Gewalt über den Mann einräumen, zu welchem sie herabstieg mit ihrer Schönheit, ihrem alten Namen, mit Allem, was Kavaliere bezaubert hatte.

Wenn ein anderer Ausweg offen gestanden hätte, nie würde sie ein so erniedrigendes Schicksal für sich gewählt haben. Aber wo lag eine bessere Hoffnung in der Abgeschiedenheit und Unscheinbarkeit ihres jetzigen Daseins? Wenn ihre Jugendjahre so elend dahin schwanden und das Alter kam —

Sie preßte in heißer Angst vor diesem Bilde ihre Hände zusammen. Nur das nicht. Einen bürgerlichen Millionär zu heirathen war doch immer besser, als für Geld einer bürgerlichen Frau zu dienen, wie Grethe es that.

Der Schatten eines langsam Vorübergehenden traf ihr Antlitz. Käthe schaute auf. Noch glühten ihre Wangen von dem harten Seelenkampfe, noch leuchteten ihre Augen davon.

So sah sie Rudolph Steinert, als er, selbst erschreckt von dieser unvermutheten Begegnung mit dem Gegenstande seiner Träume, an der überlaubten Bank vorüberschritt.

Hastig grüßend wollte er sich entfernen, als Käthe, nun völlig eins mit sich und infolge dessen auch entschlossen die Mittel ergreifend, welche zum Ziele führten, freundlich lächelnd ihr Haupt neigte und seinen Namen rief.

Er blieb sofort stehen, obgleich er glaubte, sich geirrt zu haben. Die Wandlung kam ihm unbegreiflich vor. Aber der Zauber begann mächtiger zu wirken und immer mächtiger, jetzt, wo Käthe es darauf anlegte, ihn zu entzücken.

In seinen Augen gab es bald nichts Rührenderes als

dieſes ſchöne Mädchen, welches ihr unverdientes hartes Loos mit ſo ſtolzer Ergebung trug. Gerade ihr Unglück machte ſie doppelt anziehend. O, es mußte himmliſch ſein, ſie alles das vergeſſen zu machen, ſie zu entſchädigen und von aller Sorge zu befreien! Was konnte die Tochter für den leichtſinnigen Vater? Und wenn ſie den Urheber ihres Leides dennoch ehrte, ja, bewunderte, gab es ein beſſeres Zeugniß für ihr kindlich weiches Gemüth? —

Käthe nährte dieſe Flamme fortan wiſſentlich und unwiſſentlich mit jedem Worte, das ſie ſprach, mit jedem Aufſchlag ihrer blauen Augen. Sie ſah bald ein zu ihrer hohen Befriedigung, daß es dieſem ſchlichten Manne gegenüber keines Reizmittels der Koketterie bedurfte, weil er noch mit der vollen und unentweihten Kraft natürlicher Empfindung zu lieben vermochte; daß ſie ſich ſeiner wachſenden Leidenſchaft gegenüber paſſiv verhalten konnte und doch immer näher dem Ziele rückte. Ohne grauſam ſein zu wollen, ohne daran zu denken, Elsbeth tödtlich in's Herz zu treffen, ja, ohne deren geiſterhafte Bläſſe nur zu beachten, ging ihre ſelbſtiſche Natur, getrieben von der Angſt um die Zukunft und der Sehnſucht nach Lebensgenuß, gerade auf das Ziel los.

Sie kämpfte zu Zeiten noch immer hart an gegen die Vorſtellung, ſich von Steinert's arbeitsrauhen Händen umfaßt und geliebkost zu ſehen, und ſie litt auch wirklich darunter. Aber viel mehr litt Steinert durch die Gewißheit, daß er Elsbeth Mützler in ihren heißeſten Hoffnungen betrog.

Nicht, daß er je annähernd für ſie empfunden hätte, was er für Käthe beim erſten Anſchauen empfand. Er wußte, daß ſie Beide von Jugend auf, im Scherz zuerſt, dann aus Gewohnheit, zuletzt aus reiner Freundſchaft und Anhänglichkeit ſich ſtets als zukünftige Ehegatten betrachtet hatten. Bei Elsbeth war nun aus der Freundſchaft Liebe

geworden. Dieses Band zerreißen, war für das tiefveranlagte Gemüth des Mädchens gleichbedeutend mit einer Wunde, die man verbergen kann, aber nicht heilen.

Hätte Rudolph Steinert ahnen können, wie unauflöslich fest Elsbeth's Liebe zu ihm mit ihrem ganzen Lebensmuth verwachsen war, wie gerade ihr demüthiges Harren und Schweigen in dieser qualvollen Zeit das beste Zeugniß für ihre selbstvergessene Hingebung gab, er würde den blassen Lippen und von schlaflosen Nächten eingesunkenen Augen vielleicht doch das Opfer einer unfreiwilligen Wahl gebracht haben.

So aber, zum ersten Male und mit vollster Innigkeit liebend, kam es ihm vor, als könne auch Elsbeth's Gefühl für ihn nur das schwache Abbild wirklicher Liebe gewesen sein. Nichtsdestoweniger an Treue und Ehrlichkeit hangend, konnte er sich nicht entschließen, ihr seine Neigung für Käthe einzugestehen.

Die Stätte des Friedens, Frau Mützler's Heim, war eine Stätte bitterster Unruhe geworden. Elsbeth's heiße Bitten hatten Frau Mützler bewogen, in dieser Sache kein Wort zu Gunsten ihrer Tochter zu sprechen, überhaupt keine Auseinandersetzung herbeizuführen. Elsbeth selbst befand sich in einem unaufhörlichen Wechsel von fieberhafter Erregung und Niedergeschlagenheit. Rudolph Steinert, dessen Geschäfte längst zur Befriedigung abgewickelt waren, verzögerte seine Abreise von Tag zu Tag. —

Der Abend war niedergesunken. Ganz tief im Westen flammte noch ein schmaler Streifen orangegelb über der Stelle, wo die Sonne niedergegangen war. Die Luft, für einen Maiabend ungewöhnlich heiß, drang zu dem offenen Fenster herein, an welchem Rudolph Steinert saß, den Kopf in die Hand gestützt.

Seine Schulter ward leicht berührt. Er schreckte auf. Elsbeth stand vor ihm. Sie war sehr blaß, durchsichtig

faſt, aber aus ihren Augen ſprach ein friſcher, geſunder Muth.

„Was willſt Du?“ fragte er erſtaunt über ihr ungewohntes Erſcheinen in dieſem Zimmer.

„Dich von einer Laſt befreien, die Dich ſehr viel ſchwerer drückt, als nöthig iſt.“ Sie überwand das heftige Klopfen ihres Herzens, dieſen inneren Widerſpruch, mit einem halben Lächeln. „Du befindeſt Dich nämlich in einem Irrthum.“

„Irrthum?“ fragte er bitter.

„Weil Du glaubſt — und bei Deiner rechtlichen Denkungsweiſe iſt das ganz natürlich — ich könnte mich für verletzt halten durch Deine andere Wahl.“

„Biſt Du es nicht?“ rief er überraſcht aufſpringend. In Täuſchung gänzlich unbewandert, konnte er auch dieſe großherzige Unwahrheit nicht als ſolche erkennen.

Der freudige Ton ſeiner Stimme raubte ihr faſt den Athem. „Nein, nicht für meine Perſon,“ ſagte ſie leiſe. „Ich denke nur —“

„Was denkſt Du, Elſe?“ Er faßte, wie erlöst von ſchwerer Laſt, ihre beiden Hände und drückte ſie kräftig in den ſeinen. „Sprich, was denkſt Du?“

„Daß Du Dir mit Deiner Wahl vielleicht ſelbſt zu nahe trittſt. Haſt Du Alles genau überlegt, Rudolph? Paſſeſt Du zu Katharina v. Reinbold? Paßt ſie zu Dir?“

„Ich liebe ſie — Du kannſt es ja nun wiſſen, meine gute Elſe, und ſie —“

„Und ſie?“ forſchte ſie, ihr Haupt langſam ſenkend.

„Ich darf glauben, daß ſie mich wiederliebt.“

„Dich? Wirklich Dich?“

„Nicht mich? Was denn?“

„Es iſt gut. Du biſt glücklich!“ ſagte ſie abbrechend. „Ich wollte Dich noch bitten, Deine Werbung droben zu beſchleunigen. Wir haben ſoeben eine Aufforderung von

einer alten Jugendfreundin der Mutter erhalten, ſie möglichſt bald zu beſuchen. Morgen früh reiſen wir ab. Da muß die Wohnung geſchloſſen werden. Verzeih', es ſieht ſehr unhöflich aus, aber es geht nicht anders. Mutter packt ſchon unſere Sachen ein."

Sein Zartgefühl ſagte ihm, daß die beiden Frauen einer Zeugenſchaft ſeines Glückes vielleicht nicht ungern entgingen. Die Wahrheit ahnte er nicht, daß Frau Mützler ihre Einwilligung zu dieſer Unterredung nur um den Preis gegeben hatte, am nächſten Morgen mit Elsbeth die Stadt zu verlaſſen, gleichviel wohin.

„Bleibt mir da eine Wahl?" fragte er lächelnd. „Ihr ſetzt mich vor die Thür."

Sie wandte ſich ſchnell ab, kehrte aber ebenſo ſchnell zurück. „Wenn Du uns Lebewohl ſagen willſt, muß es gleich geſchehen. Morgen früh regt es Mutter zu ſehr auf." Sie reichte ihm die Hand, die ſo kalt und blaß war wie ihre Wange. „Lebe wohl, Rudolph! Sei glücklich, wie Du es verdienſt!"

„Lebewohl, meine gute Elſe! Werde geſund und ſtark, wie ich hoffe, daß mein Glück werden wird." Er drückte ihre Rechte an ſeine Bruſt in überwallendem Gefühl. — „Du haſt noch etwas auf dem Herzen. Was iſt's?"

Sie ſchüttelte das Haupt, aber die innere Macht war doch ſtärker. „Es fiel mir ſoeben etwas ein, es packte mich wie Angſt. Es iſt ja Thorheit!" Sie ſah ihm mit ihren klaren Blicken feſt in's Antlitz. „Du wirſt mich ja ſo gern entbehren."

„Elſe —"

„Jawohl! Aber —" ſie preßte ſeine Finger heftig. „Siehſt Du, es muß herunter, ſonſt hätte ich keine Ruhe. Wenn ein Tag käme, Rudolph, wo Du Jemandes Hilfe brauchſt — ich meine, wenn Dir um eine Unterſtützung bange iſt, dann rufe mich. Mich ganz allein!"

Ihr Geſicht trug einen verklärten Ausdruck, wie ſie jetzt bittend vor ihm ſtand.

Er nickte ihr freundlich zu. „Das verſpreche ich gern. Aber ich werde hoffentlich nie in die Lage kommen. Nie! Ich weiß es!“

Sie löste ihre Hand aus der ſeinen und verließ das Zimmer.

7.

Ein ſtrahlender Septembermorgen ging über Nizza auf. Vom blauen Meeresſpiegel her wehte ein kühler, erfriſchender Wind und linderte die Sonnengluth zu jener heilbringenden Milde, welche Tauſende und aber Tauſende nach dieſer Perle der Riviera hinlockt.

Rings um die finſtere Altſtadt und die elegant gebaute Neuſtadt bis zu den allmälig aufſteigenden Hügelketten hin breitet ſich ein Kranz anmuthig gelegener, in der Morgenſonne ſchimmernder Villen aus. Das Leben in Nizza iſt ſchon erwacht. Die Läden werden zurückgeſchlagen und die roſenumrankten Veranden geöffnet. Noch blitzt der Thau in den üppig entfalteten Blumenkelchen und den tiefgrünen Raſenflächen, die Sammetteppichen an Fülle und Farbe gleichen, aber ſchon ſchallen von der Promenade die lockenden Klänge der Morgenmuſik herüber, und die Alleen und Plätze beleben ſich mit Spaziergängern. Kranke wagen ſich noch nicht hinaus zu dieſer thauigen Frühe. Was ſich unter Lachen und heiteren Geſprächen hier bewegt an männlichen und weiblichen Kurgäſten, iſt geſund, übermüthig, genußfähig und genußſüchtig. Nizza als Seebad und klimatiſcher Kurort iſt berühmt, berühmter aber iſt es noch durch den internationalen Zuſammenfluß intereſſanter Fremder von zweifelloſem und zweifelhaftem Namen und Gewerbe.

Man will ſich amüſiren. Die Natur ſelbſt lädt dazu in ihrer verſchwenderiſchen Schönheit ein. —

Die Muſik klang heute beſonders hell und ſchön. Sie ſpielte die Ouverture zum „Freiſchütz“.

Das junge einfach gekleidete Mädchen, welches, den hellen Strohhut auf den blonden Haaren, auf der Engliſchen Promenade einſam dahin ſchritt, vernahm die wohlbekannten Klänge mit wahrer Freude. So weit von Heimath und Familie getrennt, ſchienen ſie ihr ein Gruß beider zu ſein.

Grethe v. Reinbold ſetzte ſich auf eine Bank und lauſchte. Ihre Gedanken flogen nach Blaubuch zurück. Hier war es ja viel herrlicher, aber im Park des väterlichen Gutes, unter den rauſchenden Eichen und Buchen, war ſie doch glücklicher geweſen, ehe eine tückiſche Stunde ſie irre führte. Sie mußte aufſpringen. Jedesmal empfand ſie bei dieſer Vorſtellung das alte Gefühl, als ſtocke ihr der Athem in der Bruſt. Sie wandte ihre Blicke haſtig auf das Meer hinaus, um ihre Gedanken abzulenken. Die Wellen plätſcherten gegen das Geſtade, die Wolken zogen darüber hin.

„Grüßet meine arme Mutter!“ flüſterte Grethe.

Sie hatte in den letzten Monaten nur wenig von den Ihrigen zu hören bekommen, und dieſes Wenige, was Frau Jutta's immer träge Feder hergab, war mit allerhand geheimnißvollen Andeutungen untermiſcht geweſen, welche eine Veränderung ihrer Lage oder Verbeſſerung derſelben vermuthen ließen. Grethens Unruhe war deshalb auf das Aeußerſte geſpannt.

Sie ſah nach der Uhr. Noch eine halbe Stunde gehörte ihr. Keine Minute darüber. Mit dem Schlage acht trug der alte Auguſt die ſilberne Theemaſchine mit dem brodelnden Keſſel auf den Tiſch der Veranda, und genau zehn Minuten nach acht Uhr erſchien die Generalin, tadellos friſirt und angekleidet, ihr Frühſtück einzunehmen.

Je näher das junge Mädchen dem Strande kam, desto lebendiger und farbenreicher gestaltete sich das Treiben. Blumenverkäuferinnen boten ihre duftige Waare geschäftig zum Verkauf aus. Ueberall prangten Rosen, an den Schultern der Damen, in ihren Händen, an ihren Gürteln und in den Knopflöchern der männlichen Elegants.

Auch Grethe konnte dem Verlangen nicht widerstehen, einen Strauß zu erwerben. Aber in demselben Augenblick, wo sie ihn bereits mit den Fingern berührte, griff ein fremder Herr rücksichtslos darnach, indem er ein Geldstück in die Hand der Verkäuferin fallen ließ.

Grethe, allein und unbeschützt, wandte sich hastig ab, als sie hinter sich eine Männerstimme sagen hörte: „Dieser Strauß gehört jener Dame, mein Herr, wie Sie wissen! Ich fordere ihn für diese Dame zurück."

Die Erwiederung des Angeredeten konnte sie nicht mehr verstehen, da sie von Angst getrieben vorwärts eilte. Diese Angst nahm zu, als sie verfolgende Schritte vernahm und zuletzt sogar ihren Namen rufen hörte.

Sie blieb aufathmend stehen.

„Warum flüchten Sie denn so eilig vor mir, gnädiges Fräulein?"

Ein glückliches Lächeln der Erinnerung glitt über ihre Züge, aber es verschwand ebenso schnell. Was lag zwischen ihrem gemeinsamen letzten Gange hinter ihres Vaters Sarge und dieser Frühstunde zu Nizza!

„Haben Sie mich denn nicht erkannt? Ich Sie auf der Stelle. Eben wollte ich mich grüßend Ihnen nähern, als der brutale Spanier dazwischen griff."

„Graf Haunstein!" Grethe reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen!"

„Wie geht es Ihnen denn?" fragte er, seine Lippen auf ihren seidenen Handschuh drückend. „Sie sind —" er stockte und erröthete.

„Ich bin Geſellſchafterin geworden, ſo iſt es!“ fiel ſie ſanft ein.

„Sehr ehrenwerth! Sehr traurig!“ flüſterte er, das reizende Antlitz des jungen Mädchens betrachtend. Nach dem Schickſal der beiden anderen Damen zu fragen, geſtattete ihm ſein Zartgefühl nicht. „Gefällt es Ihnen hier?“

„O ſehr!“ ſagte Grethe mit Thränen im Auge, gegen die ſie vergebens ankämpfte. „Es iſt ſehr freundlich von Ihnen, ſo zu denken und ſich meiner nicht zu ſchämen.“

„Schämen!“ rief er heftig. Gleich darauf fuhr er ruhig fort: „Seit wann ſind Sie hier?“

„Seit vorgeſtern. Wir waren bis jetzt in Tirol.“

„Und machen Sie immer einſame Spaziergänge?“

„O nein!“ lächelte ſie kopfſchüttelnd. „Excellenz Liebermann iſt ſehr gut zu Fuß. Nur die Zeit bis acht Uhr gehört mir allein. Ich muß jetzt gehen. Leben Sie wohl!“

„Auf Wiederſehen!“

Sie ſtanden am Anfang der Straße, in welcher die Villa der Generalin gelegen war.

„Sehen Sie einmal dorthin!“ ſagte der Graf, mit jeder Minute geizend, die er in Grethens Nähe verleben durfte, indem er mit der Hand nach dem Oſten der Stadt wies.

Hinter dem blinkenden Fluß und der düſteren, vom Sonnenlicht jetzt vergoldeten Altſtadt erhob ſich der Schloßberg in ſo wunderbarer Klarheit aus der grünen Umfaſſung ſeiner Parkanlagen, daß es ſchien, als wolle er in den blauen Himmel hineinwachſen. Auf ſeinem Gipfel, durchſichtig faſt, in den ſchönſten und ſchärfſten Umriſſen, zeigten ſich die maleriſchen Trümmer des einſtigen Schloſſes Clériſſy, und endlich auf dem höchſten Punkte die neue ſchön erbaute Plattform. Das Ganze ähnelte in dieſer

klaren Beleuchtung einer Fata Morgana, die, plötzlich hingezaubert, ebenso schnell verschwinden muß.

„Von dort oben hat man eine entzückende Aussicht," sagte der Graf, von der süßen Schwermuth fast angesteckt, die sich in Grethens Antlitz malte bei dem zauberhaften Anblick. „Wenn Sie vielleicht einen männlichen Begleiter zu weiteren Fußtouren wünschten, verfügen Sie, bitte, ganz über mich. Ich wohne im ‚Englischen Hof'!"

„Danke, lieber Herr Graf!" sagte Grethe halb scherzend, halb ernsthaft. „Die Generalin ist ein sehr gewandter Führer. Da schlägt es acht Uhr! Adieu!"

Sie nickte ihm noch einmal zu und eilte schnellen Schrittes nach einer reizend zwischen Baumpflanzungen gelegenen Villa, durch deren Vorgarten sie leichtfüßig die Stufen zur Veranda emporhüpfte. Droben war der Theetisch bereits gedeckt. Grethe legte hastig das erstandene Sträußchen auf die Serviette der Generalin und begann dann deren Morgenbrödchen sorgsam mit Butter zu bestreichen, während der alte Diener die Maschine auf den Nebentisch setzte und die geöffnete silberne Theebüchse auffordernd daneben.

„Es ist hohe Zeit, August, nicht wahr?" lächelte Grethe, zwei Löffel des duftenden Krautes in die Kanne schüttend.

„Na, es wird noch gehen!" gab er schmunzelnd zurück. Er liebte das junge Mädchen, die ihm nur freundlich begegnete. „Sonst hätte ich aufgegossen — zur Noth."

Sie nickte, schnell den Strom kochenden Wassers in das Gefäß rinnen lassend.

„So. Fertig! — August, ist der Briefbote schon dagewesen?"

„Noch nicht. Excellenz kommt!"

Grethe schob den Vorhang der Veranda noch ein wenig bei Seite, als die Thür sich aufthat, und die alte Gene-

ralin markigen Schrittes durch den Gartenſalon auf die Veranda hinaustrat.

Auguſt verneigte ſich ehrfurchtsvoll, was ſie mit einem kräftigen „guten Morgen“ erwiederte, während Grethe, ihr entgegeneilend, die dargereichte Hand an ihre Lippen drückte.

„Guten Tag, Kleine! Na, hatten wir Furcht, zu ſpät zu kommen? So rothe Backen läuft man ſich an, ohne daß man's weiß.“

„Ja, wirklich, Excellenz, es war nahe daran,“ ſagte Grethe lächelnd, ihrer Herrin die altmodiſche und ſehr koſtbare Taſſe füllend.

„Aha, dachte ich's doch!“ lächelte die Generalin, den Thee prüfend. „Warten Sie nur, nächſtens werde ich noch früher aufſtehen. Die Blumen hier ſoll ich haben?“

Grethe nickte. „Bitte, ja!“

„Danke!“ Die tiefe Stimme der alten Excellenz legte einen außerordentlich angenehmen Klang in dieſes kurze Wort.

„Von heute Nachmittag an werden wir unſere gewohnten Spaziergänge wieder aufnehmen.“

„Nach dem Schloßberg?“ fiel Grethe ein. „Dort ſoll die Ausſicht herrlich ſein.“

„So? Wer ſagte Ihnen das?“ forſchte die Generalin, ihren Löffel niederlegend.

„Ich traf einen Bekannten unſeres Hauſes.“

Grethens Auge haftete frei und unbefangen an dem Blick der Generalin, obwohl ihre Wangen ſich höher färbten.

„So! Und dieſer Bekannte heißt?“

„Graf Eduard Haunſtein.“

Sie berichtete nun über das gehabte Zuſammentreffen und war ſehr erſtaunt, Excellenz Liebermann ſagen zu hören, daß ſie die Bekanntſchaft dieſes Herrn zu machen wünſche.

„Ich muß den Umgang meines Geſellſchaftsfräuleins doch kennen lernen," ſetzte ſie kurz hinzu.

„Wenn ich ihn wieder treffen ſollte, darf ich ihm geſtatten, ſich Ihnen vorzuſtellen, Excellenz?"

„Ganz gewiß! Ich habe nämlich," fuhr die Generalin halb ſcherzend, halb ernſt fort, „ein ſicheres Auge für Windbeutel und Prahlhänſe. Jeder Vogel hat eine Feder, an der ich ihn erkenne."

„Und welche Feder war's an mir?" fragte Grethe, ihr Köpfchen zutraulich neigend.

„Hier dieſe!" Die Generalin wies auf die Lippen des jungen Mädchens. „Die Menſchen flunkern gern von der Untrüglichkeit des Auges. Dummes Zeug! Beſten Falles ſieht man bis auf die Hälfte Wegs nach dem Herzen. Augen lügen, mein Kind. Aber was nicht lügen kann, das iſt der Zug um die Lippen. Der macht ſich unfreiwillig geltend bei aller Schauſpielerei. Und gerade am Schauſpielern merkt man den Gaſt erſt recht. Sie finden hier zwiſchen Naſe und Kinn die ganze Charakteriſtik eines Individuums deutlich geſchrieben für den, der's leſen kann."

„Die Poſt, Excellenz!" ſagte Auguſt, einen ſilbernen Teller, auf welchem Zeitungen und Briefe geordnet lagen, der Hausfrau darreichend. „Und hier, dieſen Brief brachte ein Diener aus dem ‚Engliſchen Hof'!"

Die Generalin nahm ihm den Teller aus der Hand.

„Räumen Sie ab!" Dann überflog ſie die einzelnen Aufſchriften. „An Sie, mein Kind! Noch einmal an Sie! Und zum dritten Mal!"

Grethe empfing die drei Schreiben mit Unruhe und Freude zugleich. Das eine trug den Poſtſtempel Nizza, das zweite die Schriftzüge ihrer Mutter — darüber vergaß ſie das dritte ganz.

Raſch die Hülle des erſten zerreißend fiel ihr eine

Karte entgegen, welche ſie alsbald der Generalin überreichte.

„Graf Haunſtein bittet um die Erlaubniß, den beiden Damen, Excellenz Liebermann und Fräulein v. Reinbold, heute Vormittag ſeinen Beſuch machen zu dürfen!“

„Gern gewährt!“ ſagte die Generalin. „Auguſt, gehen Sie ſpäter in den ‚Engliſchen Hof‘ und fragen Sie nach dem Grafen Haunſtein. Eine Empfehlung — der Herr Graf ſei willkommen!“

Sie blickte dabei forſchend auf Grethe. Nichts von Freude oder Erwartung lag auf deren reizenden Zügen. „Leſen wir nun weiter, liebes Kind!“

Grethe ſchlug den Brief ihrer Mutter haſtig auseinander. Da ſtand nach einigen einleitenden Worten:

„Käthe wünſchte, daß über eine Sache, zu der ſie ſich ſchweren Herzens, aber aus Vernunftgründen entſchloſſen, vollkommenes Schweigen herrſche. Und ſo erfährſt Du jetzt erſt, liebe Grethe, daß Deine Schweſter ſich vor einigen Wochen mit einem ſehr reichen Fabrikbeſitzer, Rudolph Steinert, verlobte.“

Auf dem Antlitz der Leſenden wechſelte tiefes Roth und tiefe Bläſſe. Es war ihr, als ob ſich ein Alp auf ihre Bruſt wälze. Die Buchſtaben begannen unſicher vor ihren Blicken zu tanzen.

„Aus denſelben nur zu berechtigten Gründen wünſcht Deine Schweſter eine ganz ſtille Hochzeitsfeier zu halten. Es wird ſpäter Alles geſchehen, um die Ungleichheit zwiſchen ihr und Steinert auszugleichen, wenigſtens vor den Augen der Welt. Es wäre unſerer armen Käthe ſehr ſchmerzlich, Deine Glückwünſche anhören zu müſſen, deshalb habe ich Dir auch den Tag ihrer ehelichen Verbindung verſchweigen müſſen. Sie findet am 24. September Vormittags zehn Uhr in der Kirche des kleinen Ortes ſtatt, an welchem ſich die Papierfabrik Deines jetzigen Schwagers

befindet. Unsere erste Sorge wird sein, daß er ein Rittergut käuflich übernimmt. Rittergutsbesitzer ist ein anständigerer Titel. Das junge Paar reist nach der Trauung auf sechs Wochen nach Paris und London. Käthe wollte selbstverständlich mindestens ein Vierteljahr reisen, aber Steinert war so unhöflich — Du kennst diese Art Menschen nicht — von Geschäften und solchen häßlichen Dingen zu reden. Ich werde gleich in dem Parterre des Hauses wohnen bleiben. Später werden wir uns freuen, auch Dich dort begrüßen zu können. Deine Dich liebende Mutter."

Nachschrift. „Bitte, schicke kein Geld mehr. Ich habe jetzt mehr als genug, um mein Schicksal gelassen zu ertragen."

Nachschrift. „Käthe wünscht, daß Du in Deinen Briefen an sie nie vergissest, geborene v. Reinbold hinzuzusetzen."

Ein Strom heißer Thränen rann aus Grethens Augen. Sie drückte die Stirn in beide Hände und weinte laut. Jetzt, gerade jetzt, läuteten drüben in einem fremden Kirchlein die Hochzeitsglocken eine stille Feier ein. Von fremden, neugierigen Gesichtern umgeben, an der Seite eines fremden Mannes, trat ihres Vaters Lieblingstochter zum Traualtar. Ohne Liebe, ohne Sehnsucht im Herzen, ohne Verlangen auch nach der einzigen Schwester, an deren Brust sie Glück oder Schmerz hätte ausweinen können. Niemand, selbst die eigene Mutter nicht, wünschte ihre, Grethens, Nähe. Nun war ihr auch die letzte Heimath geraubt. Jetzt war sie für immer der Gnade fremder Menschen übergeben.

Grethe fühlte ihr Haupt sanft berührt. Es waren die Lippen der Generalin, welche sich auf ihr lockiges Haar drückten.

„Nur nicht gleich muthlos, Kleine. Was hat's denn wieder so Schreckliches gegeben?"

„Leſen Sie!“ ſchluchzte Grethe, die Hand der Generalin unter rinnenden Thränen küſſend, in dem Gefühl, als ſei deren Schutz fortan ihre einzige Zuflucht. „O, bitte, glauben Sie mir, daß ich ſehr unglücklich bin!“

„Das wußte ich ſchon lange, Kind, daß Sie irgendwo der Schuh empfindlich drückt. Nun iſt's gut, daß ich endlich klar ſehe.“

Sie nahm Frau Jutta's vom Weinen halbverwiſchtes Schreiben zur Hand und las es ſehr aufmerkſam und mit ſichtlicher Mißbilligung, ja mit verächtlichem Lächeln durch. Dann legte ſie es auf den Tiſch zurück und ſagte ruhig: „Sie haben Urlaub bis Mittag. Zu Tiſch wollen wir uns wiederſehen!“

Grethe ſprang auf. Heimweh, Schmerz, Angſt und Dankbarkeit durchbrachen den letzten Reſt ſcheuer Zurückhaltung. Sie wußte nicht, daß ſie es that, und auch nicht, weshalb ſie es that, als ſie plötzlich vor der hohen Geſtalt der Generalin niederſank und das heiße Antlitz in deren grauſeidenes Kleid drückte.

Excellenz Liebermann verſtand ſie deſto beſſer. Und voll herzlichen Mitgefühls und wahrhaft mütterlicher Zuneigung hob ſie das junge Mädchen auf und drückte Grethens Haupt gegen ihre Bruſt.

„Folgen Sie nur immer der Stimme Ihres Herzens, meine liebe Grethe, ſo werden Sie auf das Richtige ſtoßen, wie zum Beiſpiel jetzt eben auf mein mütterliches Empfinden für Sie. Nun aber, Kopf hoch!“

Sie küßte Grethe auf die Stirn und ſchob ſie von ſich.

Als das junge Mädchen das Zimmer verlaſſen hatte, murmelte die alte Dame vor ſich hin: „Jetzt noch den jungen Grafen etwas bei Licht beſehen!“

Zur Beſuchszeit erſchien Haunſtein im Gartenzimmer der alten Excellenz. Grethe war nicht anweſend.

Wie zurückhaltend auch das Betragen der Generalin dem jungen Manne gegenüber anfangs war und wie scharf sie ihm nach ihrer Weise „auf den Zahn fühlte", der Eindruck, den sein offenes, etwas schüchternes Wesen auf sie machte, verminderte ihre kühle Haltung. Er war nach ihrer Ansicht ein ehrenwerther, brauchbarer Mensch von frischem und gewinnendem Aeußeren. Ob er aber der geeignete Ritter sei, das Herz ihres reizenden Dornröschens aus dem Schlummer zu erwecken, das blieb der alten Dame doch sehr zweifelhaft, wenngleich Haunstein seine innige Neigung zu dem schönen, unglücklichen Mädchen ehrlich genug durchblicken ließ.

„Dürfte ich vielleicht hoffen," sagte der Graf, mit seinen Erfolgen ganz zufrieden, obwohl er Grethens Nähe schmerzlich vermißte, „mich Eurer Excellenz in irgend einer Weise nützlich machen zu können während meines Aufenthaltes hierselbst?"

„Wer weiß!" erwiederte die Generalin sich erhebend. „Man soll nichts verreden, obzwar ich immer gern auf meinen eigenen Füßen stehe. Jedenfalls habe ich mich gefreut, Sie kennen zu lernen, Herr Graf."

Die Generalin hatte flüchtig daran gedacht, den jungen Mann über die früheren Verhältnisse ihres Schützlings auszuforschen, aber nach diesem Einblick in Frau Jutta's Brief lag die Reinbold'sche Lebenstheorie und deren Folgen so greifbar klar vor den Augen dieser scharfsinnigen Menschenkennerin, daß sie glaubte, davon Abstand nehmen zu können, um so mehr, als Grethens Bedürfniß nach vertraulicher Mittheilung sich jetzt zweifellos Bahn brechen würde.

Währenddessen hatte das junge Mädchen, aufgewühlt in ihrem tiefsten Herzeleid und zitternd und glühend vor Erregung, die Villa verlassen, den Schleier trotz des herrlichen Sonnenscheins fest um die heißen Augen gelegt.

Von dem bunten Gewimmel, welches ſie alsbald umgab, nichts ſehend, verfolgte ſie haſtig ihren Weg. Niemand achtete auf das ſchlicht gekleidete Mädchen, deſſen Antlitz beſtändig die Erde ſuchte. Bald gelangte ſie an einen einſamen Fleck inmitten der ſchönen Natur, von wo aus ſie einen weiten Ueberblick über das blaue Meer hatte. Dort ließ ſie ſich nieder. Sie wollte allein ſein mit ihrem Herzen und mit der Tröſterin Natur. Unter heißen Thränen gedachte ſie der nun vermählten Schweſter, welche doch nicht an ſie gedacht, wünſchte ſie Heil und Glück für Käthens Zukunft, und daß ihr kaltes Herz für den Gatten ſich erwärme.

Der erſte, heftigſte Sturm in ihrer Bruſt war bald überwunden. Schon konnte ſie ſich des günſtigen Geſchickes freuen, das ihre Schritte gerade zu einer ſo vortrefflichen Frau geleitet, wie die Generalin Liebermann war, und als ſie jetzt ihr Auge ſinnend auf der herrlichen Landſchaft weilen ließ, als die höhere Harmonie der Natur, in der aller Kampf und Streit ſich ausgleicht, jetzt auf ihre Seele wirkte, fühlte ſie ſich erleichtert und ſtillbefriedigt. So trat ſie den Heimweg an.

Bald gerieth ſie wieder in die belebten Theile der Stadt, und der Menſchenſtrom führte ſie in ſeiner Mitte fort. Das bewegte Treiben zog ihre Aufmerkſamkeit an. Aus dem bunten Gedränge tauchten hier und da einzelne beſonders auffallend und phantaſtiſch gekleidete Geſtalten auf, Sterne der Geſellſchaft, durch Rang, Reichthum, Talent oder Galanterie ausgezeichnet. Grethe empfand keinen Neid, daß ſie, vielleicht die lieblichſte aller vorüberſchreitenden Frauen, unbeachtet ihres Weges fortging. Ihre blauen Augen ſchauten hell in die Runde.

Plötzlich, an einer Biegung der Straße, ward ſie blaß wie der Tod. Sie empfand ein Gefühl, als ſetze ihr Herzſchlag aus.

Aber der Schreck ging vorüber. Es konnte nur eine Täuschung gewesen sein. Aber selbst diese Täuschung — welche Wunden riß sie auf! Dennoch konnte Grethe es nicht hindern, daß ihre Blicke noch einmal nach der Stelle jenes Straßenüberganges hinüberflogen, wo sie die Erscheinung zu sehen geglaubt.

Nichts! Aus der Fülle fremder Gestalten tauchte kein bekanntes Antlitz auf.

„Es ist meine eigene Angst, die mich äfft," seufzte sie, unwillig über sich selbst.

— — — — — — — — — — — —

Die Generalin hatte nach dem Fortgang des Grafen noch einen Besuch erhalten. Ein früherer Regimentskamerad ihres verstorbenen Gatten, der gleichfalls den Winter in Nizza zuzubringen gedachte und ihren Namen in dem Fremdenanzeiger gelesen, führte ihr seine Nichte und deren Tochter zu. Zu jeder anderen Zeit würde Excellenz Liebermann eine solche überflüssige Bekanntschaft dankbar abgelehnt haben, jetzt aber beschloß sie um Grethens willen, dieselbe zu pflegen. Das junge Mädchen sollte Zerstreuung haben. Demgemäß ward Grethe beim Eintritt in das Gartenzimmer von der Familie v. Herzberg auf das Freundlichste empfangen und mit ihrer zukünftigen Genossin Klara bekannt gemacht.

„Meine liebste Excellenz," sagte Frau v. Herzberg, deren ganze Seele in solchen Dingen aufging und nebenbei in der Sorge um einen reichen Schwiegersohn, „Sie werden uns auf die nächste Réunion begleiten, nicht wahr? Ich kann es nicht müde werden, den Frohsinn der Jugend zu beobachten."

„Ich auch nicht, wenn auch nicht gerade auf dem Tanzboden," erwiederte die Generalin etwas schroff. „Aber es ist wirklich mein Wille, zu sehen, ob Sie eine ebenso flinke Tänzerin als Bergsteigerin sind, liebe Grethe."

Das junge Mädchen erröthete tief. Sie wäre ſehr gern von dieſem Vergnügen ausgeſchloſſen geweſen, aber gegen einen ſo beſtimmt ausgeſprochenen Wunſch der Generalin gab es keine Weigerung.

Excellenz Liebermann lächelte. „Die Leute könnten ſonſt denken, ich ſei die böſe Frau im Märchen, welche hübſche Mädchen an ſich lockt und dann einſperrt. Na, da ſehen Sie, Frau v. Herzberg, das närriſche kleine Ding! Wenn ich ihr zumuthete, ſie ſolle die halbe Nacht bei mir wachen, ſtatt zu tanzen, würde ſie ein glücklicheres Geſicht machen.“

„Ja, Excellenz!“ flüſterte Grethe, ſich ſchüchtern an ihre Seite lehnend.

Herr v. Herzberg reichte Grethe die Hand. „Mein Fräulein, nehmen Sie ſich unſerer kleinen Stummen freundlich an. Und wenn es möglich iſt, ſo gewöhnen Sie ihr die ganz grundloſe Verlegenheit ab.“

„Ach ja!“ ſagte Klara v. Herzberg aus tiefſtem Herzensgrund.

Grethe mußte lachen. „Ich bin ſelbſt kein Held.“ —

Als ſie nach Tiſche mit der Generalin allein ſaß, griff ſie zufällig in ihre Kleidertaſche. Es kniſterte darin. Der dritte Brief, den ſie heute Morgen in ihrer Herzensnoth unbeachtet eingeſteckt hatte, machte ſich bemerkbar.

„Den vergaß ich!“ ſagte ſie unwillkürlich, das zerdrückte Schreiben hervorziehend.

„Schlimm, wenn Gedächtniß und Sieb die gleiche Eigenſchaft beſitzen!“ lächelte die Generalin. „Von wem?“

„Aus Seeburg!“ Grethe wechſelte flüchtig die Farbe. Schon der Name des Ortes, wo ſie ſo grauſam getäuſcht worden war, regte ihr Blut auf. Dann lachte ſie. „Von Addy — Addy Krämer! Wahrhaftig! Nun, das iſt lieb von ihr. Ich ſchrieb nie an ſie.“ Grethe ſah etwas beſchämt vor ſich nieder. „Die luſtige Addy! Darf ich ihn leſen?“

„Lesen Sie laut. Mit den Briefen ist es die gleiche Sache, wie mit dem bewußten Zug zwischen Nasenflügel und Kinn. Gar keine Täuschung möglich, weil die Absicht, täuschen zu wollen, erst recht auf die Wahrheit aufmerksam macht. Also vorwärts!"

Die Generalin, welche die Gewohnheit hatte, auch in müßigen Momenten sich niemals an eine Stuhllehne anzulehnen, sondern in steifer, aufrechter Haltung zu verharren, faltete ihre Hände auf dem Schoß und hörte aufmerksam zu, während Grethe halb lächelnd, halb wehmüthig las:

„Liebe Grethe, wie hast Du mich in Noth versetzt, Deinen Aufenthalt endlich herauszufinden! Ich bin der reine Hansnarr gewesen, dem die falschen Nachrichten dutzendweise zugetragen wurden, bis mir die Geduld riß, und ich alle Nachforschungen aufgab. Einer hatte Dich Abends auf dem großen Bären am Himmel sitzen sehen, der Andere behauptete, am Nordpol stände eine neue Eisstatue, das seiest Du, und der Dritte wollte von einer Negerfürstin gehört haben, die sich täglich zweimal mit einer Schminke aus Kienruß und Affenblut bemalte. Wer könnte solch' Zeug anders sprechen als Hasso v. Richtenberg, der sich bei unserem Erbübel, ich wollte sagen bei meiner Erbtante, wegen seiner schlechten Witze in Mißkredit setzt! Doch davon später! Zufällig hörte ich von Assessor Fellerding mit der krummen Habichtsnase die Botschaft, er habe Dich mit Deinem alten —"

Grethe stockte verlegen. Die Generalin lachte.

„Immer weiter! Das kleine Ding macht mir Spaß!"

„— weiblichen Generalfeldmarschall in Bozen gesehen und gehört, daß ihr nach Nizza gehen wolltet. Ich denke, daß ihr jetzt dort seid, und Du weiter gedrillt wirst. Ich habe gehört, daß Du Deinen hohen Vorgesetzten immer militärisch grüßen mußt, eine Hand am Ohr, eine an der

Seitennaht. Iſt's wahr? — Ach, Du herzallerliebſte Grethe! Siehſt Du, ich ſage nichts mehr, aber Dein Schickſal geht mir ſchrecklich nahe! Und mich quält mein Erbübel immer ärger. Seit einiger Zeit höre ich alle Sonntagnachmittage zwiſchen vier und zehn Uhr knapp gemeſſen ſechsmal, daß die beſte Zeit zum Heirathen eines Mädchens im fünfzigſten Lebensjahre ſei. Natürlich! Nach dieſer Rechnung wäre ſie ſelbſt noch eine Eheſtandskandidatin mit ihren ſechzig Jahren. Na, ich danke! Herr v. Richtenberg, der aus purer Gefälligkeit für den armen Papa ſich zu unſeren Familientagen zuweilen einfindet, hat neulich einen zarten Wink mit dem Laternenpfahl von ihr erhalten, daß Umgang mit Offizieren für junge Mädchen ein Spiel mit Giftſchlangen ſei, die auch lieblich geſcheckt und gefleckt wären und doch heillos gefährlich ſeien. Erinnerſt Du Dich an Baron Benda? Er hat ſein Gut verpachtet und iſt auf Reiſen gegangen. Ob er nicht ein Mephiſtophelesgeſicht hatte? Ich konnte ihn nicht ausſtehen, und er mich auch nicht. Zu Richtenberg ſagte er: ich duftete noch nach Schulnaſeweisheit! Dafür ſagte ich: er ſei ein Ekel!"

„Bravo!" ſagte die Generalin. „Die Kleine weiß, was ſie will und wen ſie vor ſich hat."

Grethens Lächeln verſchwand, als ſie weiterlas. „Käthe ſoll doch Gott danken, daß ſie dieſen ausgemergelten Baron nicht zum Ehegeſpons bekommen hat. Und weißt Du, herzallerliebſte Grethe, daß Du einen Bekannten in Nizza triffſt?"

„Schon geſprochen!" warf die Generalin ein.

„Der arme Mann iſt in fünfviertel Jahren nicht geſund geworden. Ich könnte den abſcheulichen Richtenberg deshalb haſſen. Aber er hat mir zugeſchworen, er hätte damals nicht anders handeln können, wenn er ſeine Uniform noch hätte weiter tragen wollen. Richard v. Gleiberg —"

Es bedurfte aller Seelenkraft des jungen Mädchens, um die aufsteigende Athemnoth zu bewältigen. Aber sie konnte nicht verhindern, daß ihre Stimme leiser und stockender ward, und ein unaufhörlicher Farbenwechsel ihr Gesicht überflog, während sie weiterlas: „Richard v. Gleiberg habe ihn damals unerhört gereizt und beleidigt. Und daß seine Kugel einen so unglücklichen Weg in Gleiberg's Brust genommen, sei ihm nicht beizumessen. Seine Verwundung am Arm sei auch kein Zuckerplätzchen gewesen, und — ich finde, herzallerliebste Grethe, die letzte Bemerkung hätte er sich schenken können — er behauptet nämlich, Richard v. Gleiberg sei ein überspannter Narr."

Grethe athmete tiefer auf. Es flimmerte ihr vor den Augen.

„Immer weiter, mein Kind!" sagte die Generalin ruhig. „Ich kenne zwar diese jungen Männer nicht, aber die Sache interessirt mich anderweitig."

„Und da ist Gleiberg denn vom Mai ab ein halbes Jahr im Süden gewesen und dann auf der Festung, wo sie übrigens ganz anständig essen und nicht angekettet werden. Sie haben dort sogar Sprungfedermatratzen und Spiegel in den Stuben. Drei Monate später wurde er begnadigt. Aber das Brustleiden ging wieder an. Er ließ sich also auf ein ganzes Jahr à la suite seines Regiments stellen und soll jetzt in Nizza leben."

Grethens Hände begannen zu zittern. So hatten ihre Augen sie heute also doch nicht getäuscht! Es war *seine* Gestalt gewesen, die plötzlich im Menschenstrome dicht vor ihr aufgetaucht war.

„Nun? Zu Ende?" fragte die Generalin.

„Noch nicht ganz," flüsterte Grethe, mit letzter Selbstüberwindung fortfahrend. „Wie glücklich, herzallerliebste Grethe, kann doch Deine Schwester Käthe sein, daß sie diesen kränklichen Mann nicht geheirathet hat. Sie wäre

gewiß in kurzer Zeit Wittwe. Da iſt es ſchon beſſer, man wartet ſein fünfzigſtes Lebensjahr als unvergebene Jungfrau ab. Gleiberg ſoll aber doch raſend in ſie verliebt geweſen ſein. Das wenigſtens habe ich Richtenberg einmal abgequetſcht. Er wird ſich gewiß freuen, wenigſtens Dich zu ſehen. Der arme Junge! Er war doch ein bildhübſcher, ſchneidiger Offizier, nicht wahr? Ich hätte mich beinahe einmal in ihn verliebt. Sprich ja freundlich mit ihm!

Und nun tauſend Grüße und Küſſe, Du Ausreißer! Empfiehl mich Deinem Generalfeldmarſchall, wenn er einen reſpektvollen Gruß von ſo einer wilden Hummel haben mag, wie immer iſt und bleibt Deine treue Addy."

Grethe wagte nicht, die Wimpern aufzuſchlagen. Sie fürchtete, der prüfende Blick der Generalin müſſe in ihr Geheimniß dringen. Ach, nur das nicht! Nur das nicht! Dieſen Schleier durfte Niemand heben, ohne daß ſie vor Scham geſtorben wäre.

Die Generalin ſtand auf. Es verdroß ſie, daß ihre Vermuthung ſo ganz falſch geweſen ſein ſollte. Es handelte ſich alſo nicht um Grethe, ſondern um Käthe Reinbold und Gleiberg. Grethe hatte gar nichts mit Beider Liebe zu ſchaffen gehabt.

Und dennoch! Die Menſchenkenntniß der Generalin wollte ſich nicht ſo völlig täuſchen laſſen. Richard v. Gleiberg's Name hatte Grethe tief bewegt, und Graf Haunſtein's Gegenwart ſie völlig kalt gelaſſen.

„Wenn Sie Ihrer Freundin antworten, liebe Grethe," ſagte ſie, ſich umwendend, „ſo ſenden Sie ihr einen Gruß von dem weiblichen Generalfeldmarſchall. Und nun laſſen Sie uns einen tüchtigen Spaziergang machen!"

8.

Der Gesellschaftssaal im „Englischen Hof" war glänzend erleuchtet. Eingetretene Regenschauer hatten dazu beigetragen, das Verlangen nach einer angenehmen gemeinsamen Unterhaltung zu steigern, und so füllten sich die festlich geschmückten Räume stetig mit Vertretern der besten Gesellschaft.

Es war ein farbenprächtiges Durcheinander auf dem schimmernden Parquet. So schwer es auch an dieser Stätte des verschwenderischen Ueberflusses, des sich überbietenden Luxus sein mochte, auffallen zu wollen, einzelnen Löwinnen des Tages gelang es dennoch, sich gleich Sonnen unter den kleineren Sternen hervorzuthun durch ihre Schönheit oder durch den Glanz zahlloser Juwelen.

Frau v. Herzberg mußte sich mit einem Seufzer eingestehen, daß ihr werthvoller Familienschmuck an diesem Orte unbeachtet blieb wie ein Tropfen Thau auf einer thaufunkelnden Wiese. Sie war nach den Begriffen dieser Gesellschaft gerade noch anständig gekleidet, nichts weiter. Ihre Tochter Klara, deren Ballfieber zum unsäglichen Verdrusse der Mutter sich daheim bis zu Thränen gesteigert hatte, sah in ihrem rosa Seidenkleid unscheinbar lieblich wie ein Marienblümchen aus.

Frau v. Herzberg betrachtete sie ängstlich. „Klärchen, ich sage Dir, wenn Du jetzt noch ein Weilchen so fortzitterst, wirst Du dunkelrothe Flecken auf Armen und Hals bekommen wie ein Handteller groß. Und dann dazu dieses matte Rosa — abscheulich! Laß doch das Gezappel!"

„Ich kann wirklich nichts dafür, Mama," flüsterte die schüchterne kleine Brünette. „Wenn ich daran denke, daß ich so gut wie keinen dieser fremden Herren kenne, und Du doch willst, daß ich tanzen soll, so wird mir todesangst. O, sieh doch diese blasirten Männergesichter!

Sie ſehen Alle drein, als wenn ſie mich auslachten, daß ich mit ihnen tanzen wollte."

„Es iſt wahr," murmelte Frau v. Herzberg, „es iſt wahr, wir kennen zu wenig junge Leute. Daran iſt Dein Großonkel Schuld."

„Was?" ſagte der alte General, der dieſe letzten Worte gehört hatte. „Was? Soll ich etwa ein halbes Dutzend dieſer franzöſiſchen und italieniſchen Grimaſſenſchneider am Kragen nehmen und hierher ſchleppen? Wenn Du ſo fortſchwatzeſt, Frau Nichte, mache ich mich in's Spielzimmer und laſſe euch hier allein Greifen ſpielen."

„O, lieber Onkel!"

„O, lieber Großonkel!"

„Na alſo! Du, Nichte, laß das Mädel in Ruhe, und Du, Kleine, ſenke nicht den Kopf zu Boden wie ein furchtſames Rücken. Seht, da kommt Excellenz Liebermann!"

In der That, aus dem Menſchenſtrom, welcher ſoeben den Platz neben der Eingangsthür umfluthete, trat die ungewöhnlich hohe Geſtalt der Generalin hervor.

Frau v. Herzberg erhielt einen Stich in's Herz.

Excellenz Liebermann hatte, wie ſtets bei ſolchen offiziellen Gelegenheiten, wo ſie gleichſam den hohen Rang ihres verſtorbenen Gemahls repräſentirte, nach ihrem Ausſpruch den großen Paradeanzug angelegt „mit dem Haarbuſch". Dieſer Haarbuſch beſtand aus einer Reihe herrlicher Brillantenſterne, welche das weiße Haupt in Diademform umgaben. Von ebenſo wunderbarem Feuer war das Gehänge an Hals und Kleiderausſchnitt und um die kräftigen Handgelenke. Selbſt der Stiel des grauen Federfächers, welcher der Farbe ihrer langen Schlepprobe glich, funkelte von dem unvergleichlichen Schliff der edlen Steine.

Unter allen älteren Frauengeſtalten ragte die Generalin

hervor durch Wuchs, imponirende Haltung und Pracht der Toilette.

Neben ihr, in duftigen weißen Krepp gekleidet, nur eine frische Rose im blonden Haar und vor der Brust, schritt Grethe v. Reinbold, ein Bild holdseliger Mädchenschöne.

Längst vertraut mit den Gewohnheiten der großen Welt, malte sich nichts von ängstlicher Scheu in ihren reizenden Zügen.

Der Gegensatz beider Damen war ein so interessant-auffälliger, daß mit dem Eintreten Beider Aller Augen ihnen entgegenflogen oder nacheilten.

„Welch' ein entzückendes Wesen!" flüsterten die Herren.

In demselben Augenblicke eilte Graf Haunstein mit einem Rosenstrauß in der Hand auf die Ankommenden zu. Strahlend vor Freude überreichte er Grethe die Blumen, welche sie mit sanftem Erröthen entgegennahm. Sodann bot er der alten Excellenz seinen Arm, sie zu einem bequemen Sitz zu geleiten.

„Nun," flüsterte Frau v. Herzberg ihrer Tochter neiderfüllt in's Ohr, „das muß man sagen. Erst thun alle Beide, als seien sie hier fremd, und jetzt werden ihnen Kavaliere zuregnen, zuregnen, sage ich. Laß uns herangehen, Klärchen, so fällt vielleicht für Dich auch etwas ab!"

Die Generalin, immer das Bild der Gesundheit und frischen Laune, nahm Frau v. Herzberg's Begrüßung genau so auf, wie sie es verdiente, indem sie lächelnd sagte: „Es freut mich, Ihrer kleinen Tänzerin einen Tänzer zuwenden zu können. Graf Haunstein — Frau und Fräulein v. Herzberg!"

Der erste Walzer begann.

Der Graf reichte Grethe den Arm. „Wie glücklich bin ich diesen Abend!" flüsterte er, und sein offenes Antlitz verschönte sich in der Wahrheit dieser Behauptung.

„Wollen Sie die Güte haben, lieber Graf —“

Von verſchiedenen Seiten waren einige Herren herbeigeeilt, ſich der ſchönen Blondine vorſtellen zu laſſen und ſich einen Tanz mit derſelben zu ſichern.

„Sehr gern, meine Herren! Nur bemerke ich, daß dieſer erſte Walzer und der Kotillon mir bereits gehören.“

Grethe reichte anmuthig lächelnd ihr Kärtchen hin. Im Nu war der erſte Theil deſſelben gefüllt.

Frau v. Herzberg hatte dieſem ſich ſchnell abſpielenden Vorgang mit athemloſer Beklemmung zugeſchaut. Ihre Tochter ging leer aus, und das Geſellſchaftsfräulein tanzte nicht nur, ſondern ſchien alle Ausſicht zu haben, Gräfin Haunſtein zu werden.

„Laſſen Sie nur, Frau v. Herzberg,“ ſagte die Generalin, als habe ſie ihr den Gedanken von der Stirn geleſen, „dieſer eine deutſche Graf, mit dem auch Ihre Kleine tanzen wird, iſt mir lieber als ein halbes Dutzend Herren von io und tio und mio. Da ſitzt deutſches Mark darin und deutſches Blut.“

Frau v. Herzberg lächelte ſauerſüß, während ihr Oheim jetzt herbeikam, ſeine einſtige Regimentskameradin zu begrüßen.

Graf Haunſtein hielt Grethe unterdeſſen in ſeinen Armen. Er wußte es jetzt, daß er ſie geliebt hatte von jenem Augenblick an, wo ſie ihm jenes Lied von der Mondnacht geſungen. Aus ihren Tönen war damals ein Funke in ſeine Seele geſprüht, der ſich nun, wo er ſie wiederſah, bis zur Flamme ſteigerte. Ihre ſanfte Milde, das eigenthümlich Rührende ihrer ganzen Erſcheinung, bezauberte ſein noch völlig unberührtes Gemüth viel mehr noch, als die Schönheit ihrer Züge. Der Gedanke, ſie an ſein Herz ſchließen zu dürfen als Braut und Weib, verwirrte ihn noch. Aber er ahnte die Seligkeit ihres Beſitzes mit jeder fliehenden Minute deutlicher.

Unfern von dem Sitz der Generalin, aber doch entfernt genug, um von ihr nicht beobachtet werden zu können, endete er den Tanz.

„Thut es Ihnen leid, hierher gekommen zu sein?“ fragte er.

Sie schüttelte das Haupt. „Nur dann, wenn ich daran denke, was zwischen der Zeit liegt, wo wir uns zuletzt sahen,“ ihre Stimme ward unsicher, „dann kommt es mir vor, als hätte ich kein Recht mehr darauf, froh zu sein.“

„Nicht doch! Nicht doch!“ bat er eindringlich. „Das Leben liegt so offen vor Ihnen, wie das meine vor mir.“

Sie verstand diese Parallele nicht. „Wissen Sie, was mich so herzlich freut in Ihrer Nähe? Daß Sie mich verstehen.“ Ihre blauen Augen schauten voll zu ihm auf. „Sie wissen ja ganz genau, was Alles daheim geschehen in Blaubuch und was darauf folgte; Ihnen brauche ich nichts auseinander zu setzen, Ihnen ganz allein nicht. Das ist ein so erquickliches Gefühl für mich.“

Er beugte sich tiefer zu ihrem Sessel hinab. „Weil Sie wissen, daß es nichts auf der Welt gibt, was mich tiefer schmerzt, als Sie leiden zu sehen. Erinnern Sie sich noch an das Lied jenes letzten Abends? Ich habe es nie vergessen, ich höre es immer noch.“

„Ach ja, das Lied!“ flüsterte sie, und vor ihrem Geiste stieg die demselben vorangehende Stunde im Park von Blaubuch auf. Sie sah den scheidenden Sonnenglanz durch das lichte Maiengrün der Bäume sinken bis in den thauigen Rasen, sie fühlte das warme Säuseln des Windes auf ihren Wangen, hörte das Rauschen der Zweige, das Rieseln des Baches und zuletzt auch den süßen Schlag der Nachtigall.

Grethe ließ Fächer und Rosenstrauß zu Boden fallen. Der Graf bückte sich hastig darnach. Als er sich aufrichtete, waren die Züge des jungen Mädchens farblos.

„Was iſt Ihnen?“ fragte er erſchrocken und beſorgt.

Sie lächelte mit unausſprechlicher Selbſtüberwindung. „Das Lied weckte Erinnerungen — es iſt ſchon vorüber.“

Sie ſtand auf.

„Wollen wir tanzen?“ fragte er, ſie liebevoll betrachtend.

Sie nickte haſtig. „Gern!“

Aus dem Nebenzimmer war ein hoher, ſchlanker Mann in den Ballſaal getreten und lehnte, gleichgiltig in die Runde ſchauend, einige Sekunden neben dem rothen Vorhang, da trafen ſeine Augen die Perſon des Generals v. Herzberg, deſſen Bekanntſchaft er kurz zuvor gemacht. In der Abſicht, dieſen zu begrüßen, ſchritt er quer durch den Saal nach der Stelle, wo der General neben Excellenz Liebermann Platz genommen.

Sobald Herr v. Herzberg die Abſicht merkte, erhob er ſich und trat dem Näherſchreitenden höflich entgegen, ihm die Hand reichend.

„Freut mich, freut mich, daß Sie ſich das ſchwindelnde Vergnügen auch ein bischen in der Nähe anſehen. Oder ſollten Sie gar ſelbſt ein Tänzchen verſuchen wollen?“

„Nein! Ich darf jetzt nicht daran denken. Weniger meiner Lunge halber, als aus Furcht vor den Folgen einer möglichen Erkältung. Der Arzt hat mich erſt heute ſeiner Zufriedenheit verſichert.“

„Freut mich,“ ſagte der General, ihm kräftig die Hand ſchüttelnd. „Und da Sie ſich hier unter Kameraden befinden, ſo geſtatten Sie mir wohl, Sie unſerer hochverehrten —“

„Ich wäre Ihnen ſehr dankbar, Herr General.“

„Bitte, Excellenz, einen Moment! Sie erlauben, daß ich Ihnen den Premierlieutenant v. Gleiberg vorſtelle — Excellenz Liebermann!“

Richard v. Gleiberg verneigte ſich tief nachdem er,

überraſcht von der Erſcheinung der Generalin, dieſelbe raſch, aber intereſſirt betrachtet hatte.

Excellenz Liebermann wandte, ſobald ſie den Namen Gleiberg ausſprechen hörte, ihm mit vollſter Aufmerkſamkeit ihr Antlitz zu. Das war alſo der Mann, deſſen Erwähnung das Herz ihres Geſellſchaftsfräuleins ſo heftig erregt hatte aus einem ihr ganz unbegreiflichen Grunde.

„Ich freue mich des Vorzugs," ſagte Richard v. Gleiberg, die ſtille Muſterung offenen Blickes ertragend, „die Gemahlin eines ſo ausgezeichneten Kriegshelden kennen zu lernen, zu dem wir als Fähnriche und junge Offiziere mit einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Bewunderung aufblickten."

Die Generalin nickte freundlich. „Und mein Mann war trotz des Ruhmes, den er mit Recht genoß, ſtets ein ausgeſprochener Freund der Jugend, alſo auch der Ihre, mein lieber Herr v. Gleiberg."

„Excellenz ähneln darin liebenswürdiger Weiſe Ihrem verſtorbenen Herrn Gemahl," ſagte Gleiberg auf die tanzenden Paare deutend.

Die Generalin lächelte. „Nicht ſo ganz. Der Schluß iſt voreilig. Ich vertrete hier gewiſſermaßen Mutterpflichten an einer jungen Dame. Was macht denn Ihre Verwundung, Herr v. Gleiberg? Hoffentlich gute Fortſchritte?"

Er verneigte ſich erſtaunt. „Woher wiſſen Excellenz —"

„Woher? Das zu errathen iſt nicht ſchwer."

In demſelben Augenblick endete der erſte Walzer. Die Paare flatterten auseinander. Aus dem farbigen Gewühl trat Graf Haunſtein, ſeine Dame am Arm führend.

Sie ſprachen von Blaubuch, und Grethe blickte ſinnend und beifallnickend auf ihren Roſenſtrauß nieder. Jetzt trat der Graf zurück und gab ſie frei.

„Meinen ergebenſten Dank, gnädiges Fräulein!“

„Das nenne ich tanzen!“ rief General v. Herzberg lachend.

„Jetzt kommſt Du mit dem Galopp d'ran,“ flüſterte Frau v. Herzberg ihrer Tochter zu. „Halte Dich gerade und blinzele nicht!“

Grethe blickte auf.

Excellenz Liebermann ſtreckte ihr die Rechte entgegen, „Meine liebe Grethe, ich denke, wir haben hier einen Bekannten von Ihnen, wie die kleine wilde Hummel Addy ſchrieb.“

Grethe wandte ſich zur Seite.

Gleiberg, als ſähe er einen Geiſt erſcheinen, war zurückgetreten. Hätte es in ſeiner Macht gelegen, dieſes Wiederſehen zu vermeiden, Jahre ſeines Lebens würde er darum gegeben haben. Umſonſt! Die Blicke der Umſtehenden, inſonderheit der Generalin, ruhten unabläſſig auf Beiden. Er trat vor.

Da war es Grethe, als verſagten ihre Glieder den Dienſt. Ein Schauer durchrann ihren Leib. Aber zugleich bäumte ſich auch der beleidigte Stolz des Weibes ſieghaft in ihr auf, die verletzte Würde. Dieſes Gefühl herrſchte vor. Eine Erſchütterung überwindend, die nur den Blicken Gleiberg's und der Generalin bemerklich geworden war, neigte Grethe v. Reinbold grüßend das Haupt. Nur ihrer Stimme war ſie noch nicht ſicher.

Graf Haunſtein kam ihr unbewußt zu Hilfe. Er näherte ſich dem jungen Huſarenoffizier. „Wenn ich nicht irre, Herr v. Gleiberg —?“

Gleiberg verneigte ſich. Auch ihn dünkte dieſe Unterbrechung eine Erlöſung. „Ich entſinne mich nicht —“

„Doch, bei einem Feſtmahle beim Landrath v. Kerſten. Es ſind freilich ſchon vier Jahre her. Graf Haunſtein auf Riemertswalde!“

„Jawohl!“ ſagte Gleiberg, ihm die Hand reichend. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf. Wie man nur ſo vergeßlich ſein kann!“

„Ganz natürlich!“ lachte der Graf in ſeiner ſchlichten, offenen Weiſe, indem er zu Fräulein v. Herzberg trat, die ihn klopfenden Herzens empfing. „Darf ich alſo um den Galopp bitten?“

„Sehr gern!“ liſpelte ſie, mit ihm davongehend.

Frau v. Herzberg verfolgte das Paar mit Argusaugen. Was ſonſt um ſie vorging, bot ihr augenblicklich keinerlei Intereſſe dar.

Gleiberg fühlte, daß er ſprechen müſſe. Grethe that ihm von ganzer Seele leid, und er fühlte ſich ſehr bedrückt in ihrer Nähe. Was aber ſollte er ſagen? Was fragen? Nach welchem Mitglied ihrer Familie ſich erkundigen, ohne alle Wunden ſeines und ihres Herzens aufzureißen?

Zuletzt ſagte er gedämpft, als wolle er ſo ſchonend wie möglich eine nothwendige ſchmerzliche Berührung ausführen: „Wie befindet ſich Ihre Frau Mutter, gnädiges Fräulein?“

„Ich danke. Ich hatte zuletzt gute Nachrichten,“ erwiederte Grethe anſcheinend unbefangen.

„Das freut mich aufrichtig.“

Gleiberg hatte vorhin im Nebenzimmer von der ſchönen deutſchen Blondine ſprechen hören und war nur aus Neugierde im Tanzſaal erſchienen.

„Wenn Kummer und Herzeleid,“ dachte er bei ſich, „ſolche Verſchönerungsmittel ſind, ſo wird bald die ganze weibliche Welt ſich in Noth und Jammer befinden wollen.“

In der That, der eigenthümlich rührende Zauber, welcher die zarte Schönheit dieſes Mädchens umwob, war eine Folge ſtill vergoſſener Thränen, ſanft getragenen Ungemaches. Seltſam, dieſer milde Widerſchein einer heroiſchen Ergebung dünkte ihm in ſeiner augenblicklichen Stimmung ungemein anziehend.

„Gut geht es alſo Ihrer Frau Mutter?“ ſagte er nach einer Pauſe gedämpft. „Wo lebt ſie jetzt?“

„In Erfurt. — Nein,“ verbeſſerte Grethe ſich haſtig und eine dunkle Blutwelle färbte ihr Antlitz, „jetzt nicht mehr.“

Er blickte ſie verwundert an. Eine zweite Frage wagte er nicht mehr.

Die Generalin, von den Reinbold'ſchen Familienverhältniſſen im Allgemeinen und von Gleiberg's Verhältniß zu Grethens Schweſter unterrichtet, hatte in all' dieſem nichts Beſonderes oder Auffallendes entdecken können, wenn nicht die ſtumme Sprache in den Blicken dieſer beiden jungen und ſchönen Menſchen geweſen wäre.

In dieſem Augenblicke begann der Galopp.

Der Marcheſe del Oſio kam, ſeine Tänzerin abzuholen. Grethe reichte ihm aufathmend die kleine, weißbehandſchuhte Rechte. Nur fort aus dem Bannſtrahl dieſer dunklen Augen, welche ihr ganzes Lebensglück vernichtet hatten. Wenn er ihrer ſpottete! Ihrer, die ſich an ſeine Bruſt gedrängt, die ſeine Lippen geküßt, ohne daß er es begehrt, noch gewollt! Wenn er ſich mit ſeinem Ehrenwort verbürgte, ihr beiderſeitiges Geheimniß Niemandem zu verrathen? Ja, das allein würde ihr ein gewiſſes Sicherheitsgefühl gegeben haben.

Dieſen Gedanken nachhängend, lächelte, plauderte und tanzte Grethe von nun an wie im Traum.

Und wie im Traum befand ſie ſich plötzlich auf einer matt erleuchteten Veranda, welche zu dem roſenduftenden Garten hinabführte.

Dort, zwiſchen den dunklen Orangenbäumen, war es einſam und ſtill. Keiner vermißte ſie droben, nachdem Excellenz Liebermann und der General ſich zum L'hombre im Nebenſaal niedergelaſſen. Frau v. Herzberg am wenigſten. Ihre Tochter hatte durch Haunſtein's und Glei-

berg's Bemühungen Tänzer gefunden. Was kümmerte sie jetzt ein fremdes Mädchen!

Und also unbeachtet und allein stieg Grethe leicht verhüllt die Stufen hinunter.

Die Nacht war ungewöhnlich warm, gewitterschwül und von dunklen Wolken umhangen, zwischen denen von Zeit zu Zeit die volle Mondscheibe hervortrat. Dann überfloß ein wunderbares Dämmern das regungslose Grün der Bäume und Sträucher wie ein geisterhaftes Lächeln, und die Rosen auf den Beeten leuchteten darin auf.

Grethe drückte ihre Hände gegen die Brust. Sie konnte das Chaos ihrer Gefühle nicht lichten. Der alte martervolle Kampf begann von Neuem. Hassen sollte sie diesen Mann, und ihr Herz vermochte es nicht, verabscheuen die Sekunden, wo sie an seiner Brust geruht, und — sie fuhr zusammen. Es war ihr, als habe sie Schritte hinter sich vernommen.

Nein, es war nur Täuschung. Eine dunkle Wolke schwebte jetzt tief unter dem Monde vorüber — sie theilte sich plötzlich.

Grethe stieß einen leisen Schrei des Schreckens, des Unwillens aus. Richard v. Gleiberg stand dicht vor ihr.

„Sie hier?" fragte er nicht minder erschrocken. Dann aber hastig zu ihr tretend sagte er mit schlecht unterdrückter Erregung: „Der Zufall spielt hart mit uns Beiden. Ich glaubte Sie droben. Auf mein Wort, ich dachte nicht daran, Sie hier zu finden!"

Grethens Wangen begannen zu glühen. Die Erinnerung drohte sie zu überwältigen. Keines Wortes mächtig schlang sie den Arm um einen schlanken Pinienstamm und lehnte ihr Haupt gegen dessen braune Rinde.

Was sie verstummen machte, drängte sich unaufhaltsam über seine Lippen.

„Was macht Käthe?" fragte er, und der bitterste

Schmerz tönte aus dieſen wenigen Worten. „Sagen Sie mir, was macht meine arme Käthe?“

Trotz ihrer beleidigten Empfindung empfand ſie Mitgefühl. „Es geht ihr gut,“ ſagte ſie.

„Gut? O, was iſt über Sie Alle hereingebrochen!“ flüſterte er. „Als ich es vernahm — elend, hilflos, verzweifelt, wie ich war —“ Er raffte ſich zuſammen. „Zweifeln Sie an meiner Theilnahme?“

„Nein,“ ſagte ſie ruhig.

„Was macht Käthe, wenn Sie bezahlte Dienſte leiſten?“ fragte er von Neuem und dringlicher. „Sagen Sie es mir!“

„Wollen Sie es wiſſen?“ Eine unbezwingliche Bitterkeit gegen ihn, gegen ihre Schweſter, ſowie gegen ihr eigenes Geſchick ſtieg in Grethens Bruſt auf. „Sie iſt ſeit vierzehn Tagen verheirathet!“

Gleiberg fuhr zurück, als habe er einen Schlag erhalten. „Mit — mit Baron Benda? Ja? Iſt's möglich?“

Er hatte ſein Antlitz mit den Händen bedeckt. Selbſt das ſanfte Licht des Mondes that ihm wehe in dieſem Moment.

„Nein,“ flüſterte Grethe ſtockend.

„Nicht? Noch ein Anderer? Wer um's Himmels willen?“ rief er heftig.

„Ein fremder Mann, den ich nicht kenne,“ brach es jetzt angſtvoll über Grethens Lippen. „Ein reicher Papierfabrikant, den ſie nicht achtet, nicht liebt.“

Er ſtarrte ſie einen Augenblick ungläubig an, dann verzerrten ſich ſeine Züge zu einem unſäglich bitteren Hohnlächeln. „Verkauft alſo! Verkauft! Sie —“ Er preßte die Rechte auf jene Stelle ſeiner Bruſt, welche damals die Kugel aus Richtenberg's Waffe verletzte — „ſie, um die ich mein Leben mit Freuden dahingegeben!“

Ueber ſeinem leidenſchaftlichen Weh vergaß das junge

Mädchen, was zwiſchen ihnen Beiden ſtand. Er war noch leidend, ſein Athem rang ſich mühſam aus der kaum geheilten Bruſt.

„Herr v. Gleiberg —“

Er blickte verſtört auf. „Was habe ich Verletzendes geſagt?“

„Nichts!“ Sie konnte es nicht hindern, daß bei dieſer Frage ein Thränenſtrom über ihre Wangen rann.

„Ich bitte Sie, ich bitte Sie,“ ſagte er auf's Aeußerſte betroffen und beſchämt. „Vergeben Sie einem Unglücklichen!“

„Nie!“ erwiederte ſie, ihre Würde wieder gewinnend.

„Und weshalb nicht?“ bat er dringend.

„Weil Sie unehrenhaft an mir handelten.“

„Das that ich nicht!“ rief er heftig. „Verzeihen Sie,“ fuhr er mit ſichtbarer Selbſtbeherrſchung fort, „dieſer Fall iſt ein noch nicht dageweſener. Wenn ich —“

„Jedes Ihrer ferneren Worte iſt eine neue Beleidigung für mich,“ unterbrach ihn das junge Mädchen erregt. „Ich kann nur bedauern, daß Ihre gute Meinung ſich in meiner Schweſter Käthe ſo gröblich täuſchte, jede andere Art von Theilnahme lehne ich entſchieden ab.“ Die ſo lange und ſtumm getragene Laſt in Grethens Bruſt hob ſich allgewaltig. „Sie haben an mir gehandelt wie ein herz- und gewiſſenloſer Mann, Sie haben mir mein Lebensglück für immer vernichtet und mich einer nie raſtenden Selbſtqual preisgegeben.“

„Ich that das?“ rief er bebend vor Entrüſtung und aus einem ihm ſelbſt unerklärlichen Grunde die mitleidsvolle Scheu vergeſſend, welche ihn bis jetzt Grethe v. Reinbold gegenüber erfüllt. „Ich that das? Nein, das Schickſal, der Harlekin des Zufalles that es.“

Der Mond trat wieder klar aus den Wolken hervor und umhüllte die Geſtalt des jungen Mädchens mit ma-

giſchem Schimmer. In dieſem Augenblick war ſie blendend ſchön. Das weiße Gewand, der rothe, leuchtende Shawl, die feuchtſtrahlenden Augen, das roſengeſchmückte, lockige Haar — Gleiberg mußte eines Bildes der ſchönen Meluſine gedenken, welches ihn einſt bezaubert. Es erſchien ihm plötzlich nicht mehr wie eine Schickſalstücke, ſondern wie ein Traum, daß er dieſes junge Weib am Herzen gehalten, daß er ihre Arme an ſeinem Halſe zittern gefühlt, ihre Lippen auf den ſeinen.

Welche überirdiſche Macht ließ ihn bei dieſer Vorſtellung zurückbeben?

„Nein, ich habe nichts vernichtet," ſtammelte er verwirrt. „Ihr Herz —"

„Glauben Sie," unterbrach ſie ihn herbe, „daß ich die Schmach jenes Irrthums einem anderen Manne beichten könne, ohne vor Scham zu ſterben? Oder daß ich feige genug wäre, ohne dieſes abſcheuliche Geheimniß zu enthüllen, einen Mann mit meinem Beſitze zu hintergehen?"

Wieder blitzten Thränen zwiſchen den dunklen Wimpern hervor.

„Weinen Sie nicht darum," ſagte er faſt heftig, „ich kann es nicht ſehen. Warum haſſen Sie mich, der ich — Ja, ich begreife es," unterbrach er ſich lebhaft, „ja, Sie müſſen mich haſſen! So wie die Sachen ſtehen, müſſen Sie mir auch mißtrauen. Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich ſchwöre es Ihnen beim Andenken an meine verſtorbene Mutter, daß dieſes Geheimniß zwiſchen uns mit mir lebt und mit mir ſtirbt!"

Sie athmete auf.

„Noch mehr," fuhr er mit immer heftigerer Erregung fort, ſich ihr unbewußt nähernd, „bin ich Ihnen ſchuldig. Wenn dereinſt Ihr Herz für einen anderen Mann in Liebe ſpricht, und Sie es nicht aus eigener Kraft vermögen, ihm die Wahrheit einzugeſtehen, ſo rufen Sie mich.

Wo ich auch sei, ich werde kommen und unsere unfreiwillige Schuld eingestehen. Und wenn Ihr Erwählter dann noch eine andere Sühne verlangt, so werde ich sie geben. Sind Sie damit zufrieden?"

„Um mich soll kein Blut fließen," sagte sie erschauernd. „Ich werde tragen, was ich nicht abwälzen kann, ohne Ihre Hilfe."

Er zuckte heftig zusammen. „Sie verachten mich? Sprechen Sie die Wahrheit, Sie verachten mich!"

Grethe schwieg. So wie er jetzt vor ihr stand mit von körperlichem und seelischem Leid durchgeistigtem Antlitz, die dunklen Augen zornig und traurig zugleich auf sie gerichtet, grub sich sein Bild mit neuer schmerzlicher Gewalt in ihr Herz ein. Einen Anderen lieben nach ihm, den sie mit aller Kraft der Seele geliebt, dem sie sich mit fieberhafter Wonne entgegengesehnt!

Ein unbeschreiblich wehmüthiges Lächeln umspielte flüchtig ihren Mund.

Richard v. Gleiberg sah es. Sein Ingrimm gewann die Oberhand. Tiefverletztes Selbstgefühl und Bitterkeit zwangen ihm ein rauhes Lachen ab.

„Ich sehe es, Sie verachten mich. Nun gut, so mag es darum sein — verdient habe ich es nicht!"

Ohne eine Erwiederung abzuwarten, ohne die unwillkürlich ihn zurückhaltende Handbewegung des jungen Mädchens zu beachten, wandte Gleiberg sich ab und eilte auf einem Seitenweg davon.

Grethe sah ihm athemlos nach. Noch ein kurzer Moment, dann war er verschwunden. Was hatte sie gethan? Nichts Unrechtes. Weshalb dann dieses beängstigende Herzklopfen? War es Sorge um ihn? War es Freude, daß sie ihren Wunsch erfüllt sah durch sein gegebenes Ehrenwort? Ja das war es. Auch Freude kann weh thun.

Sie ſtieg haſtig die Stufen zur Veranda empor. Es erſchien ihr plötzlich ſo einſam, ſo grabesſtill draußen.

An der Saalthür trat ihr Graf Haunſtein beſorgt entgegen. „Wo waren Sie? Ich —“

„Im Garten!“ ſagte ſie ruhig. „Hat die Generalin mich vermißt?“

„Nein!“ Er betrachtete ſie mit leiſem Mißtrauen, dem Begleiter der Liebe. „So ganz allein? Fürchten Sie ſich nicht?“

„Nein, ich kenne keine Kinderfurcht. Laſſen Sie mich jetzt die Generalin aufſuchen!“

„Darf ich Sie zu ihr geleiten?“

Als ſie einverſtanden nickte, reichte er ihr den Arm. Dabei fiel ihr Taſchentuch zu Boden. Er hob es auf. Es war feucht — von Thränen oder Thau?

Er blickte ſie fragend an.

Sie erröthete und nahm das Tuch ſchweigend an ſich.

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen, als Grethe mit Excellenz Liebermann am Strande auf und nieder ſchritt, geſellte ſich die Familie Herzberg zu ihnen.

„Nizza hat einen intereſſanten Kurgaſt verloren,“ ſagte der alte Herr bedauernd. „Lieutenant v. Gleiberg iſt heute früh plötzlich abgereist.“

Grethe erfaßte den Arm der ſchüchternen Klara und näherte ſich mit ihr haſtig dem feuchten Sande, als wolle ſie dort nach Muſcheln ſuchen. Nur ſo vermochte ſie die Purpurgluth ihrer Wangen und das Beben ihrer Lippen den Augen der Geſellſchaft zu verbergen.

Die Generalin ließ ſich nicht täuſchen. „Fort? So! Und wohin?“ fragte ſie ſehr laut und deutlich.

Der alte Herr zuckte die Achſeln. „Ja, das weiß Niemand.“

„Sie auch nicht, liebe Grethe?“ fragte Excellenz Liebermann mit ungewöhnlich ſtrenger Stimme.

Sie war eine geſchworene Feindin jeder Heimlichkeit, welche, wie ſie ſagte, immer ein Kind des böſen Gewiſſens und der Unſchicklichkeit ſei. Am wenigſten konnte ſie ſich mit einem ſolchen Verſteckſpiel in ihrer nächſten Nähe befreunden.

Grethe erſchrak. Dann ſchüttelte ſie das Haupt. „Es iſt mir ganz neu.“

Ich habe ihn vertrieben, dachte ſie bei ſich, kleine, vom Meere glatt geſpülte Steinchen feſt in der Hand preſſend, damit kein äußeres Merkmal ihrer Gewiſſensangſt kund werde. Den Kranken habe ich von ſeinem Geneſungsorte vertrieben. Wenn er jetzt zu Grunde geht, auf wen fällt die Schuld?

Die Geſellſchaft trennte ſich. Grethe ſchritt ſchweigſam neben Excellenz Liebermann einher.

Letztere, immer noch vergeblich bemüht, das Verhältniß Gleiberg's und Grethens zu ergründen, welches nach Addy Krämer's Brief gar nicht zu exiſtieren ſchien, ihr aber unzweifelhaft war, zeigte in ihrem Verhalten jetzt dieſelbe ſchroffe Einſilbigkeit, welche Grethe in der erſten Zeit ſo unerträglich dünkte.

Am Abend des folgenden Tages hatte Frau v. Herzberg zu Ehren des Grafen Haunſtein eine kleine Theegeſellſchaft geladen. Nun wäre es ihr zwar unſagbar angenehm geweſen, wenn Excellenz Liebermann ohne ihr Geſellſchaftsfräulein erſchienen wäre, da dies aber nicht der Fall war, ſo mußte die Hausfrau wohl oder übel das junge Mädchen freundlich willkommen heißen.

Excellenz Liebermann, welche heute eine ebenſo einfache, als koſtbare ſchwarze Toilette trug und über ihrem weißen Scheitel ein ſchwarzes Spitzentuch befeſtigt hatte, erſchien neben der blau gekleideten Geſtalt ihrer blonden Begleiterin

wie ein Ahnenbild. Und ernſt und ſtreng wie ein Ahnenbild blieben auch ihre Züge.

Graf Haunſtein ſchwelgte dagegen in einem Meer von Wonne, ſobald er ſeiner reizenden Heimathsgenoſſin in's Auge ſah. Zum erſten Male wagte er es, ihre Hand an ſeine Lippen zu drücken, und als die Tochter des Hauſes auf gewaltſames Betreiben ihrer Mutter hin ein Salonſtück mit wahrer Todesangſt heruntergehaſpelt hatte, bot er Grethe den Arm, ſie an's Klavier zu geleiten.

Die Generalin, welche ſelbſt kein Inſtrument beſaß und daher nicht auf den Gedanken gekommen war, ihre Geſellſchaftsdame könne muſikaliſch veranlagt ſein, war im höchſten Grade erſtaunt, als ſie den Grafen in etwas überſchwänglicher Bewunderung deren Geſangskunſt rühmen hörte.

Ein innerer Drang trieb Grethe gerade heute an, die heiß geflüſterte Bitte Haunſtein's zu erfüllen. Mit ſeiner Perſon aber hatte dieſer Drang nichts zu ſchaffen; es war ein ſchmerzliches Sehnen nach vergangener Zeit, ein qualvolles Gedenken.

Die Umſtehenden, ohnehin entzückt von der Schönheit der Sängerin, traten erwartungsvoll zurück, Haunſtein mit ihnen. Er blieb aber an dem Fenſter ſtehen, neben welchem der Flügel ſich befand. Seine ganze Seele hing in dieſem Augenblick an Grethens Lippen.

Und ſie begann leiſe und langſam, wie damals.

„Wann der ſilberne Mond durch die Geſträuche blinkt
Und ſein ſchimmerndes Licht über den Raſen ſtreut
Und die Nachtigall flötet,
Wandl' ich traurig von Buſch zu Buſch."

„Nicht mehr traurig," murmelte der Graf bei ſich. „Ich will mein Lebensglück einſetzen, Dich zufrieden zu wiſſen."

Ganz anders wirkte das Lied auf Frau v. Herzberg,

welche den reichen Freiersmann nicht aus den Augen ließ. Sie nannte ihre Tochter in Gedanken eine „stümperhafte musikalische Gans" und Grethe eine „listige Eidechse".

Am wundersamsten fand sich die Generalin berührt. Ihre Weltweisheit sagte ihr, daß ein so tief erschütterndes Lied nur aus einem tief erschütterten Gemüth hervordringen könne, und daß es die Person eines heißgeliebten Mannes sein müsse, dem jene thränenerstickte Frage galt:

„Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir strahlt, find' ich auf Erden Dich?"

Sie sah auf den Grafen. Er stand weltverloren.

Sie sah auf Grethe. Ihre Wangen glühten. Ihre blauen Augen strahlten in verschleierter Gluth. Eine plötzliche Angst um das Schicksal dieses seltenen liebreizenden Geschöpfes tilgte ihren vorwurfsvollen Groll.

Aber ehe sie ihren Vorsatz ausführen und zu Grethe gehen konnte, ward sie gesellschaftlich in Anspruch genommen, und sah nur noch, wie der Graf Grethe seinen Arm reichte und sie dann nach rechts in ein kleines Erkerzimmer führte.

Unbewußt dessen, was folgen sollte und folgen mußte, trat Grethe neben ihm ein. Ihre Gedanken weilten noch nicht völlig in der Gegenwart. Erst als Haunstein ihre Linke von seinem Arm löste, dieselbe erfaßte und heftig zweimal küßte, erwachte sie aus ihrem Traum und blickte ihn verstört und verwundert an.

„O Margarethe!" flüsterte er, von diesem unschuldsvollen Blick hingerissen. „O Margarethe, ich kann es nicht länger verschweigen!"

„Herr Graf! Lieber Graf!" sagte sie ängstlich. „So dürfen Sie nicht sprechen! Ich bitte, daß Sie es nicht thun — ich bitte Sie von ganzem Herzen, von ganzer Seele!"

„Und warum sollte ich es nicht?" fragte er mit heißem

Liebeslächeln und ohne ihre ſchlanke Hand freizugeben. „Und warum ſollten Sie nicht wiſſen, was mich bis zum Uebermaß beſeligt, was Sie längſt empfunden haben?“

„Nie!“ fiel ſie bebend ein. „Nie, ich ſchwöre es Ihnen, lieber Herr Graf!“

„Nicht empfunden, daß ich Sie liebe, Margarethe?“ brachte er kaum hörbar über die Lippen. „Nein,“ unterbrach er ſich haſtig, „das wußten Sie von jener Abendſtunde an im Blaubuch, wo Sie mir —“

„Sie irren,“ unterbrach ſie ihn mit tiefſtem Mitgefühl.

„In meiner Liebe? O, wie liebe ich Sie, Margarethe, das erſte Weib, für welches ich Anbetung empfinde! Margarethe, ſüße Margarethe, habe ich Sie denn nicht immer geliebt?“

Sie athmete beklommen. Durch ihre Seele zog die Frage: „Wann, o lächelndes Bild, find' ich auf Erden Dich?“ Und mit einem Angſtſchrei riß ſie ihre Hand los.

Er dachte nicht entfernt daran, welch' glänzendes Loos er mit ſeiner Hand und ſeinem Namen zu verſchenken habe, er kam ſich dieſem ſchönen Mädchen gegenüber ſo bettelarm vor bei allen Vorzügen, daß er mit gebrochenem Flüſterlaut fragte: „Können Sie mich nicht wiederlieben, Margarethe?“

Sie ſchüttelte den Kopf. Die Stimme verſagte auch ihr. Nun mußte ſie auch dieſen Freund verlieren, ohne ihre Schuld, doch gleichwohl verlieren.

„Warum nicht?“ Es klang faſt unverſtändlich. Sein treues Auge haftete an dem ihren mit unbezähmbarem Schmerz und unſäglich bitter getäuſchter Hoffnung. „Sagen Sie mir, warum nicht?“

Sie zitterte. Den Grund, den ſie ſich ſelbſt nicht einzugeſtehen wagte, ſollte ſie einem Fremden nennen? Es war ja Wahnſinn, ſo zu fühlen, und doch konnte ſie es nicht ändern.

„Können Sie es mir nicht sagen, Margarethe?“ forschte er traurig. Und nach einer Weile mit hörbarer Selbstüberwindung: „Ist Ihr Herz nicht mehr frei? Lieben Sie einen Anderen?“

Sie zuckte zusammen, als habe diese letzte Frage sie wie glühendes Eisen berührt.

„Es ist gut,“ sagte er zurücktretend. „Ich sehe die Wahrheit. Dann allerdings habe ich nichts zu hoffen. Ich will ja eben auch meinem Herzen folgen — dasselbe wollen Sie.“

„Mein edler, treuer, lieber Freund!“ brach sie in der Fülle ihrer Seelennoth leidenschaftlich aus, und seinen Arm umspannend, lehnte sie einen Moment wie betäubt ihre Wange gegen seine Schulter.

Er berührte sie nicht. Sie war ihm heilig wie ein fremdes Eigenthum.

„Kenne ich den Glücklichen?“ fragte er leise. „Hingen Ihre Thränen damals im Garten mit dieser Liebe zusammen?“

Sie nickte unbewußt.

„Sie wollen mir den Namen nicht nennen? Gut, behalten Sie Ihr Geheimniß! Nur Eines noch: hoffen Sie, Margarethe?“

„Nein,“ sagte sie, sich aufrichtend, „meine Hoffnung ist lange todt!“

Er betrachtete sie mit verwunderten und bewundernden Blicken. „So lassen Sie uns Abschied nehmen! Wir sind Beide unglücklich, deshalb können wir Freunde bleiben.“

Er nahm ihre Hände in die seinen. Plötzlich durchzuckte der mühsam niedergezwungene Schmerz sein bleiches Antlitz. „Nein,“ sagte er heftig, „Sie könnten sich doch täuschen, Sie könnten getäuscht werden. Ich gebe die Hoffnung für mich noch nicht auf. Jeder Glaube kann Irrthum sein. Deshalb reiße ich meine Liebe noch nicht

aus dem Herzen. Ich komme wieder, ich frage Sie noch einmal, Margarethe. Das Schickſal iſt ſo launiſch. Vielleicht kommt doch eine Stunde, wo Sie einſehen, daß Niemand auf der Welt es ſo gut und treu mit Ihnen meint, wie ich, Margarethe. Bis dahin leben Sie wohl!" Er drückte ihr feſt die Hand und verließ das Gemach.

Nach wenigen Minuten folgte ſie ihm zur Geſellſchaft zurück. Ihre Hände zitterten noch, als ſie der Generalin den Mantel umhängen half und ſodann neben ihr in die finſtere Nacht hinaustrat.

So düſter ſah es auch in Grethens Seele aus. Und doch hatte ſie nichts verbrochen, als der Stimme ihres Herzens gefolgt zu ſein, das da nichts von Spekulation begriff und begreifen wollte. —

Sonſt war es Sitte, daß die Generalin ſich im Gartenzimmer von ihrer Begleiterin mit kurzem Gruße verabſchiedete. Heute geſchah dies nicht.

Excellenz Liebermann ließ Mantel und Kopftuch auf einen Seſſel gleiten, wandte ſich dann energiſch um und rief mit lauter Stimme: „Sagen Sie 'mal, was ſind das für Sachen, mit denen Sie mich, wie Sie ſehr wohl wiſſen, empfindlich verletzen? Haben Sie meine Empfangsrede vergeſſen? Kennen Sie meinen Grundſatz nicht mehr: wer ſeinen Vorgeſetzten wiſſentlich hintergeht, wird fortgeſchickt? Sie ſind jetzt in der Lage. Ich bitte dringend, alle Winkelzüge zu vermeiden. Was für Romane führen Sie hier in Nizza auf? Antwort!"

„Excellenz —" Grethens Stimme ſtockte. Sie drückte ihre Hände gegen das heiß erröthende Antlitz.

„Was ſoll dieſes Stammeln!" ſagte die Generalin, ohne den Ton zu mildern. „Ich dächte, wer ſich nichts vorzuwerfen hat, könnte frei und ohne Furcht reden."

„Excellenz, ich bin ſchuldlos," flüſterte Grethe kaum hörbar.

„Dem Grafen haben Sie heute einen Korb gegeben. Darin liegt an und für sich nichts Strafbares. Aber daß ein solches Verhältniß —"

„Ich ahnte es nicht!" rief Grethe, furchtlos das Haupt erhebend.

„Also ein Ueberfall aus dem Hinterhalt?" sagte die Generalin etwas milder. „Das kann dem Tapfersten passiren. Er kann sogar mit Ehren unterliegen und sich ergeben. Sie thaten das nicht. Weshalb?"

„Ich liebe den Grafen nicht, Excellenz," flüsterte sie, die blauen Augen wieder senkend. „Es ist sehr traurig, ich kann es aber nicht ändern."

„So!" Die Generalin näherte sich ihr noch um einen Schritt, so daß sie jetzt dicht vor ihr stand. „Und Sie wissen auch, warum. Man kann nämlich unglaublichen Unfug treiben mit seinen sogenannten Gefühlen. Es kann dabei vorkommen, daß man zuletzt als Närrin dasteht."

Kaum hatte Excellenz Liebermann diese Worte gesagt, als das junge Mädchen plötzlich erblaßte, nach Athem rang und gleich darauf bewußtlos zu ihren Füßen niedersank.

Die Generalin, auf's Aeußerste betroffen, da ihr Groll mehr im Ton der Stimme gelegen, als in wirklich empfundenem Verdruß, bückte sich und hob die schlanke Gestalt vom Boden empor, so spielend und leicht, als trüge sie eine Feder im Arm.

Mit Hilfe frischen Wassers kehrte Grethe das Bewußtsein alsbald zurück, aber kaum vermochte sie, klar zu denken, als ein leidenschaftliches Schluchzen aus ihrer Brust hervordrang, so bezeichnend für das, was sie litt, daß die Generalin es vorerst nicht zu unterbrechen wagte.

Zuletzt sprang Grethe vom Divan auf und stürzte wie damals, als sie den liebloſen Brief ihrer Mutter erhalten, der Generalin zu Füßen.

„Schicken Sie mich fort, Excellenz, ich verdiene es! Aber ich kann nicht die Wahrheit ſagen. Es muß mein Geheimniß bleiben. Ich habe es mit meinem Lebensglück erkauft. Und wenn zehn ehrenwerthe Männer um mich würben, ich dürfte Keinem angehören, gerade weil ſie ehrenwerth ſind."

„Ihre Gedanken ſind verwirrt, mein Kind," ſagte die Generalin erſchreckt und mit ſtrengem Nachdruck. „Ihre Ehre iſt in dieſem Fall im Spiele, ſagen Sie?"

„Ja! Meine Eltern —"

„Ihre Eltern haben Ihnen verziehen?" fragte die Generalin zurücktretend.

„O, mein Vater lachte, während mir das Herz brach!" rief Grethe, die Hand der Generalin umklammernd.

„Er lachte? Grethe, beſinnen Sie ſich, was reden Sie für dummes Zeug!"

„Es iſt wahr."

„Aber was, in aller Welt, hat denn dieſer Lieutenant v. Gleiberg damit zu ſchaffen?" fragte die Generalin jetzt mehr ungeduldig, als zürnend.

„Das iſt eben mein Geheimniß, Excellenz," flüſterte Grethe, ihre Lippen auf die Hand der Generalin drückend.

„Und wenn ich nun ſage, daß ich ein ſo geheimnißvolles Geſellſchaftsfräulein nicht um mich ehrliche Soldatenfrau dulden mag?"

„Dann entlaſſen Sie mich!" bat das junge Mädchen leiſe. „Aber glauben Sie an meine Dankbarkeit, meinen guten Willen!"

„Närriſches Ding!" rief die Generalin, den Kopf ſchüttelnd. „Ich bin jetzt ſehr geneigt, Ihren ganzen Geheimnißkram für eine verſchrobene Phantaſterei zu halten, für eine Mücke, aus der Sie empfindſamerweiſe einen Elephanten gemacht haben. Ein Kunſtſtück, welches Sie augenblicklich eine glänzende Zukunft und, was mehr werth iſt, einen vortrefflichen Ehemann koſtet."

„Der Graf will noch einmal um mich anhalten," seufzte Grethe, zu der Generalin emporblickend.

„So! Nun, vielleicht besinnen Sie sich noch bis dahin — nicht?"

„Ich möchte tausendmal lieber bei Ihnen bleiben, Excellenz, als Gräfin Haunstein werden," sagte Grethe leise. „Ich habe nur einmal gerechnet in meinem Leben: als ich aus dem Hause ging, meine Mutter zu unterstützen."

„Kommen Sie 'mal in die Höhe, Kind!" Die Generalin, ebenso gerührt von der selbstlosen Denkungsart der Tochter, als abgestoßen von dem lieblosen Undank der Mutter, hob die noch immer vor ihr Kniende auf. „So! Das wären also die Vorverhandlungen zu einem vorläufigen Waffenstillstand gewesen! Ob ein dauernder Frieden daraus hervorgeht, hängt nur von Ihnen ab. Jedenfalls müssen alle Punkte früherer Verträge genau innegehalten werden. Und nun machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut, daß wir schon Ende dieser Woche Nizza verlassen werden. Ich habe Geschäftsbriefe aus Berlin erhalten, die meine Anwesenheit dort nöthig machen."

„O, wie freue ich mich darüber!" sagte Grethe aus tiefstem Herzensgrunde.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage verabschiedete sich Graf Haunstein. Als er in Gegenwart der Generalin Grethens Hand an seine Lippen führte, sagte er mit fester Betonung. „Auf ein fröhliches Wiedersehen!"

Frau v. Herzberg schmollte vierundzwanzig Stunden mit der ganzen Welt über diese unverhoffte Trennung, und dann noch eine volle Woche mit ihrer Tochter, den glänzenden Freiersmann nicht eingefangen zu haben.

Klärchen weinte. „Ich weiß doch einmal nicht, wie ich es anfangen soll, einen Mann zu kriegen," klagte sie gegen Grethe.

„Ich auch nicht," tröſtete dieſe mitleidig.

Zur beſtimmten Stunde ſtand das Gepäck der Generalin Liebermann vor dem Stacketenzaun der Villa. Als es aufgeladen war, fuhr auch der Wagen vor, welcher die beiden Damen zum Bahnhof brachte.

Wohlbehalten kamen ſie in Berlin an. Als Ueberraſchung fand dort Grethe im Salon einen herrlichen Bechſteinflügel vor.

9.

Richard v. Gleiberg hatte Nizza in einem Zuſtand ſeeliſcher Verwirrung verlaſſen, der es ihm unmöglich machte, ſich von irgend Jemand zu verabſchieden, außer in aller Frühe bei ſeinem Arzt, der ihm rieth, zur völligen Wiederherſtellung ſeiner angegriffenen Lunge nach Meran zu gehen. Dort war er ſicher, Grethe nicht wieder zu begegnen.

Sein Gepäck war leicht, aber die Fülle der Gedanken, die ihn durchtobten, drückte ihn deſto ſchwerer. Bergeslaſten von ſchmerzlichen und zornigen Empfindungen bedrängten ihn. Es war ihm ganz unmöglich, auch nur einer derſelben beſtimmt und ausſchließlich nachzuhängen. Alles, was er in jener Abendſtunde unter dem Pinienbaum vernommen, was er dort an rührender Schönheit geſehen, wirbelte in ſeinem Kopfe bunt durcheinander mit den Ereigniſſen jener Winternacht in ſeiner Garniſon, welche bisher in ſeiner Erinnerung ſo feſt, ſo unwandelbar geſtanden hatten.

Nur die nothwendigſte Erholung ſich gönnend, reiste er über Genua, Mailand, Verona und Bozen nach Meran, und athmete auf, als er ein Gebiet betreten, welches Grethe v. Reinbold's Fuß endgiltig verlaſſen.

Hier auf dieſem herrlichen Stück Erde, wo die Vorzüge des Südens und Nordens ſich eng umarmen, einen

nahezu immerwährenden Frühling erzeugend, wo die Natur den Augen überall wilde und liebliche Bilder in bezaubberndem Wechsel vorführt, als fordere sie jedes Sterblichen Mund auf, ihre Werke zu preisen, hier versuchte Richard v. Gleiberg die brennenden Wunden seines Herzens auszuheilen.

Ob es ihm je gelingen würde? Er verzweifelte daran.

So lange er die Opfer, welche er seiner Liebe gebracht, des Preises werth halten konnte, hatte er Selbstbefriedigung empfunden. Jetzt war dieses beglückende Gefühl zerstört. Einem Weibe, dessen ganzes Sinnen nur darauf gerichtet war, sich möglichst vortheilhaft an den Mann zu bringen, und dem es gleichgiltig war, ob dieser Mann Gleiberg, Benda oder sonst wie hieß, einem solchen Weibe nachgetrauert zu haben, wie er es gethan, dünkte ihm jetzt eine verächtliche Schwäche. Während er sich geliebt geglaubt hatte, war er nur Mitel zum Zweck gewesen. —

Gleiberg hatte diesen Gedanken auf der Wiese hinter den Trümmern der Zenoburg nachgehangen, von wo er sinnend das Bild des abendlichen Friedens betrachtete, welches sich vor seinen Augen hinbreitete. Jetzt sprang er auf. Eine Gewißheit durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl. Was anders hatte sein Freund Richtenberg denn damals in jener letzten Unterredung angedeutet, um ihn zu trösten und zu einer nochmaligen Werbung im Reinbold'schen Hause zu ermuthigen?

Es fiel dem unglücklichen Manne wie eine Binde von den Augen.

Sein Freund hatte schärfer gesehen, und zum Dank dafür nannte er ihn einen gewissenlosen Verleumder, zwang ihm die Waffe in die Hand und wies seine treuherzige Versöhnlichkeit mit beleidigender Schroffheit von sich.

Wenn er ihn damals getödtet hätte!

Gleiberg schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Narr ich! Eingebildeter Phantast!“

Es war ihm zu Muth, als sähe er die Gestalt seines Kameraden vor sich hintreten.

„Ja, lächle nur, ich habe es verdient. Die alberne Verwechslung war noch nicht genug, ich mußte erst — o, Richtenberg! Richtenberg!“ stöhnte er auf.

Gleiberg's Stirn begann sich zu röthen vor Scham und Zorn. Wie sollte er diesem Zeugen jemals wieder vor Augen treten!

Und dann fiel ihm Käthens verführerische Schönheit wieder ein, nach der er sich so oft bis zur Verzweiflung gesehnt, im Wachen und Traum. Nun war sie eines Anderen Eigenthum für immer.

Er preßte die Hände leidenschaftlich ineinander.

Aber wie denn? Hatte es in diesem häßlichen Wirrsal nicht doch eine wahrhaftige Liebe gegeben?

Aehnlich dem überraschenden Gefühl, welches Menschen zuweilen beschleicht, wenn sie plötzlich fühlen, Worte, Situationen und Gegenden, die sie eben hören, erleben und schauen, schon einmal genau so erlebt, gesehen, erfahren zu haben, beschlich diese Vorstellung auch Richard v. Gleiberg. Er wußte, daß es Wahrheit sei, und konnte es doch nicht fassen, daß Margarethe v. Reinbold, dieses liebliche Wesen, sein Bild mit unendlicher Zärtlichkeit im Herzen getragen.

Und diese Thatsache hatte er bis dahin als den Quell aller Leiden verwünscht!

Der Werth ihrer Liebe ging ihm plötzlich wie ein helles Gestirn auf. Aber seinen Glanz verdüsterte alsobald die Gewißheit ihrer Unversöhnlichkeit. Er, der bis dahin die geheimnißvolle Verbindung zwischen ihnen Beiden mit angstvollem Unwillen zu vergessen gestrebt, er erinnerte sich ihrer jetzt wie eines holden Märchens.

So unendlich weit Grethe v. Reinbold seinem ferneren Schicksal stand, so tief die Kluft war, welche jener Irrthum zwischen ihnen gerissen, und so wenig er je auf eine Versöhnung hoffen durfte, die Thatsache erfüllte Gleiberg doch mit Genugthuung, daß dieses schöne Mädchen sich liebend an sein Herz gedrückt, daß unter allen Männern der Welt ihn allein ihre Lippen gesucht und geküßt.

Gleiberg's Augen leuchteten auf. Er wandte sich um und blickte hinab in die düstere Schlucht, welche sich gewaltig in die steilen Felsenwände eingegraben. Tief unten, in heftigen Strudeln, laut brausend und schäumend, tobte die Wasser.

Es kam ihm vor, als sei dieser Fluß sein eigenes Bild. So wie die Natur diesem den freien Weg mit ungeheuren Felsblöcken hemmte, welchen die Gewässer mit zornigem Anprall zu überwinden streben, so hatte das Leben auch ihm unüberwindliche Hindernisse in den offenen Weg des Glückes geschoben, die zu verwünschen er bis dahin mit machtlosem Ingrimm seine besten Kräfte nutzlos vergeudet. Ja, vergeudet! Sollte es so weiter gehen von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr?

Gleiberg's Herz begann laut zu schlagen. Er drückte seine Rechte auf die Stelle der Brust, welche so große Schonung erforderte. Dieses Hinderniß hatte ihm schon viele schlaflose Nächte bereitet. Wenn das Ruhejahr zu Ende ging, und er zum Regiment zurückkehrte, um zu fühlen, daß er zu allen größeren Anstrengungen untauglich geworden sei, was dann? Oder wenn er auch zur Noth den Dienst versehen konnte, aber ohne Freudigkeit und ohne Sicherheit?

„Mir ist mein Beruf verleidet," flüsterte er vor sich hin. „Und wenn ich mich auch bis an's äußerste Ende des Reiches versetzen ließe, um Richtenberg nie wieder zu begegnen, was hülfe es mir? Ja, stände ein Krieg in

Ausſicht — o, willkommen, ehrenvoller Tod! Aber ſo, nur mechaniſch beſchäftigt und dabei ſeeliſch überlaſtet, mich hinquälend, verſuchend, hoffend und doch zuletzt im beſten Alter verabſchiedet und elend hinſiechend —“

Die Stimme verſagte ihm. Ein heftiges nervöſes Fröſteln machte ihn erſchauern.

Der Fluß rauſchte immer gleich wild vorüber, Berge von ſchäumenden Waſſern gegen die Felsſtücke ſchleudernd, daß ſie, mit Giſcht überſchüttet, glänzend aufragten, ohne ſich je vom Platze zu bewegen.

„Wäre es nicht klüger, ein Hemmniß ruhig und entſchloſſen zu umgehen, ſtatt wie ein Tobſüchtiger daran zu zerſchellen?“ murmelte Gleiberg, indem ſein finſteres Antlitz ſich allgemach erhellte.

Er richtete ſich langſam auf.

(Fortſetzung folgt.)

Durchgekämpft.

Novelle

von

H. v. Schickhardt.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war am zweiten Osterfeiertage, als Professor Bernhard, der Direktor des städtischen Krankenhauses zu M., dasselbe frühzeitiger betrat, als gewöhnlich.

Am vorhergehenden Abend war eine Frau dorthin verbracht worden, die einen Selbstmordversuch gemacht hatte.

Der Professor saß nun schon eine geraume Weile beobachtend der Kranken gegenüber, die in einen tiefen Schlaf verfallen schien. Er hatte sich neben einen großen Schrank gesetzt, der ihn zum Theil verdeckte, damit die Kranke bei ihrem Erwachen nicht sofort ein fremdes Gesicht gewahre.

Es leuchtete ungewöhnliches Interesse aus des berühmten Arztes prüfenden Blicken, mit denen er den eigenartigen Frauenkopf betrachtete, der da vor ihm auf den weißen Kissen ruhte.

Die starken Backenknochen, den leicht geöffneten Mund und die auffallend gewölbte Stirn, über die in dichten Massen volles, üppiges, schwarzes Haar herabdrängte, glaubte er schon einmal im Leben gesehen zu haben. Aber wo nur? Das wollte ihm durchaus nicht einfallen.

Die tiefen, fast schwarzen Schatten unter den Augen der Kranken erhöhten den Eindruck des Düsteren, das die

Züge ohnehin schon an sich trugen. Sie lag noch immer regungslos, der rechte Arm hing schlaff über die Kante des Bettes hinab, an dem vierten Finger glänzte ein schmaler Ehering.

Da wurde plötzlich die Thüre des Krankenzimmers rasch und geräuschvoll geöffnet. Mehrere Studenten traten ein, die von der Anwesenheit des Direktors wohl keine Ahnung haben mochten, denn ziemlich rücksichtslos fragte einer der jungen Männer die begleitende Diakonissin: „Was macht denn unsere Selbstmordkandidatin?"

Die Kranke mochte durch das Eintreten der Herren schon geweckt sein, jedenfalls hatten diese Worte ihr Ohr getroffen und sie vollends zum klaren Bewußtsein gebracht.

Mit jähem Rucke richtete sie sich in ihrem Bette auf, fragend blickte sie umher, griff mit nervöser Hast bald zum Herzen, bald zum Kopf, während das Wort „Selbstmordkandidatin" wie ein Stöhnen über ihre Lippen kam.

Einen Augenblick war es, als ob die Unglückliche schluchze, ein Beben durchzuckte ihre Gestalt wie in gewaltsamem Schmerze. Dann aber blickte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck vernichtender Strenge auf die erschrockenen Studenten.

„Weh mir," rief sie leidenschaftlich aus, „daß man mich dem Leben wiedergegeben hat — es wäre jetzt Alles vorüber gewesen! Wer sich überflüssig fühlt in dieser Welt, der hat wohl ein Recht, einem zwecklosen Dasein ein Ende zu machen. Aber dann kommen die Menschen mit ihrem Erbarmen und helfen einem solch' unglücklichen Wesen zurück in das alte Elend. Auf allen Gassen, an allen Wirthstischen spricht wohl die liebloſe Menge jetzt von der Selbstmordkandidatin wie von einer Geächteten."

Der heftigen Erschütterung folgte eine völlige Erschöpfung. Wie leblos sank die Unglückliche in die Kissen zurück.

Professor Bernhard war rasch aus seinem Versteck hervorgetreten, mit ernster Miene die Studenten auffordernd, ihn mit der Kranken allein zu lassen. Er setzte sich leise an das Bett, die kalte Hand der Aermsten mit leisem Drucke in die seine nehmend. Nicht ohne Bedenken nahm er den schwachen und unregelmäßigen Puls gewahr.

Endlich schlug sie das Auge auf, es voll Verwunderung auf den vor ihr sitzenden Arzt heftend.

„Verzeihen Sie die ungeschickte Art der jungen Leute," redete er sie mit freundlicher Stimme an.

„Es bedarf keiner Entschuldigung," gab sie hart zurück, die dunklen, buschigen Augenbrauen wie im Trotz zusammenziehend.

„Wenigstens hat die Jugend das Recht, Nachsicht von uns Aelteren zu verlangen," entgegnete der Arzt begütigend, während er sich erhob, um mit der Untersuchung der Kranken zu beginnen.

„Welche Prognose stellen Sie meinem Leben?" fragte die Kranke voll Spannung, als der Arzt geendet.

„Eine gute. Es ist zwar eine Unregelmäßigkeit des Herzschlags vorhanden, wohl noch Folge der gewaltsamen Katastrophe, ich hoffe indeß, daß dieselbe sich in kurzer Zeit verlieren wird. Immerhin müssen Sie sich vor Gemüthsbewegungen hüten."

Sie lächelte zu dieser Bemerkung — ein trostloses, bitteres Lächeln.

„Und jetzt," fuhr Professor Bernhard fort, während er ein Notizbuch aus der Brusttasche seines Rockes zog, „jetzt bitte ich um Ihren Namen. Sie heißen?"

„Marie Kerner, geborene Helm aus Marburg, einunddreißig Jahre alt. Das wird genügen, hoffe ich."

„Ihr Mann lebt hier?" fragte der Professor in geschäftsmäßigem Tone weiter.

„Wozu fragen Sie darnach?“ forſchte ſie, den Arzt mißtrauiſch anſehend.

„Ich habe die Pflicht, denſelben von Ihrem Aufenthalte im hieſigen Krankenhauſe zu benachrichtigen.“

„Dann werden Sie dieſer Pflicht nicht nachkommen können, denn ſeit Jahren ſchon weiß ich nichts mehr von ihm,“ ſagte die Kranke mit ſichtlicher Ueberwindung.

„Und ſonſt haben Sie keine Angehörigen?“

„Nein! Ich ſtehe ganz allein,“ verſetzte ſie nach kurzem Zögern, und als fühle ſie ſich gequält durch dieſe Fragen, wandte ſie den Kopf zurück, ermüdet die Augen ſchließend.

Der Profeſſor mochte einſehen, daß es nicht rathſam ſei, weiter in die unglückliche Frau zu dringen. Sie ſchien Schweres erlebt zu haben, und er durfte ſie nicht nochmals außer Faſſung bringen. Als Menſch hätte er gerne mehr von ihr gewußt, ſie flößte ihm tiefe Theilnahme und ſeltſames Intereſſe ein.

Zum Fortgehen ſich anſchickend, wandte er ſich noch einmal an ſie: „Sie müſſen mir verſprechen, ruhig zu zu ſein, Frau Kerner. Denken dürfen Sie gar nicht, nicht was war und nicht was ſein wird. Wollen Sie das?“

Seine Stimme klang ſo theilnahmsvoll, daß die Kranke ihn faſt betroffen mit ihrem eigenthümlich mißtrauiſchen Blick betrachtete und erſt nach einigem Zögern antwortete: „Ich will verſuchen, nicht zu denken, aber ich weiß nicht, ob ſich meinen Gedanken gebieten läßt.“

Dann legte ſie ihre Hand in die Rechte des Arztes, der ſie zum Abſchiede freundlich drückte.

Von jetzt ab galt täglich Profeſſor Bernhard's erſter Beſuch Frau Kerner. Er blieb meiſtens ein halbes Stündchen plaudernd vor ihrem Bette ſitzen. Er wußte nun, daß ſie eine gute Bildung beſitze, daß aber ein hartes Schickſal ſie verbittert habe.

Trotz Bernhard's aufrichtiger Theilnahme bewahrte die arme Kranke ihm gegenüber stets ihr seltsam verschlossenes Wesen, so daß er nach Verlauf von zwei Wochen, als er sie bei seinem Besuche schon angezogen zum Fortgehen fand, kaum mehr von ihr wußte, als am ersten Tage ihres Eintrittes in das Krankenhaus.

„Haben Sie so große Eile, von uns fortzukommen?" redete er sie scherzend an, während er Hut und Stock bei Seite stellte und dann die Genesene nöthigte, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Ich bin wieder gesund," sagte sie in ihrer verweisenden Art, „und habe somit nicht länger Anspruch auf die Wohlthaten dieser Anstalt."

Sie mochte wohl fühlen, daß der Arzt ein freundlicheres Wort von ihr erwartet hatte, und daß ihre rauhe Art ihn verletze, denn in sichtlicher Verlegenheit blickte sie jetzt vor sich nieder, strich bald ihre abgenutzten schwarzen Handschuhe glatt, bald rückte sie den nachlässig aufgesetzten, etwas verfärbten rothen Sammethut zurecht.

„Sie müssen mir vorerst noch eine Frage gestatten, Frau Kerner," begann der Professor nach einer Pause, bemüht, ihr Vertrauen zu erringen, „wenn Sie keine Angehörige haben, wohin wollen Sie sich dann wenden?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Haben Sie Mittel?" fragte er unbeirrt weiter.

„Nein!" klang es kurz und schroff von den zusammengepreßten Lippen der unglücklichen Frau.

Mit einer Geberde des Mitleids ergriff der Professor ihre Hände und sagte, ihr tief in die Augen blickend, nicht ohne Vorwurf: „Warum haben Sie kein Vertrauen zu mir? Warum sprechen Sie nicht frei, damit ich Ihnen helfen kann?"

„Ich kann nicht," sagte sie fast wild, während sie sich erhob.

„Wollen Sie einige Tage mein Gast sein, Frau Kerner, Sie sind vollständig ungenirt und könnten sich in Ruhe nach einer Stellung umschauen."

Da blitzte es in den Augen der erregten Frau seltsam auf, Bitterkeit und Verachtung rangen förmlich miteinander. „Für diese Art von Anerbietungen muß ich danken!" rief sie aus.

„Ich verstehe nicht, wie ein ehrliches Anerbieten Sie beleidigen kann," sagte der Arzt nicht ohne Unmuth. „Ich würde Ihnen eine andere Antwort geben, als ich es jetzt thue, wüßte ich nicht, daß Sie krank sind, krank an Seele und —"

„Ja, ja, das ist es," unterbrach sie ihn rasch, und als bereue sie ihre harten Worte, fügte sie entschuldigend hinzu: „Ich habe viel gelitten, Herr Professor, und das Leid hat mich hart und mißtrauisch gemacht."

In ihrer zitternden Stimme that sich eine Welt von Jammer kund. Unruhig begann sie im Zimmer auf und ab zu gehen, während der Professor mit getheilten Empfindungen sie aufmerksam beobachtete.

Plötzlich blieb sie dicht vor ihm stehen, und ihm gerade und voll in's Auge blickend fuhr sie fort: „Ich glaube, Sie meinen es ehrlich mit mir, Herr Professor: dennoch kann ich nicht zu Ihnen kommen. Ich muß allein sein, es liegt zu viel hinter mir, ich muß mich erst wieder zurecht finden im Leben. Dazu bedarf ich der Einsamkeit."

„So erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Ihnen eine Adresse gebe, wo Sie eine ruhige Unterkunft finden werden."

Ohne eine Antwort abzuwarten, zog er aus seiner Brieftasche eine Visitenkarte hervor, auf die er mit Bleistift einige Worte schrieb und dieselbe dann Frau Kerner überreichte.

„Auf diese Empfehlung wird Ihnen ein hübsches, ruhiges Zimmer angewiesen werden," sagte er. „Daß ich

der Besitzer des Hauses bin, will ich Ihnen nicht verhehlen, allein die jetzige Bewohnerin desselben, die vollständig unabhängig von mir ist, ernährt sich durch das Vermiethen ihrer Zimmer. Das Haus liegt im Garten und bietet somit Ruhe und Einsamkeit, wie Sie es wünschen. Sie könnten nicht besser untergebracht sein."

„Ich danke Ihnen," sagte sie, die Karte an sich nehmend, „wenn ich auch nicht verstehe, warum Sie mir ein solches Interesse erweisen."

„Ich knüpfe nur noch eine Bedingung an meinen Vorschlag," fiel der Professor in fast scherzendem Tone ein, „Sie müssen mir in wenigen Tagen Nachricht von sich geben."

„Sie sollen von mir hören," entgegnete sie rasch, während sie sich der Thür zuwandte.

„Und Sie halten Ihr Wort?" fragte Bernhard, sich ihr nähernd.

„Ich brach noch nie mein Wort," gab sie stolz zurück.

Damit hatte sie das Zimmer verlassen.

2.

Es war wenige Tage später, als der Professor ermüdet von seinen angestrengten Patientenbesuchen in sein behagliches Junggesellenheim zurückkehrte.

Er befand sich in eigenartiger Stimmung. Die Stirn umwölkt, trat er an das hohe Bogenfenster, das auf den Garten hinausging, und es weit öffnend blieb er sinnend stehen. Sein klares Auge spähte den Garten hinunter bis an das niedrige Häuschen, das sich am Ende desselben befand.

Dort wohnte jetzt Frau Kerner.

Marie Kerner! Das war der Gedanke, den der Professor nicht mehr los werden konnte. Ueberall tauchte das

Bild dieser Frau vor seiner Seele auf, immer wieder sah er ihre trotzigen Züge, die an die dunkle, räthselhafte Tiefe des Meeres gemahnten.

Es beängstigte und verletzte ihn zugleich, daß sie ihm noch immer keine Nachricht gesandt hatte. Hatte sie eine Stellung gefunden und vielleicht die Stadt verlassen?

„Nein, nein," rief es laut in ihm, „eine Wortbrüchige ist sie nicht! Wie stolz, wie zuversichtlich hatte nicht ihr letztes Wort geklungen: ‚Ich brach noch nie mein Wort.'"

Er war vom Fenster zurückgetreten, um es sich in seinem amerikanischen Schaukelstuhl bequem zu machen.

Er hing seinen Gedanken nach. Die letzten Jahre hatten ihm Erfolg und Glück in seinem Berufe gebracht, einem Berufe, den er bei seiner künstlerischen Veranlagung nicht aus Neigung gewählt hatte, sondern der ihm von des Lebens Ernst und der zwingenden Nothwendigkeit aufgedrängt worden war. Es hatte harte Seelenkämpfe gekostet — diese Zeit aber lag jetzt weit zurück, sie war fast vergessen durch die Fülle von strengen Pflichten, die ihm täglich oblagen.

Die Welt nannte ihn einen beneidenswerthen Mann. Von seinen Kollegen hochgeachtet, von den Kranken geliebt und verehrt, und von der sogenannten Gesellschaft verhätschelt, durfte er mit Recht sich dafür halten. Seit Kurzem jedoch konnten seine Gedanken in den Mußestunden keine Ruhe mehr finden. Er fühlte sich nicht mehr so behaglich wie ehedem in seinem mit allem Kunstsinn und modernen Luxus ausgestatteten Räumen. Es überkam ihn oft ein Gefühl der Vereinsamung.

„Warum hast Du nie geliebt?" fragte er sich, und unwillkürlich tauchte Marie Kerner's Bild vor seinen Augen auf.

Aber solche Träumereien waren nichts für einen Mann seines Alters und seiner Stellung als nüchterner, prak-

tiſcher Arzt. „Hirngeſpinnſte!“ rief er plötzlich laut, aus ſeinem Seſſel aufſpringend, während er mit beiden Händen ſein ſchon ſtark ergrauendes Haar zurückſtrich und zu dem großen Bechſteinflügel ſchritt, der inmitten des Zimmers ſtand.

Während er den Deckel des Inſtrumentes aufſchlug, blieb ſein Blick auf Beethoven's Büſte ruhen, die aus einer Palmengruppe hervorragte. Mahnten die Züge dieſes großen Meiſters ihn nicht auch an Marie Kerner? Es war ganz daſſelbe Zuſammenziehen der buſchigen Augenbrauen, das Düſtere des Blickes, hinter dem verhaltene Seelenſchmerzen ſich verſteckten.

Dann erklangen unter ſeinen Fingern die gewaltigen Töne der Sonata appassionata.

Bernhard hatte ſelten ſo vorzüglich geſpielt wie heute, er ſelber vermeinte, noch nie dieſe gewaltige Kompoſition ſo ganz verſtanden zu haben — den leidenſchaftlichen Kampf, das endlich ſiegreiche Durchringen zum Entſagen, zum ſtillen, inneren Frieden.

Er war wieder an das offene Fenſter getreten, die milde Frühlingsluft fluthete ihm berauſchend entgegen. Da gewahrte er plötzlich, daß auch in dem kleinen Gartenhäuschen eines der Fenſter offen ſtand. Er ſah eine Frauengeſtalt vor demſelben, wie im tiefſten Schmerz in ſich zuſammen geſunken; der Kopf lag in den Händen vergraben auf der Fenſterbrüſtung.

Wie ein freudiges Erkennen glitt es über Bernhard's Züge. Er kannte dieſen Kopf mit den üppigen ſchwarzen Haaren.

Unverwandten Auges blickte er hinüber. Die Geſtalt ſchien ihm wie leblos, keine Bewegung ging durch ihre Glieder, und bange Befürchtungen durchzuckten plötzlich Bernhard's Herz. Wie, wenn Mariens noch überreizte Herzthätigkeit ein plötzliches Ende herbeigeführt hätte!

Er mußte zu ihr, er hatte als Arzt die Pflicht, es zu thun.

Mit raſchen Schritten hatte er den Garten durcheilt, in wenigen Minuten ſtand er neben der regungsloſen Geſtalt, erfaßte ihre Hände, da fuhr ſie wie aus einem Traume auf. Erſchreckt blickte ſie den Profeſſor an.

„Gottlob," rief er aus, noch immer ihre Hände haltend, „ich ſah Sie von meinem Fenſter aus ſo unbeweglich, ſo ſtill, daß der Arzt in mir mich hereilen ließ; verzeihen Sie dieſem das Eindringen."

Frau Kerner ſchien verwirrt, es ſprach aus Bernhard's Worten ein tiefer Herzenston, der ſie eigenthümlich berührte.

Ihre Hände frei machend, erhob ſie ſich, ihrem Gaſt einen Seſſel hinſchiebend, während ſie in der Ecke des kleinen niederen Sopha's ihm gegenüber Platz nahm.

„Ich glaube mich nicht zu irren, Herr Profeſſor," hub ſie leiſe an, „wenn ich annehme, daß Sie der Spieler des herrlichen Muſikſtückes, das eben zu mir herüberklang, waren."

Er nickte ſchweigend.

„Dann muß ich Ihnen danken," fuhr ſie wärmeren Tones fort. „Sie ahnen wohl nicht, was Sie mir mit Ihrer Muſik gethan haben, Sie haben mir das Herz gerührt, das ich erſtarrt glaubte. Was alle Troſtesworte der Welt nicht vermögen, das vermag die Muſik. Es gibt ſo herbe Seelenſchmerzen, daß Worte nicht mehr tröſten können. Das ausgeſprochene Wort nennt doch den Schmerz und das Leiden immer wieder mit ſeinem troſtloſen Namen, es ſtört ihn auf's Neue auf, aber Muſik, wenn es die rechte iſt, fährt wie eine ſanfte, liebkoſende Hand über das wunde Herz, ſie träufelt Balſam hinein, ſie löst alle Bitterkeit, allen Trotz, alle Starrheit, ſie ſtärkt ſo wunderſam, daß man ſich verſucht fühlt zu

hoffen, ſelbſt ein ſo troſtloſes, verfehltes Leben, wie das meine, ließe ſich noch einmal wieder aufrichten."

„Das glaube ich zuverſichtlich," entgegnete Bernhard, ihr tief in's Auge ſchauend, ergriffen von dem ſeltſamen Wechſel, der ſich ſo plötzlich in dem Weſen der einſamen Frau vollzogen hatte. „Laſſen Sie mich Ihr Freund ſein, gönnen Sie mir die Freude, Ihnen rathen, Ihnen beiſtehen zu dürfen."

Sie hatte während ſeiner Worte den Kopf geſenkt und blickte ſtarr auf ihre im Schoße gefalteten Hände herab, die Lippen feſt zuſammengepreßt, als ringe ſie mit einem Entſchluſſe.

Nach einer kurzen Pauſe hob ſie mit der ihr eigenen Art den Kopf, ihn ſtolz zurückwerfend, und blickte den Profeſſor feſt an.

„Wie Sie mich vorhin am Fenſter geſehen haben, bin ich im Geiſte mein Leben durchgegangen, ohne daß es mir gelungen wäre, zu einem Schluſſe zu gelangen. Ich, die ich ehedem ſtets wußte, was ich wollte, und thatkräftig war, bin jetzt willenlos und ſchwach. Ich will Ihnen die Geſchichte meines Lebens erzählen, vielleicht vermag dann Ihr Rath mich auf die rechte Bahn zu führen. — Ich bin das Kind wohlhabender Eltern. Mein Vater war Kaufmann, ein Lebemann mit ziemlich oberflächlicher Bildung. Meine Mutter, die Tochter eines Gelehrten, beſaß außergewöhnliche Kenntniſſe. Dieſer Bildungsunterſchied meiner Eltern war wohl hauptſächlich Anlaß ihrer unglücklichen Ehe. Pekuniäre Verluſte, die meinen Vater trafen, trugen dazu bei, die Gegenſätze noch zu verſchärfen. Unter dem Eindrucke alltäglicher troſtloſer Zwiſtigkeiten wuchs ich heran. Daß ich unter ſolchen Umſtänden mich nicht heiter und liebenswürdig entwickeln konnte, iſt wohl kein Wunder. Woher hätte ich denn auch frohe Lebensluſt ſchöpfen ſollen? Ein beſtändiger Druck lag auf meiner

Kindesseele. Am wohlsten war mir, wenn ich allein in meiner Stube sitzen konnte. Dort konnte ich Stunden um Stunden verbringen, sobald ich nur irgend ein Buch hatte. Dann vergaß ich mich und mein trauriges Dasein, um in den Freuden und Schmerzen Anderer aufzuleben. Daraus mag meine frühzeitig entwickelte Neigung zur Schauspielkunst entstanden sein, der ich mich auch zu widmen entschloß, als ich mich mit siebzehn Jahren für irgend einen Erwerb zu entscheiden hatte.

Während ich in München dramatischen Unterricht nahm, trennten sich meine Eltern. Meine Mutter zog nach einer kleinen süddeutschen Universitätsstadt, wo sie durch literarische Arbeiten sich ihren Lebensunterhalt erwerben wollte, während mein Vater sein Geschäft fortführte, dessen Grundlage aber immer schwankender wurde.

Mit rastlosem Eifer studirte ich meine Rollen ein, um so bald als möglich selbstständig zu werden. Willig ertrug ich alle Entbehrungen, denn ich hatte manches Mal mit wirklicher Noth zu ringen; wurde ich doch von meinem Vater nur mit kargen Mitteln versehen. Aber was erträgt man nicht mit der Aussicht auf ein lockendes Ziel! Ich hoffte ja auf eine Zukunft, auf eine wirkungsreiche, vielleicht auch auf eine ruhmreiche. Nach zweijährigem Studium begann ich meine schauspielerische Laufbahn. In einer norddeutschen Provinzstadt hatte ich Engagement gefunden, und es nahte der verhängnißvolle Tag meines ersten Auftretens. Ich sah demselben mit fieberhafter Erregung, mit Freude und Bangen entgegen."

Erinnerungsverloren hielt Marie in ihrer Erzählung inne, senkte den Kopf und legte die Stirn in die Hand. Als sie wieder aufblickte, lag der frühere harte Zug um den Mund.

„Ich fiel durch," sagte sie dumpf.

„Wie war das möglich?" fragte Bernhard. „Sie

haben ein selten lebhaftes Mienenspiel und sicherlich auch dramatisches Talent."

„Zur Schauspielerin gehört aber noch mehr," versetzte sie nicht ohne Bitterkeit. „Es gehört in erster Linie Schönheit dazu, und die fehlte mir. Ich weiß, am ersten Abend meines Auftretens spielte ich gut, das fühlte ich selber, und auch die Kritik sprach mir Talent und Verständniß nicht ab, mehr aber noch beschäftigte sie sich mit meiner wenig vortheilhaften Außenseite. Ich trat noch einmal auf, aber mit noch geringerem Erfolge, als das erste Mal. Der Direktor kündigte mir darauf, indem er mir sagte, daß es mir an dem eigentlichen dramatischen Nerv fehle. Ich ließe die Zuschauer kalt."

„Und wie trugen Sie diesen Mißerfolg?" fragte Bernhard.

„Wie eben die Jugend Mißerfolge erträgt. Erst war ich verzweifelt, aber Selbstgefühl, beleidigter Stolz und Hoffnung rüttelten mich gar bald wieder auf, und ich rüstete mich mit neuer trotziger Kraft für eine andere Laufbahn. Ich ging wieder zurück nach München, das Lehrerinnenseminar durchzumachen; für eine Lehrerin kommt ja das Gesicht nicht in Betracht. Wesentlich erleichtert wurde mir die nochmalige Lehrzeit durch den glücklichen Umstand, daß ich bald nach meiner Rückkehr nach München durch den Tod eines entfernten alten Verwandten zu einem kleinen Vermögen gelangte. Ich war wenigstens nicht länger auf die Hilfe meiner Eltern angewiesen, die ja Beide genug mit sich selbst zu thun hatten. Trotz meines einsamen Lebens, da ich mit Niemand, selbst nicht mit meinen Kolleginnen verkehrte, vergingen meine Studienjahre unter angestrengter Arbeit sehr rasch. Da, nur wenige Monate vor der Prüfung, trat mein Schicksal mir in der Gestalt eines früheren Bekannten, des Schauspielers Paul Kerner entgegen. Ich freute mich

außerordentlich, ihn wieder zu sehen, denn er hatte mir allein freundliche Theilnahme erwiesen, die, wie ich bald zu bemerken glaubte, er mir auch jetzt noch bewahrte. Er schalt die Kritik eine ungerechte, die mich von einer Laufbahn vertrieben, zu der ich unbedingt Befähigung besäße. So banal und unwahr mir heute dieser Ausspruch klingt, so wohl that er mir damals. Meine Niederlage erschien mir nun fast als ausgewischt. Ich sah Paul Kerner jetzt öfters, er versicherte mich seiner Freundschaft, und ich glaubte ihm. Ich glaubte ihm auch, als er mir wenige Wochen später seine Liebe gestand. Ich wurde sein Weib, und wähnte mich glücklich. Man muß ebenso einsam im Leben gewesen sein, wie ich, um die Seligkeit begreifen zu können, sich an dem Herzen eines Andern geborgen zu wissen."

Wie ein trüber Schatten flog es über Bernhard's Gesicht. War er sich nicht auch seiner Einsamkeit bewußt, und sehnte er sich nicht nach einem Frauenherzen, das Theilnahme und Verständniß für ihn hätte. Prüfend blickte er zu Marie hinüber; er sah, wie es in ihren Augen feucht schimmerte, wie es um ihre Mundwinkel schmerzlich zuckte, aber sie wollte sich keiner Rührung hingeben. Fast heftig war sie aufgesprungen, das Fenster zu schließen, durch welches die milde Abendluft eindrang.

„Das Glück verflog wie ein Traum," sagte sie dann mit harter Stimme, während sie zu ihrem Platze zurückkehrte. „Es war nur ein kurzer, trauriger Wahn gewesen! Mein Mann hatte nur auf mein kleines Kapital spekulirt und suchte nun, als er es hatte, sein Vergnügen außerhalb des Hauses. Er wurde erst wieder häuslich, als ich aus Barmherzigkeit eine junge, schöne Schauspielerin bei mir aufnahm, nachdem dieselbe mir ihre schutzlose Lage geklagt. Um sie vor Verfolgungen zu schützen, bot ich ihr eine Heimstätte bei mir an. Ich mußte nun sehen, wie

mein Mann kein Auge von diesem schönen Wesen wandte. Was ich litt, will ich hier nicht erzählen, aber ich störte meinen Mann mit keiner Klage. Ich hoffte durch Nachsicht und Milde mir seine Liebe zurückzugewinnen. Und wirklich schien es so, als ich nach Jahresfrist Mutter wurde. Ich hoffte nun zuversichtlich, daß der Besitz eines Kindes das Pflichtgefühl mächtig genug in meinem Mann anfachen würde, um nur ihm und mir zu leben. Aber es war Täuschung! Je mehr das Kind meine Zeit in Anspruch nahm, desto rücksichtsloser und ungestörter widmete mein Mann sich der jungen Schauspielerin. Ich ertrug diese Vernachlässigung mit stummer Erbitterung, ich war zu stolz, um seine Liebe zu betteln. Außerdem hatte ich doch das Kind, an welches sich mein Herz mit ganzer Liebe anklammerte. Dieser einzige Trost wurde mir nur zu bald genommen. Nach einem halben Jahre starb das kleine Wesen, und um mein Elend auf das Höchste zu steigern, verließ mein Mann mich mit jener jungen Schauspielerin, die bei mir eine Heimstätte gefunden hatte. Den Rest meines Vermögens hatte er ebenfalls mitgenommen."

„Der Elende!" murmelte Bernhard voll tiefer Entrüstung.

„Mein Heil war es vielleicht, daß ich die ganze Erbärmlichkeit dieses Mannes so plötzlich und so unverhohlen kennen lernte," fuhr Marie fort. „Ich hätte vielleicht in weibischer Schwäche um seine verlorene Liebe gejammert, aber gerade der Umstand, daß er neben dem Treubruche an meinem Herzen zugleich so niedrig sein konnte, mich auch der Mittel zu meinem Unterhalte zu berauben, mich der bittersten Noth preis zu geben — das gab mir Stolz, Selbstbewußtsein, Muth und Kraft zum Handeln zurück. Ich verkaufte alle meine Habseligkeiten, um mit meinem Vater, der inzwischen gänzlich ruinirt war, nach Amerika

auszuwandern. In der neuen Welt wollten wir ein neues Leben beginnen."

„Und ließen Sie Ihren Mann nicht verfolgen, zwangen Sie ihn nicht zur Scheidung, zur Herausgabe Ihres Vermögens?" fragte Bernhard voll Spannung.

„Nein," sagte sie einfach, „innerlich war ich ja für alle Zeiten von diesem Manne geschieden, wozu das Gericht anrufen? Ich verabscheue es, innere Familienangelegenheiten vor die Oeffentlichkeit zu bringen."

Halb erstaunt, halb bewundernd blickte der kundige Arzt diese Frau an, die so sachlich ihre Lebensgeschichte erzählte, so klar und nüchtern über alle Gefühle und Empfindungen zu urtheilen verstand. Hatte er gleich anfangs, bei dem ersten Anblick ihres merkwürdigen Charakterkopfes lebhaftes Interesse empfunden, das sich allmälig immer wärmer gestaltete, so steigerte dasselbe sich heute, wo er Einblick in Mariens Anschauungsart, in ihr tiefes Gefühlsleben nehmen durfte, bis zur wahren Herzensneigung.

„Und Sie gingen wirklich nach Amerika?" fragte Bernhard endlich, die eingetretene Pause unterbrechend.

„Ja, ich ging, nachdem ich Abschied genommen von dem kleinen Hügel, unter dem mein Kind schlief. An dieser Stätte gelobte ich mir, die Vergangenheit zu vergessen, hinfort nur ein Ziel vor Augen zu haben, das der Arbeit und der Pflicht. Ich schwur mir zu, mein Herz vor jedem neuen Wahne zu hüten, ihm kein Träumen von Glück mehr zu gestatten, denn ich hatte in der Liebe, wie vordem in der Schauspielkunst, Fiasko gemacht. — Mein Wunsch, bald Arbeit zu finden, ging schon auf der Ueberfahrt nach Amerika in Erfüllung. Das Kind einer wohlhabenden amerikanischen Familie erkrankte, und ich erhielt durch Vermittelung eines deutschen Arztes, der unter den Passagieren sich befand, die Stelle einer Pflegerin."

„Ja, ja," rief Bernhard, Mariens Hände fassend, „ich

wußte, daß wir uns ſchon einmal im Leben begegnet waren. Ihr ernſtes Weſen bei Ihrer großen Jugend hatte etwas ſo Rührendes, daß ich Sie lange nicht habe vergeſſen können. Jetzt vermag ich wohl zu verſtehen, was mir damals an Ihnen ein Räthſel zu ſein ſchien, ich meine Ihre frühe innerliche Reife. Und Sie, Frau Kerner, ſahen Sie damals nicht den tiefen Eindruck, den Sie auf mich machten?"

„Nein," entgegnete ſie ſchlicht, ihre Hände aus den ſeinen löſend, „ich ſagte Ihnen ja ſchon, was ich mir in der Abſchiedsſtunde zugeſchworen hatte. Glauben Sie denn, ich ſei ſo ſchwach geweſen, ſo bald mir ſelber untreu zu werden?"

„Verzeihen Sie," bat der Profeſſor, während ein leichtes Roth ſeine wohlwollenden Züge überflog, „daß ich an mich dachte, während ich doch nur Ihre Lebensgeſchichte hören wollte, um Ihnen zu rathen. Aber wir vermögen eben nur ſchwer unſeren Herzenswünſchen zu gebieten."

Kein Zug in Mariens Geſicht verrieth, ob Bernhard's Worte irgend welchen Eindruck auf ſie gemacht hatten; es erſchien vollſtändig bewegungslos, ſo daß die ſcharfen Züge noch ſtärker hervortraten. Die Hände feſt ineinander geſchlungen, blickten die grauen Augen ſtarr in's Weite.

Betroffen von ihrem Anblick, fragte Bernhard ſich nicht ohne inneres Beben, ob denn das Leid ihr jegliche Fähigkeit einer wärmeren Herzensregung genommen habe. „Wollen Sie nicht fortfahren in Ihrer Erzählung?" fragte er.

„Ich blieb ein Jahr lang als Bonne in der amerikaniſchen Familie," begann Marie wieder, „und war zufrieden. Hatte ich doch gefunden, was ich gewollt, Pflichten. Ich fühlte, nur die ſtrengſte Erfüllung derſelben gewährt dauernde Befriedigung. Mein Vater führte inzwiſchen ein abenteuerliches Leben. Die Noth hatte ihn

gezwungen, jede Beschäftigung zu ergreifen, die sich ihm bot. Da gelang es ihm plötzlich, sich an einem neuen Bankgeschäft zu betheiligen. Auf sein Drängen mußte ich meine Stellung aufgeben und zu ihm ziehen, ihm die Wirthschaft zu führen. Ich ahnte nur zu bald, daß unsere Existenz eine unsolide sei, ebenso unsolid wie die Leute, die bei uns ein und aus gingen. Lassen Sie mich schweigen von den Gefühlen, die zu jener Zeit meine Seele durchbebten, von dem Kampfe zwischen der Ueberzeugung des Rechten und dem schuldigen kindlichen Gehorsam. Ich litt entsetzlich. Was ich befürchtete und vorausgesehen, wurde nur zu schnell zur traurigen Wahrheit — gänzlicher Zusammenbruch des schwindelhaften Unternehmens, das mit fremdem Gelde in's Leben gerufen war. Es folgte nun eine trostlose Zeit der bittersten Noth für meinen Vater und mich. Mein Vater, an ein Genußleben gewöhnt, ertrug nur schlecht den quälenden Hunger, die elende Behausung, das angestrengte Suchen und Hasten nach Verdienst. Eine bösartige Krankheit packte ihn, er kam in ein Krankenhaus. Der behandelnde Arzt mochte wohl Mitleid mit mir haben, wenn ich zuweilen meinen kranken Vater besuchte; trug doch damals mein ganzes Wesen nur zu deutlich die Spuren des Elendes. Seinem Einflusse dankte ich bald die Stelle einer Wäschebewahrerin im Krankenhause. Ich vermag Ihnen nicht zu schildern, mit welchem Danke ich diese Stellung einnahm. Man muß eben tagelang in den Straßen von New-York, nach Arbeit suchend, umhergeirrt sein, um die Wohlthat ganz verstehen zu können, plötzlich wieder eine gesicherte Existenz zu besitzen, sei dieselbe auch noch so bescheiden. Als mein Vater nach Monaten das Krankenhaus verließ, war es nur, um in einem anderen untergebracht zu werden. Körperlich hergestellt war er jetzt, aber geistig zerrüttet. Sein Unterhalt verschlang fast meinen ganzen Verdienst. Nach

ſechs Jahren erlöste ihn endlich der Tod von ſeinen Leiden."

„Und Sie, wie ertrugen Sie dieſe Zeit?"

„Die tägliche Erfüllung der mir obliegenden Pflichten erfüllte mich mit Zufriedenheit, und mehr zu verlangen haben wir Erdenkinder wohl kaum das Recht. Das wenigſtens ſuchte ich mir klar zu machen, wenn hin und wieder das ungeduldige Herz nach Freude oder gar nach Glück verlangen wollte. Und ganz ohne Freude war auch mein Leben nicht. Wenn ich an freien Sonntagen meinen Vater beſuchte, hatte ich die Genugthuung, zu ſehen, daß es jedesmal wie ein Freudenſchimmer über ſein armes, blaſſes Geſicht ging. Er faßte dann auch zuweilen meine Hand oder ſtreichelte meine Wangen. In meinem Herzen regte ſich dann etwas wie Dankbarkeit, daß es doch Jemanden auf der Welt gab, dem ich etwas ſein durfte. Denn das Bewußtſein, einem Anderen zum Leben nothwendig zu ſein, iſt es hauptſächlich, was wir Frauen brauchen, was uns die Kraft und Opferwilligkeit verleiht, ſtandhaft jegliches Leid zu ertragen."

„Und hörten Sie inzwiſchen nichts von Ihrer Mutter?" fragte Bernhard.

„Ich ſtand mit ihr in ziemlich regelmäßigem Briefverkehr. Ihre Briefe, ſowie die mir von Zeit zu Zeit überſandten literariſchen Arbeiten bargen für mich eine Fülle reinſter Freuden in ſich. Durch ſie vermeinte ich, meine Mutter erſt eigentlich kennen zu lernen. Bewundernd mußte ich ihre hohe Geiſtesrichtung, ihre ideale Lebensanſchauung anerkennen. In meiner Phantaſie lebte meine Mutter mir als ein leuchtendes Vorbild, ich hatte mich gewöhnt, ſie faſt als eine Heilige zu verehren. Was war natürlicher, als daß nach dem Tode meines Vaters es mich nicht länger in Amerika litt? Ein mächtiges Sehnen nach der alten Heimath packte mich, ich wollte ausruhen an dem Herzen meiner Mutter."

„Und Ihr Mann? Haben Sie ihn nie wieder gesehen, nie mehr von ihm gehört?“

„Ein Zufall ließ mich erfahren, daß jene Person, um derentwillen er mich verlassen hatte, ihm das gleiche Schicksal bereitet habe. Sie ist die Gattin irgend eines amerikanischen Millionärs geworden, während es mit ihm bergab ging. Eine Zeitungsnotiz belehrte mich, daß er als Komiker einer Vorstadtbühne in Berlin lebe.“

„Und betrachten Sie sich noch an ihn gebunden?“ fragte der Professor, ernst und gespannt in die klaren, grauen Augen seiner Patientin blickend.

„Darüber habe ich nie nachgedacht,“ sagte sie ruhig, „wozu auch? Innerlich sind wir so vollständig getrennt, daß ich bei seinem plötzlichen Erscheinen nicht einmal mit der Wimper zucken würde. Was hat das konventionelle Band für einen Werth? Indeß ist es nicht wahrscheinlich, daß er je wieder meinen Weg kreuzen wird.“

Der Professor schien nicht ganz befriedigt von der Antwort, wie eine Enttäuschung glitt es über sein Gesicht.

„Ich komme jetzt zu dem Ende meiner Erzählung,“ begann Marie wieder, „wenn dieses auch fast für mich am schwersten zu erzählen ist. Von Ungeduld getrieben, erreichte ich endlich das Ziel meiner weiten Reise. Ich kam um einen Tag früher an, als meine Mutter mich erwartet hatte. Hochklopfenden Herzens stand ich vor ihrer Thüre. Ich las den Namen: ‚Hermine Köhler,‘ das war ihr Schriftstellername. Es überkam mich plötzlich eine seltsame Scheu; zaghaft fragte ich mich, ob wir Beide auch zu einander passen würden, die berühmte Frau der Feder und die schlichte Arbeiterin, die durch harte Schicksale verbittert worden war. Da hatten meine Finger, ohne daß ich gewollt, die elektrische Glocke gestreift. Die Thür ging auf, eine Dame in modischer Trauerkleidung stand vor mir. Ein Blick, ein langer Blick des

Prüfens, des Erkennens, und ich lag in den Armen meiner Mutter."

Marie machte eine Pause und athmete schwer.

„Es lag nichts Herzliches in unserer Umarmung, das fühlte ich gleich," nahm sie dann den Faden ihrer Erzählung wieder auf, „es war etwas Fremdes zwischen uns. Dieses Gefühl wich auch später nicht, als wir zusammen am Theetische saßen, und ich Gelegenheit hatte, meine Mutter aufmerksamer zu beobachten. Diese Frau vor mir mit den gebrannten Haaren, den kleinen, unruhig umher blickenden Augen, den zarten, wohlgepflegten Händen, an deren Fingern Diamanten blitzten, war so ganz verschieden von dem Bilde, das seit Jahren in meiner Phantasie gelebt hatte.

Mit Erstaunen nahm ich wahr, wie reich die Wohnung meiner Mutter eingerichtet war. Teppiche, dicht verhängte Fenster, Thürvorhänge, elegante Möbel, Bilder an den Wänden — das Alles waren Dinge, an die ich nicht mehr gewöhnt war. Unwillkürlich mußte ich einen Vergleich ziehen zwischen dem kahlen, öden Stübchen im Irrenhause zu New-York und diesem „Dichterheim", wie meine Mutter es nannte.

Sie mochte wohl meine Gedanken errathen, denn es klang wie eine Entschuldigung, als sie nun erzählte, daß sie durch den kürzlich erfolgten Tod ihrer Mutter zu einigem Vermögen gelangt sei und sich endlich einen gewissen Komfort habe gestatten können. „Ich brauche denselben," sagte sie, „denn es ist wahrlich nicht so leicht, die Salons der vornehmen Welt zu schildern, wenn man Dürftigkeit um sich her erblickt. Das Auge muß Schönes sehen, wenn der Geist schön empfinden soll."

Ich wollte ihr dann von meinen und meines Vaters trostlosen Tagen im Spitale erzählen, aber sie gebot mir Schweigen, „denn," fügte sie hinzu, „ich habe selbst Elend

genug durchgemacht und kann von solchen Dingen nichts mehr hören, meine Nerven ertragen keine Klagen. Ueberdies erachte ich es als Pflicht, meine Stimmung harmonisch zu erhalten, um das Feld zu behaupten, das ich mir durch meine literarischen Arbeiten errungen habe. Was hinter Dir liegt, ist abgethan, blicke nicht zurück."

Wie war ich enttäuscht in meinen Erwartungen! Dennoch suchte ich den krassen Egoismus, der aus dem Wesen meiner Mutter sprach, mit ihrem langen Alleinsein zu entschuldigen. Redlich versuchte ich, ihre Eigenarten zu ertragen, wie ich die meines Vaters ertragen hatte. Aber es wurde mir schwer, viel schwerer, als bei diesem, denn hier fühlte ich bald heraus, daß ich in ihrem Herzen nicht den ersten Platz einnahm; der gehörte einem jungen Manne, der täglich bei uns verkehrte. Er wurde mir als Privatdozent und treuester Freund meiner Mutter vorgestellt. Es war ein Mann von sehr zarter Gesundheit, der trotz seiner Jugend etwas Greisenhaftes hatte. Er schien sich mit großen Gedanken zu tragen, denn er entwickelte häufig und gerne Ideen, die darauf hinzielten, die ganze Menschheit zu beglücken. Es that sich in seinem Wesen eine unbegrenzte Verehrung und Bewunderung für meine Mutter kund. Er sagte mir einst selbst, wenn er im Leben weiter nichts erreicht hätte, als die Freundschaft meiner Mutter errungen zu haben, so dünke ihn das genug, um gelebt zu haben. Gegen mich zeigte er eine gemachte Herzlichkeit, die mich mehr abstieß, als anzog.

Sie werden verstehen, Herr Professor, daß ich in dieser Umgebung nicht heimisch werden konnte. Und wenn nun gar, was häufig geschah, Abends sich Gesellschaft bei meiner Mutter einfand, so fühlte ich mich doppelt fremd und allein. Der junge Dozent las dann aus dem neuesten Manuskript meiner Mutter vor, und während Alle vor Bewunderung überströmten und sich über die psychologische

Entwickelung der geschilderten Personen unterhielten, saß ich abseits von der schöngeistigen Gesellschaft mit irgend einer prosaischen Näharbeit beschäftigt und sehnte mich heimwehkrank nach dem armseligen Lächeln meines Vaters.

Ich fühlte täglich mehr und mehr, daß die Kraft der natürlichen Bande zwischen Mutter und Tochter sich nicht mehr bewährte, daß wir uns gar nicht verstanden. Ich hätte ja wieder hinaus pilgern können in die fremde weite Welt, aber es fehlte mir der Muth dazu. Das Wohlleben hatte mich schon feige gemacht. Da ich nicht mehr die Energie besaß, gegen den Strom zu schwimmen, so wollte ich mich treiben lassen, wohin des Schicksals Fluthen mich eben werfen würden. Monatelang lebte ich dahin, innerlich unzufrieden und doch nicht thatkräftig genug, etwas zu ändern. Das Schicksal sorgte aber dafür, mich bald aus dieser seelischen Schlaffheit und Ermattung aufzurütteln.

Eines Nachmittags kam der junge Gelehrte, der Freund meiner Mutter, als diese abwesend war. In der Voraussetzung, daß er wieder gehen würde, machte ich ihn auf diesen Umstand aufmerksam, aber ich hatte mich geirrt; er blieb und begann eine Unterhaltung mit mir. Das war seltsam. Denn bisher hatte der Herr außer einigen allgemeinen Redensarten kaum je das Wort an mich gerichtet.

Mein anfängliches Befremden wuchs bis zum Mißtrauen, je länger wir miteinander sprachen. Er rühmte mein gutes Aussehen, was zwar kein Wunder sei, denn unter der Obhut und Pflege meiner vorzüglichen Mutter müsse der Körper, der Geist, die Seele und das Herz gesunden. Er habe das an sich erfahren. Und dennoch habe diese Frau selber eine wahre Wucht von Leiden in der Ehe mit meinem Vater ertragen, sich aber durchgerungen und durchgekämpft zu einer Lebensauffassung, die wahrhaft groß sei."

„Wie konnte der Mann so taktlos sein," meinte der Professor mißbilligend. „In diesen Lobeserhebungen der Mutter auf Kosten des Vaters gegenüber der Tochter lag doch eine Herabwürdigung für Beide."

„Das sagte ich ihm auch. Ich wußte immer noch nicht, wohin der junge Mann zielte, als er endlich, meine Hand fassend, behauptete, ich habe ihn falsch verstanden, er hätte nur ausdrücken wollen, daß er sehr wohl begreifen könne, wie man sich nur schwer wieder von einer solchen Umgebung und aus solchem Heim trennen könne. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, mit einem Male sah ich klar. Aber diese unerwartete Wendung unseres Gespräches hatte mich verstummen lassen, meine Sinne betäubt.

So verworren die weiteren Redensarten des Freundes meiner Mutter an mein Ohr klangen, ich hörte sie nur in abgebrochenen Sätzen, aber ich vernahm doch daraus, daß meine Mutter meiner Gegenwart überdrüssig sei und fand, daß es sich besser für mich schicken würde, mir selbst mein Brod zu verdienen, als hier in ihrem Hause die Gäste zu langweilen und ihre Verehrer darauf aufmerksam zu machen, wie alt sie schon sei. — Die Worte hatten mein Herz, mehr aber noch meinen Stolz getroffen, und damit mir Kraft zum Handeln zurückgegeben.

„Sie hätten sich Zeit und Mühe sparen können, mein Herr," brach ich los, „ich hätte dieses Haus sehr bald auch ohne Ihren Wink verlassen. Das sagen Sie meiner Mutter."

Ohne mich weiter um den Dozenten zu kümmern, oder ihm Zeit zur Entgegnung zu lassen, hatte ich das Zimmer verlassen. Mit mir allein hatte ich rasch einen Plan gefaßt. Ich gestattete den aufsteigenden, trostlosen Gefühlen der Empörung keine Herrschaft über mich, ich wollte und mußte den Kopf klar behalten, um richtig handeln zu

können. Vor allen Dingen galt es, ruhig zu erscheinen, wenn ich Abends am Theetisch mit meiner Mutter und ihrem Freunde zusammentraf; ich mußte Beide über mein Vorhaben täuschen. Es mag mir das einigermaßen gelungen sein, denn ich fühlte, wie die beobachtenden Blicke meiner Mutter fragend und erstaunt auf mir ruhten. In derselben Nacht verließ ich das Haus, ohne einen Gruß, oder ein Wort der Erklärung zurückzulassen.

Meine geringe Barschaft ermöglichte mir nur kurze Zeit, mein Leben zu fristen. Ich reiste mit dem ersten Frühzuge hierher. Nachdem ich mir ein sehr bescheidenes Zimmer gesucht hatte, begann ich eifrig, nach einer Stellung zu suchen. Meine Tage verbrachte ich in den Annoncen-Expeditionen der großen Zeitungen, in Stellenvermittelungs-Bureaux, oder mit Besuchen in Familien, wo man eine Kindswärterin, eine Haushälterin, Krankenwärterin oder Lehrerin suchte. Ueberall aber war ich erfolglos, trostloser kehrte ich jeden Abend heim, mit Schrecken wahrnehmend, daß trotz allen Sparens meine Barschaft zu Ende ging. Ich konnte höchstens noch eine oder zwei Wochen so fortleben.

Diese Zeit verging, und der Ostersonntag kam heran. Ich besaß keinen Pfennig Geld mehr, und wohin ich mich an diesem Tage in heller Verzweiflung auch wandte — Niemand war zu Hause, ein Jeder hatte die Stadt verlassen, war hinausgeeilt in's Freie, der neuerwachten Natur sich zu freuen. Ich irrte zweck- und ziellos umher, und befand mich auf einmal inmitten grüner Anlagen an der Seite eines rauschenden Wassers. Eine dicht am Ufer stehende Bank lud mich zum Niedersetzen ein — ich war ermattet, denn seit dem frühen Morgen hatte ich nichts mehr gegessen. In Strömen gingen festlich geputzte Menschen an mir vorüber, kaum einen Blick mir Einsamen gönnend. Wie that das Herz mir so weh in all' dieser

Frühlingspracht! Ich hörte dem Flüstern der Bäume zu, dem geschäftigen Murmeln des Wassers, es hatte etwas Betäubendes, wie floß es so eilends dahin, immer vorwärts, immer weiter. Wie kühl es da drinnen wohl sein mochte, wie angenehm, sich so treiben zu lassen von den Fluthen, nichts mehr von sich zu wissen, aller Noth, alles Elends enthoben. Ein Schwindel packte mich, ich sprang auf, stürzte zum Flusse — die Wasser schlugen über mir zusammen."

„Armes, unglückliches Weib!" rief Bernhard, von Mitleid ergriffen und die Widerstrebende an sich ziehend, die nun in einer Fluth von Thränen ihr Herz erleichterte.

Dann aber raffte sie sich plötzlich auf, sich einige Male mit dem Taschentuche über das Gesicht fahrend.

„Verzeihen Sie," sagte sie, jetzt wieder gefaßt, „Sie haben mich soeben schwach gesehen, das ist sonst nicht meine Art, aber die schreckliche Erinnerung übermannte mich."

Sie schien es nicht zu bemerken, welch' sichtlichen Kampf der kräftige Mann vor ihr mit seinen Herzenswünschen kämpfte. Unbekümmert um ihn fuhr sie fort: „Ich stehe jetzt wieder auf dem Punkte, wie vor der letzten Katastrophe. Können Sie mir helfen, rathen, was mit mir geschehen soll?"

„Wie ich Sie kenne," entgegnete er mit verschleierter Stimme, „wünschen Sie einen Wirkungskreis mit möglichst vielen Pflichten. Nach einer solchen Arbeitskraft suche ich schon lange. Für mein neu errichtetes Krankenhaus in dem Badeorte H. suche ich eine Vorstandsdame, welche die Gesammtaufsicht über das Haus- und Küchenpersonal, sowie die Buchführung übernehmen muß."

„Und glauben Sie wirklich in mir diese Arbeitskraft gefunden zu haben?" fragte Marie nicht ohne Spannung.

„Sie sind für mich die Verkörperung strengster Pflicht-

erfüllung," sagte Bernhard voller Ueberzeugung. „Willigen Sie ein, meine Mitarbeiterin zu werden?"

„O, wie danke ich Ihnen," rief Marie voll überströmenden Dankgefühles aus, tief ergriffen ihre Hand in die seine legend, „Sie sollen mich in dem mir anvertrauten Amte unermüdlich finden; welch' ein Segen, noch einmal wirken zu dürfen! Nun aber lassen Sie mich allein, denn das Glück so nahe bevorstehender Arbeit und Thätigkeit ist so überraschend gekommen, daß ich der Einsamkeit, der Sammlung bedarf."

„Danken Sie mir nicht zu früh," sagte der Professor, sich erhebend, „ich hoffe und erwarte viel von der Zukunft."

3.

Professor Bernhard hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Marie schien für ihren neuen Wirkungskreis wie geschaffen, die leitenden Aerzte, die Kranken und das Dienstpersonal vermochten ihren unermüdlichen Pflichteifer nicht genug zu loben.

Und mit ihr selbst war seither die vortheilhafteste Veränderung vorgegangen. Ihre Züge waren weicher geworden, und in ihren Augen lag jetzt ein milder Glanz, der nur zu deutlich den ruhigen, inneren Frieden ihrer Seele widerspiegelte.

Sie hatte soeben die letzte tägliche Arbeit, die Durchsicht der umfangreichen Rechnungsbücher beendet, und war dann durch die offen stehende Thür auf den kleinen Balkon hinausgetreten, der sich vor ihrem Zimmer befand. Der Abend begann hereinzubrechen mit seinem milden Dämmerlichte und der weichen Luft, die so leicht in unseren Herzen ein seltsames Wünschen und Sehnen wachruft.

Marie schien in dieser Stimmung zu sein, als sie sich

jetzt in ihren Korbsessel zurücklehnte und einen Brief, den sie schon am Morgen erhalten hatte, wiederholt durchlas.

Es waren Bernhard's kräftige Schriftzüge, mit denen er seine Ankunft für den folgenden Tag anzeigte. Es lag dabei wie ein Glücksschimmer auf Mariens Züge, der sie seltsam verschönte. Den feuchtglänzenden Augen sah man es an, daß sie träume. Sie, die sonst so Nüchterne, Praktische, träumte einen holden Glückstraum. Ein mächtiges Sehnen nach Glück keimte in ihrem Herzen. An Bernhard's Seite hinfort zu leben, wie mußte das köstlich sein, wie würde seine Liebe alles bisherige Leid ausmerzen, als habe es nie bestanden.

Aber inmitten dieser Träume brach sich der Zweifel wieder Bahn. Sie schalt ihre Gedanken vermessen. Was berechtigte sie dann, an Bernhard's Liebe zu glauben; sein Benehmen gegen sie war doch wohl nichts Anderes gewesen, als der Ausdruck des Mitleides mit ihrem traurigen Geschick. Wie konnte sie nur wagen, zu hoffen, daß ihn ein wärmeres Gefühl für sie beseele. Und hatte denn ihr bisheriges Leben sie nicht genügend gelehrt, daß sie nicht zum Liebesglück bestimmt sei; wollte und mußte sie nicht dankbar und zufrieden sein, einen Wirkungskreis zu haben, der ihren Fähigkeiten und Wünschen entsprach? Warum verlangte denn jetzt ihr Herz so ungestüm nach Glück?

Sie hätte noch lange mit ihren Selbstbetrachtungen in der weichen Abendluft verharren mögen, hätte nicht plötzlich ein heller Lichtschein, der aus ihrem Zimmer zu ihr drang, sie zur Wirklichkeit zurückgerufen. Es war das Dienstmädchen, welches die Lampe brachte.

Mit der alten Raschheit ihrer Bewegungen erhob Marie sich, den Träumen zu entfliehen. Aber wie erschrak sie, als sie jetzt unter dem Rahmen der Balkonthüre die Gestalt eines Mannes erblickte.

„Guten Abend, Frau Kerner," klang die ruhige Stimme Bernhard's an ihr Ohr, „ich habe mich früher losmachen können, als ich geglaubt."

Marie war beinahe fassungslos, den Gegenstand ihrer Träume so plötzlich und unerwartet vor sich zu sehen; sichtlich rang sie nach Ruhe.

„Wollen wir in's Zimmer zurücktreten?" sagte sie endlich gepreßt.

„Ich möchte noch draußen bleiben," versetzte Bernhard. „Nach der drückenden Schwüle der Stadtluft, der heißen Eisenbahnfahrt, thut diese köstliche, erfrischende Abendluft nur zu wohl."

Damit hatte er sich niedergelassen, gleichzeitig einen Sessel für Marie hinschiebend. „Was ist Ihnen, Sie sind nicht wie sonst?" fragte er, sie prüfend anblickend.

„Mir ist nichts," entgegnete sie nicht ohne Verlegenheit, während ihr Herz unruhiger zu schlagen begann, „die sommerliche Abendluft hat etwas Berauschendes, sie hemmt unseren klaren Gedankengang. So ging es mir wenigstens, als ich vorhin ein wenig ausruhen wollte, ich verlor mich in Selbstbetrachtungen über mein vergangenes Leben."

„Das war nicht recht von Ihnen. Haben Sie mir doch versprochen, mit der Vergangenheit für alle Zeiten zu brechen. Warum blicken Sie nicht vorwärts, wie ich es thue? Sehen Sie, mich haben auf der langen Fahrt hierher die schönsten Zukunftsträume umgaukelt, es war ein goldener Traum, Marie, es hängt nur von Ihnen ab, ihn zu verwirklichen."

Er hatte ihre beiden Hände fest in die seinen genommen, und blickte bittend in ihre Augen.

„Muß ich denn diesen Traum erst erzählen?" fragte er schmerzlich, als Marie noch immer schwieg, überwältigt von der plötzlichen Wendung ihres Geschickes. „Muß ich

denn wirklich erſt fragen, ob Du meine tiefe Liebe zu Dir annehmen willſt?"

„Ob ich Deine Liebe annehmen will?" wiederholte Marie voll Bewegung. „Annehmen? O, ſie iſt ja für mich ein ſo großes, gewaltiges Gnadengeſchenk, daß ich meine, es ſei des Glückes zu viel!"

Er hatte ſie an ſich gezogen, in heißer Umarmung ihren Mund mit Küſſen bedeckend.

Da klang die Glocke am Thor, welche die Ankunft eines neuen Kranken meldete.

„Bleibe Du," bat Marie, ſich aus Bernhard's Armen befreiend, „laß mich nachſehen, was es gibt."

„Immer die Pflichtgetreue," murmelte er leiſe, glückſtrahlenden Auges ihr nachblickend.

Er mußte lange vergeblich warten, bis ſie zu ihm zurückkehrte, und als ſie endlich kam, war es eine gänzlich Veränderte, es war wieder die alte Marie Kerner, die Bernhard zuerſt im Spitale geſehen hatte, mit den ſtarren Blicken, den herben Linien um den Mund. Sie wollte ſprechen, aber die Worte kamen nicht über ihre Lippen.

„Was iſt geſchehen?" fragte der Profeſſor erſchrocken, Marie in ſeine Arme ſchließend.

Mit einer Haſt, die er nicht verſtand, entwand ſie ſich ſeinen Armen. Selbſt ſeinen Blicken ausweichend, bat ſie ihn in unzuſammenhängenden Sätzen, er möge eilends hinunter gehen zu dem Kranken, ſeine Hilfe ſei dringend nöthig.

„Wer iſt der Kranke?" fragte Bernhard, durch Mariens Weſen ſichtlich erregt. „Ich muß wohl annehmen, daß er die Urſache Deiner ſeltſamen, plötzlichen Veränderung iſt."

„Der Kranke gehört einer herumziehenden Bänkelſängergeſellſchaft an," ſagte Marie mit einer Stimme, die aus einer anderen Welt zu kommen ſchien. „Er iſt der

Komiker der Truppe und er leidet an Säuferwahnsinn.“ Haß und Verachtung sprach aus ihren Zügen. „Die Pflicht gebietet Hilfe — gehen Sie, eilen Sie.“

Als ob plötzlich ein entsetzliches Verständniß in ihm aufginge, blickte Bernhard die Erregte ernst und fragend an. Ihre harten, starren Züge bejahten ihm nur zu sehr seine Befürchtung.

Wie ein krankes Kind führte er sie zum Sopha. „Ich muß jetzt gehen,“ sagte er, „ich zögerte nur zu lange, aber versprich mir, hier auf mich zu warten. Es muß noch heute Alles klar zwischen uns werden.“

Als er dann das Zimmer rasch verließ, warf er noch einen flüchtigen Blick auf Marie; sie erschien ihm wie eine durch plötzlichen, gewaltsamen Schreck zu Stein verwandelte Figur. Er hätte zurückeilen mögen zu der innig Geliebten, sie zu frohem Leben zurückzurufen, aber die Pflicht gebot ihm, sie allein zu lassen — dem Unbekannten Hilfe zu leisten.

Als er nach einer Stunde zurückkehrte, fand er Marie fast noch in derselben Stellung, in der er sie verlassen hatte. Trostlosen Blickes starrte sie vor sich hin.

„Marie,“ flüsterte Bernhard mit inniger Herzensstimme, sich zu ihr setzend, „sprich jetzt, was Dich bedrückt. Der Kranke heißt Kerner, es ist —“

Mit einem Schlage schien Leben in sie zu kommen. In stürmischen, leidenschaftlichen Worten brach der lang verhaltene Schmerz sich jetzt Bahn.

„Es ist mein Gatte,“ schrie sie, „herabgesunken zum Vagabunden. Er, der längst Vergessene, der Todtgeglaubte, muß gerade jetzt meinen Weg kreuzen, wo mir das höchste Glück, Deine Liebe, zu Theil werden sollte. O Bernhard,“ bat sie, ängstlich sich an seinen Arm klammernd, „sage mir, wird er leben? Schone mich nicht, ich muß es wissen, antworte mir nach Deiner besten Ueberzeugung.“

„Sein Zuſtand iſt ein ſehr bedenklicher, die Geneſung hängt von der Widerſtandsfähigkeit ſeines Körpers ab. Es ſcheint aber, daß er den Anfall diesmal noch überwinden wird.“

„Siehſt Du jetzt ein, Bernhard, daß ich nicht zum Glücke beſtimmt bin!“ rief Marie im höchſten Schmerze aus. „Es braucht mich nur von ferne zu grüßen, um mich elender zu machen, als je zuvor. Was ſoll nun aus mir werden?“

„Was aus Dir werden ſoll? Du gehörſt mir, Du biſt mein; die Bande, die Dich noch an jenen Elenden knüpfen, ſind ſo rein äußerlicher Natur, daß ſie in Bälde gelöst ſein werden.“

„Nein, Bernhard,“ wehrte Marie, während die Linien um ihren Mund immer härter und ſchärfer hervortraten, „ſiehſt Du denn nicht ein, daß ich Dir jetzt nicht angehören darf?!“

„Marie, beſinne Dich,“ bat Bernhard, ihren Kopf an ſeine Schulter legend, „ſagteſt Du mir nicht einſt ſelbſt, Du würdeſt nicht einmal mit der Wimper zucken, wenn Dein Gatte plötzlich vor Dir erſcheinen würde?“

„Das iſt auch heute noch der Fall, Bernhard, nicht die leiſeſte Stimme regt ſich in meinem Herzen für ihn. Aber er lebt, noch bin ich vor dem Geſetze ſeine Frau — o, wie ſchwer ſich dieſes Wort auf meine Lippen drängt! Aber er iſt es nun doch einmal, und meine Verpflichtungen gegen ihn beſtehen fort.“

„Verpflichtungen, dieſem Menſchen gegenüber? Du weißt nicht, was Du ſprichſt.“

„Ich weiß nur zu wohl, was ich ſage, Bernhard, ich muß den Weg gehen, den die Pflicht mir gebietet.“

„Das iſt ein Verkennen Deiner Pflicht,“ entgegnete Bernhard ernſt, „das verfloſſene Leben Deines Mannes, wie ſeine Handlungsweiſe gegen Dich entbinden Dich aller

Verpflichtungen gegen ihn. Besitzt er noch ein Gewissen, so würde Dein Anblick ihm ein steter Vorwurf sein; ist aber die Gewissensstimme in ihm erstorben, so wird er auch das große Opfer, welches Du im Begriffe stehst, ihm zu bringen, gar nicht verstehen. In beiden Fällen wirst Du enttäuscht sein, da Du keine ersprießlichen Folgen Deines Handelns ernten wirst."

„O, ich bitte Dich," flehte sie, während Thräne um Thräne über ihr kummervolles Antlitz rollte, „mach' mir mein grenzenloses Herzeleid nicht schwerer, als es so schon ist. Die Frau, die Du an Dein Herz nimmst, muß makellos rein sein, und ich wäre es nicht, wollte ich jetzt der Stimme des Herzens folgen und die Deine werden. Der Elende, an den mich zwar nicht die Liebe, aber noch Ehre und Gesetz binden, ist todkrank. Kann ich jetzt die Scheidung beantragen, jetzt ihn im Stich lassen, ehe nicht sein künftiges Schicksal entschieden ist?"

Der Professor war aufgestanden, um auf die Veranda zu treten, er mußte Luft schöpfen, da drinnen war es ihm mit einem Male zu schwül geworden. Marie sollte nicht sehen, wie furchtbar er litt; wußte und fühlte er doch nur zu wohl, daß keine Macht der Welt sie bewegen würde, ihren Grundsätzen untreu zu werden, und er liebte sie um ihrer strengen Lebensauffassung willen nur noch mehr.

Schmerzerfüllt blickte Marie ihm nach. Einen Moment schien sie unschlüssig zu sein, dann aber folgte sie Bernhard nach, feste Entschlossenheit in den Zügen.

Wohl zuckte ihr Herz krampfhaft zusammen, als sie den Mann, dem ihre ganze Seele gehörte, jetzt wie gebrochen im Lehnsessel sitzen sah. Dennoch klang ihre Stimme ruhig und sicher, als sie zu ihm sprach: „Bernhard, wir müssen zu Ende kommen."

Und als er dann ihre dargebotene Hand ergriff, kam es auch über ihn wie trotzige Entschiedenheit.

„Du haſt Recht," entgegnete er bitter. „Wir müſſen zu Ende kommen, das heißt, wir müſſen uns nun wohl gegenſeitig die Rollen zutheilen, die wir hinfort ſpielen müſſen, denn ich kann mir nicht ſo urplötzlich die Liebe aus dem Herzen reißen."

„Bernhard, ſchone mich, glaubſt Du denn, daß ich weniger leide, als Du? Gönne mir den Troſt, Dich ſtark zu wiſſen."

Eine Zeitlang blickten Beide in die ſtille Nacht hinaus, Jedes mit den eigenen ſchweren Gedanken beſchäftigt. Bernhard war es, der zuerſt das Schweigen brach.

„Es wird längere Zeit vergehen, bis der Kranke unſere Anſtalt wird verlaſſen können — es wird wohl in Deiner Abſicht liegen, die Hauptpflege ſelbſt zu übernehmen. Und wenn der Zeitpunkt der Geneſung gekommen iſt, ſo werden wir ſehen, was weiter zu geſchehen hat. Aus Deiner Stellung hier wirſt Du doch nicht auszuſcheiden beabſichtigen, Deine Arbeitskraft und Pflichttreue iſt hier am rechten Platze, und wenn nicht meinetwegen, ſo bleibe den Kranken zuliebe, die Deiner bedürfen. Ich ſelber werde eine längere Reiſe antreten, denn ich würde für die nächſte Zukunft Deinen Anblick nicht ertragen können. — Und nun leben Sie wohl, Marie. Wir müſſen es dem Schickſal überlaſſen, dieſen Knoten zu löſen."

Marie war unfähig, ein Wort zu erwiedern, die Erregung war zu gewaltig in ihr, krampfhaft hielt ſie ſich an dem Geländer des Balkons feſt.

Da fühlte ſie plötzlich ihren Kopf erfaßt, ein heißer, inniger Kuß brannte auf ihren Lippen, ein letztes Lebewohl klang an ihr Ohr.

Dann hatte Bernhard ſie verlaſſen.

* * *

Monate waren ſeitdem vergangen. Der Sommer und der Herbſt waren gewichen, mit dem beginnenden Winter

hatte Marie Kerner einen längeren Urlaub angetreten, da sie geistig wie körperlich sich ermattet, fast wie gebrochen fühlte.

Die lang anhaltende Pflege ihres so unerwartet wieder aufgetauchten Gatten, verbunden mit qualvollen Seelenleiden, hatte sie fast ganz aufgerieben.

Und selbst jetzt noch, nachdem sie nun schon einen Monat am herrlichen Gestade des Gardasee's weilte, konnte sie sich bei der Erinnerung an die letzt verflossene schwere Zeit in der Anstalt eines Schauders nicht erwehren. In welch' einen Abgrund des Lasters und der sittlichen Verkommenheit hatte sie schauen müssen bei jenem Manne, der einst ihr Herz besessen! Hatte er doch gemeint, als er in der Krankenpflegerin seine verlassene Gattin endlich wieder erkannte, Thränen und Bitten würden genügen, ihre Verzeihung zu erlangen, und damit sei das Vergangene abgethan!

Welch' namenlose Selbstüberwindung hatte sie es gekostet, standhaft und ruhig an dem Lager des Kranken auszuharren, wenn er, was oft geschah, sich in den Fieberphantasien wie rasend geberdete, voll Ungestüm nach Branntwein verlangte, seine Gattin und den Arzt verwünschte, die ihm das ersehnte Gift verweigerten, und dann wieder, in lichteren Augenblicken, sich selbst, die Welt und seinen Leichtsinn verfluchte, der ihn so weit gebracht. Allmälig zwar ließen diese wilden Ausbrüche nach, wie auch die Kräfte erlahmten, bis dann endlich ein Herzschlag diesem vergeudeten Leben ein Ende machte.

Wohl hatte Marie diese Erlösungsstunde für ihn und sich selbst längst kommen sehen und herbeigesehnt, im Augenblicke selbst aber, als der Tod eingetreten war, empfand sie nichts von einer Erlösung. Es war eine solche dumpfe Betäubung über sie gekommen, daß sie sich weder eines klaren Gedankens, noch eines bestimmten Gefühles

bewußt werden konnte. Da hatte der leitende Arzt ihr eine Erholungsreise verordnet.

Hatte Bernhard dazu die eigentliche Veranlassung gegeben? Marie ahnte es wohl, aber sie wagte nicht zu fragen. Mit einer ihr selbst unerklärlichen Herzensscheu vermied sie es, von Bernhard zu sprechen.

Seit jenem Abend, wo er Abschied von ihr genommen, hatte sie nichts mehr von ihm erfahren, sie wußte nur, daß von den Aerzten regelmäßige Berichte an ihn abgesandt wurden.

— — — — — — — — — — — —

Mit nervöser Hast hatte Marie den Plan der Reise erfaßt und ausgeführt. Die Ruhe und die herrlichen Naturschönheiten am Gestade des Gardasee's hatten den düsteren Bann von ihrer Seele genommen, das Schwere der jüngsten Zeit erblaßte allmälig, sie athmete wieder freier, ein frischer Lebensodem durchfluthete ihr ganzes Wesen.

Bernhard's Liebe und die kurze Stunde seligen Glückes, die sie an seinem Herzen genossen hatte, tauchten mit neuer Lebendigkeit und Kraft vor ihr auf, die Zukunft goldig verklärend.

Während ihres heutigen Spazierganges hatte Marie mit klopfendem Herzen seiner gedacht. Wo weilte er, warum kam er nicht? Hatte er sich anders besonnen, sie vergessen? Sie konnte nichts thun, als auf seine Entscheidung zu warten. Und diese war in der That nahe. Beim Betreten ihres Zimmers fiel ihr Auge sofort auf eine Visitenkarte, die mitten auf dem Tische lag. Daneben einige frisch gepflückte Rosen.

Ein freudiger Schreck durchzuckte sie, als sie jetzt die Karte las: „Professor Doktor Bernhard."

Aber die Ueberraschung war doch zu gewaltig, sie mußte sich setzen, die Glieder waren wie gelähmt, das

Herz erbebte im ahnenden Glück. Ein leises Klopfen an der Thüre hieß sie sich sammeln. Gewaltsam richtete sie sich in die Höhe, sie wollte „Herein" rufen, aber ihre Stimme versagte, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Da ward die Thüre rasch geöffnet, und Bernhard stand vor ihr, die Fassungslose in seine Arme schließend.

„Marie, endlich mein!" rief er mit tiefinnerster Seligkeit aus, ihren Kopf fest an seine Brust pressend, liebkosend ihr schönes, welliges Haar streifend.

Er fühlte, wie heiße Thränen aus ihren Augen flossen; sie sagten ihm mehr als Worte, wie heiß und fest sie ihn liebe, wie selig seine Liebe sie mache.

Als der erste Sturm ihres glückberauschten Herzens sich gelegt, da erhob sie ihren Kopf, um mit seelenvollem Blick zu Bernhard empor zu schauen.

„O, Bernhard, wie klein erscheint mir jetzt die Leidenszeit meines Lebens, gegen die Größe Deiner beseligenden Liebe!"

„Und gibst Du mir nicht ebenso viel, Geliebte?" versetzte er, ihren Mund mit Küssen bedeckend. „Aber nun darfst Du mich auch nicht länger allein lassen, Marie, ich ertrage die Einsamkeit nicht mehr. In wenigen Wochen kehren wir nach Deutschland zurück als Mann und Weib."

Wie willig und gerne folgte Marie allen seinen Anordnungen, aus denen sie nur immer wieder Bernhard's lauterste Liebe erkannte, und wie leuchtete jetzt ihr Auge in froher Dankbarkeit auf, sich hinfort geborgen zu wissen an dem treuen Herzen eines edlen Mannes.

Verlaufen.

Kriminalerzählung aus der Reichshauptstadt.

Von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

1.

Im Westen Berlins, in dessen Straßen der laute Verkehr der Großstadt nur selten sich bemerkbar macht, stehen lange, vornehme Häuserzüge. Die Leute, die dort leben, genießen einer Ruhe, die man in einer großen Stadt gar nicht für möglich halten sollte. Demjenigen, der an Lebhaftigkeit des Straßenverkehrs und der Umgebung überhaupt gewöhnt ist, mag es sogar etwas einsam in diesen vornehmen Straßen vorkommen, besonders wenn er durch Krankheit an der freien Bewegung gehindert ist und tagaus, tagein kein anderes Vergnügen hat, als in einem Rollstuhl am Fenster zu sitzen und auf die Straße hinabzusehen.

Die kranke Frau, die in dieser Verfassung am Fenster saß, mochte am Ende der Vierziger stehen, die langjährige Krankheit hatte ihr Aussehen aber viel älter gemacht, und ihr grauer Scheitel deutete an, daß die Zeit nicht spurlos an ihr vorübergegangen war.

Ein Mädchen trat ein, die halb Dienerin, halb Gesellschafterin zu sein schien, und fragte: „Fräulein Berger, wünschen Sie etwas zum Frühstück?“

Die alte Dame ſchüttelte den Kopf. Sie ſah immer wieder auf die Straße, obgleich doch gar nichts Beſonderes oder Intereſſantes dort zu bemerken war. Ihre Gedanken beſchäftigten ſich auch mit ganz anderen Dingen. Heute war für ſie ein Gedenktag ernſter Art; vor einem Jahre hatte ſie die letzte Verwandte, die einzige Schweſter verloren, und ſeit der Zeit ſtand ſie einſam und verlaſſen da, abhängig von ihrer bezahlten Umgebung.

Der Vater der Kranken war ein vermögender Mann geweſen, aber es ruhte anſcheinend kein Segen auf dieſem Gelde, das er beſaß. Er ſtarb ſehr jung und hinterließ eine Wittwe mit zwei Töchtern, von denen die ältere, Olga, von Jugend an kränklich war, während die einige Jahre jüngere Marie geſund blieb und ein ſehr lebhaftes Weſen zeigte. Die Mutter lebte mit den Töchtern in Zurückgezogenheit, ohne ſich viel um die Welt zu kümmern. Sie war eine ſtille Frau, die ſich unglücklich darüber fühlte, daß die ältere Tochter mit den Jahren immer ſchwächer und kränker wurde, bis ſie von einem Schlaganfall getroffen wurde, der ſie von da ab dauernd bewegungsunfähig machte. Die Mutter opferte ſich in der Pflege für die kranke Tochter auf, kam faſt gar nicht unter Leute, und nur durch Zufall lernte Marie, die jüngere Tochter, einige Jahre nach dem ſchweren Unglück der Schweſter einen jungen Mann kennen, einen Italiener, Namens Sirani, welcher ſich um ſie bemühte und eines Tages um ihre Hand anhielt.

Die Werbung wurde angenommen, Marie liebte den Italiener wieder, heirathete ihn und zog mit ihm nach Hamburg, wo er ein großes Geſchäft hatte; Olga blieb mit ihrer Mutter nun erſt recht vereinſamt. Mit ihrer Schweſter ſtand ſie zwar in Briefwechſel, aber die Briefe Mariens wurden immer ſeltener und ſeltener, nachdem die Meldung gekommen war, daß ſie einem Knaben das Leben geſchenkt

habe, welcher Hugo heiße. Dann wurden höchstens zu den Geburtstagen in der Familie Briefe gewechselt. Doch eines Tages erschien Marie ganz unerwartet, um der Mutter und Schwester mitzutheilen, daß ihr Mann bankerott sei und all' ihr eingebrachtes Vermögen verloren und verspekulirt habe. Sie bat Mutter und Schwester um Hilfe, und Beide waren großmüthig genug, ihr mit Geschenken und Darlehen auszuhelfen. Vielleicht hätten sie es nicht gethan, wenn sie damals schon gewußt hätten, was sie erst später erfuhren, daß nämlich die Ehe der armen Marie eine höchst unglückliche war, daß ihr Mann sie vernachlässigte, sie rücksichtslos, ja roh behandelte und sie kränkte und verletzte, wo er nur konnte.

Ein Jahr verfloß noch, und die Mutter starb. Von ihr erbten die Töchter zu gleichen Theilen das Vermögen; aber die alte Frau war vorsichtig geworden, sie hatte testamentarisch bestimmt, daß nicht ihre Tochter Marie oder deren Gatte direkt erben solle, sondern das Kind. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich als eine sehr richtige und gute.

Sirani zog nach Berlin, und hier besuchte Marie öfters ihre kranke Schwester, um ihr mitzutheilen, daß ihre Verhältnisse nicht besser werden wollten, daß sie sich höchst unglücklich fühle, aber um ihres Kindes willen eine Trennung von ihrem Gatten nicht beabsichtige. Dann war für die Kranke eines Tages die Schreckensnachricht gekommen, daß Marie an einer Lungenentzündung gestorben sei. Ein Jahr war es heute her; Sirani war damals selbst gekommen, um der Kranken die Mittheilung von dem Tode ihrer Schwester zu machen, und er hatte zugleich die Gelegenheit benutzt, um ein größeres Darlehen von der Schmerzgebeugten herauszupressen.

Dann hatte er sich bei Olga nicht mehr sehen, hatte weder von sich, noch von dem Kinde etwas hören lassen,

bis eines Tages eine fürchterliche Nachricht unvorbereitet die Kranke traf. Mit der Lektüre der Morgenzeitung beschäftigt, fand sie plötzlich eine Lokalnotiz, welche lautete: „Schrecklicher Tod eines Kindes. In der P.-Straße fand heute ein Knabe auf fürchterliche Weise seinen Tod, indem er in ein Waschgefäß mit siedend heißer Lauge fiel und sich so verbrühte, daß er in wenigen Minuten starb. Die in dem Hause Nro. 14 vier Treppen hoch wohnende Wittwe Münsterberg war mit Wäsche beschäftigt und hatte soeben ein Waschfaß mit siedend heißer Lauge gefüllt, um sich dann dem Ofen auf einen Augenblick zuzuwenden. In diesem einzigen unbewachten Augenblicke fiel der bei der Wittwe in Pflege befindliche vierjährige Hugo Sirani in das Waschfaß und fand einen entsetzlichen Tod."

Weiter hatte damals Olga Berger nichts gelesen, mit einem Schrei war sie in Ohnmacht gesunken.

Welche furchtbaren Gefühle waren dann auf ihr Herz eingestürmt, als sie wieder erwachte und zu klarer Ueberlegung kam!

Sie machte sich Vorwürfe, daß sie das Kind nicht zu sich genommen hatte, aber diese gute Absicht war durch Sirani vereitelt worden, welcher bei jenem letzten Besuche unmittelbar nach dem Tode der Frau sich als höchst zärtlichen und gefühlvollen Vater aufgespielt und erklärt hatte, sich unter keinen Umständen von dem Kinde trennen zu wollen, das für ihn das Vermächtniß seiner Frau bleibe. Wie wenig wahr diese Redensarten gewesen, erwies sich daraus, daß er das Kind doch in Pension gegeben, und zwar zu der Wittwe Münsterberg, einer übelbeleumdeten Frau, mit der Sirani schon jahrelang Beziehungen unterhalten hatte.

Oft peinigten die Kranke schreckliche Gedanken über das Unglück, durch welches ihr kleiner Neffe zu Grunde

gegangen war. Dieſes Unglück war nämlich für Sirani ſelbſt ein großer Glücksfall, denn er war der einzige Erbe des Kindes, welchem die Hinterlaſſenſchaft ſeiner Großmutter teſtamentariſch zugeſprochen worden war. Durch den Tod des Kindes wurde Sirani Herr des nicht unbedeutenden Vermögens, und ſo viel Olga wußte, hatte er alle Schritte eingeleitet, um ſich dieſes gerichtlich deponirten Vermögens zu bemächtigen. Es war ihm auch behördlicherſeits das bare Geld zugeſprochen worden; das Hauptvermögen aber lag in Grundſtücken feſt, welche ſich in Mitbeſitz von Olga Berger befanden und auf Wunſch Sirani's nun verkauft werden ſollten, um ihm zu ſeinem Erbtheil zu verhelfen. Es kam ſogar wegen dieſer Grundſtücke zwiſchen ihm und Olga ſchließlich zum Prozeß, und die kranke Frau wurde von dem Vertreter Sirani's, der ſelbſt unmittelbar nach dem Tode des Kindes verreist war, in unerhörteſter Weiſe chikanirt und durch allerlei neue Prozeſſe und Winkelzüge in ihrem Beſitzthum geſtört und beunruhigt.

Alles das zuſammen waren wohl Gründe genug, um an dem Todestage der Schweſter trüben Gedanken nachzuhängen. Am lebhafteſten ſtand vor ihrer Seele das Bild ihres kleinen Neffen, eines prächtigen Blondkopfes, deſſen Geſicht, in welchem ſie die Züge ihrer Schweſter wiederfand, ſie nicht vergeſſen konnte. — — — —

Olga's Aufmerkſamkeit wurde plötzlich durch ein Ereigniß unten auf der Straße in Anſpruch genommen. Drüben an der Straßenecke bildete ſich ein Auflauf mit der Schnelligkeit, wie dies nur in einer Großſtadt wie Berlin möglich iſt. Olga ſah die Menſchenmenge ſich ſtetig vermehren und auch einen Schutzmann herankommen, der in der Menge verſchwand.

Sie klingelte ihrem Mädchen und befahl ihr, einmal nachzuſehen, was da drüben los ſei.

Nach einiger Zeit kam das Mädchen mit der Meldung zurück, daß es sich um ein verlaufenes Kind handle, das weder seinen Namen noch seine Wohnung wisse. Der Schutzmann habe das Kind vorläufig nach der Wache gebracht.

2.

Auf der Wache des Polizeireviers saß der Wachtmeister mit den Schutzleuten, die nicht auf Posten oder Patrouille waren und die sich gleich ihm mit Bureauarbeiten beschäftigten. Die Thür öffnete sich, und herein trat einer der Schutzleute, die sich auf Straßenposten befanden, und übergab dem Wachtmeister einen blondköpfigen, etwa fünfjährigen Knaben mit der Meldung, daß das Kind sich verlaufen habe. Vatersnamen und Wohnung wisse es nicht anzugeben.

Der Schutzmann begab sich wieder auf seinen Posten, und der Wachtmeister suchte durch liebenswürdiges Zureden von dem kleinen Blondkopf irgend welche nähere Auskunft zu erhalten. Dieser aber erklärte auf alle Fragen nur, er heiße Hugo, und damit waren seine Auskünfte erschöpft.

Er wurde durchsucht, ob er nicht in seinem Mützchen einen Namen oder Stempel habe, ob man nicht ein Wäschezeichen entdecken könne, aber dasselbe fehlte merkwürdigerweise bei dem Kinde, und so wurde der kleine Mann auf die Pritsche gesetzt, welche den Schutzleuten während der Nacht zum Schlafen dient, und dann begab sich der Wachtmeister in das Nebenbureau, um dem Lieutenant des Reviers die Auffindung des Kindes zu melden.

Auch der Polizeioffizier, ein junger, freundlicher Mann, kam heraus, um mit dem Kinde zu sprechen. Hugo bot ihm die Hand und erzählte auch ihm, daß er Hugo heiße, aber nichts Anderes wisse.

„Geben Sie Depesche an ‚Alle und Molkenmarkt‘,“ *) befahl der Lieutenant darauf, „daß ein verlaufenes Kind hier aufgefunden ist.“

Im nächsten Augenblick klapperte der Apparat. —

Solche verlaufene Kinder gehören in Berlin nicht zu den Seltenheiten, ja kommen fast wöchentlich einmal in jedem Polizeirevier vor. Das Beste, was die Eltern thun können, ist dann, sich an die Centralstelle am Molkenmarkt zu wenden, um von dieser zu erfahren, auf welchen Revierwachen verlaufene Kinder sich befinden, sich dann nach den betreffenden Bureaux zu begeben und nach dem vermißten Lieblinge zu forschen.

Der kleine Hugo saß unterdeß auf der Wachtpritsche und neben ihm zwei Schutzleute, welche gerade nicht beschäftigt waren, aber im Dienst und auf der Wache sich befanden. Der Eine von ihnen machte ihm aus Papier allerlei Figuren, Schiffe, Kasten und Hüte, der Andere ließ ihn auf seinen Knieen reiten, und so befand sich Hugo sehr wohl, besonders, nachdem er aus der Wohnung des Polizeilieutenants, die sich in demselben Hause befand, Kaffee und ein großes Butterbrod erhalten hatte.

Es wurde Abend, und noch Niemand hatte nach dem Knaben gefragt. Der Kleine hatte sich, wie es schien, an seinen neuen Aufenthaltsort gewöhnt und weinte längst nicht mehr. Es blieb nun die Frage offen, ob er sofort nach dem Waisenhause gebracht werden oder bis zum nächsten Morgen auf der Revierwache verbleiben solle, damit ihn seine Angehörigen dort bequemer abholen könnten.

Der Polizeilieutenant entschied sich für das Letztere. Es wurden aus seiner Wohnung einige Bettstücke herbeigeholt, dem Kinde auf dem Sopha im Bureau des Lieutenants ein Lager zurecht gemacht, und den Schutzleuten,

*) D. h. an alle Polizeireviere und das Polizeipräsidium.

die sämmtlich Familienväter waren, machte es viele Freude, zu beobachten, wie ihr kleiner Gast schlafen ging, besonders als er energisch erklärte, es müsse Einer bei ihm bleiben, weil er sich sonst fürchte. Als er schon unter der Decke lag, wendete er sich plötzlich um und sagte dem Schutzmann, der ihn auf der Straße gefunden hatte, geheimnißvoll in's Ohr: „Ich will Dir etwas sagen: ich weiß doch, wie ich heiße. Aber Du darfst es Niemandem wieder sagen, sonst schlägt mich die Mutter todt. Es ist aber gar nicht meine Mutter, es ist meine Tante, aber ich muß immer Mutter zu ihr sagen. Ich heiße Hugo Sirani. Aber sag' es Keinem weiter, ja nicht, sonst werde ich todtgeschlagen; Tante hat es mir verboten, ich darf es nicht verrathen."

Nach dieser geheimnißvollen Erklärung sagte der Knabe noch gute Nacht und schlief bald darauf ein. Der Schutzmann machte dem Wachtmeister sofort von dem Geständniß des Knaben Meldung. Es wurde das Adreßbuch, das sich auf jeder Wache vorfindet, nachgeschlagen, und in diesem fand sich auch ein Mann Namens Sirani als Kaufmann aufgeführt.

Die ganze Sache erschien aber doch so eigenthümlich, daß der Wachtmeister sich nach der Wohnung des Polizeilieutenants hinauf begab, um diesem von dem Geständniß des Kleinen Meldung zu machen.

„Wenn der Kriminalbeamte kommt, so schicken Sie ihn zu mir," sagte der Lieutenant. „Er soll Nachforschungen über die Eltern des Kindes anstellen, aber vorsichtig sein, die Angelegenheit kommt mir verdächtig vor. Ich muß fast annehmen, es steckt ein Geheimniß dahinter, dessen Zweck allerdings vorläufig noch nicht einzusehen ist."

Jedem Berliner Revierbureau ist ein Kriminalbeamter in Civil beigegeben, welcher geheime Nachforschungen und Untersuchungen innerhalb des Reviers vorzunehmen hat,

jedoch auch mit ſolchen in anderen Revieren betraut werden kann.

Ungefähr um neun Uhr Abends kam der Kriminalbeamte von einem Geſchäftsgange zurück, empfing den Auftrag des Wachtmeiſters und machte ſich ſofort wieder auf den Weg, um nach den Eltern des Kindes zu forſchen. Es ſchien ihm am bequemſten, erſt nach dem Revierbureau zu gehen, innerhalb deſſen das Haus lag, wo Sirani wohnen ſollte. Der Kriminalbeamte fand in den Anmeldebüchern jenes Bureau's den Namen, aber dabei das Zeichen „verzogen", und zwar in der betreffenden Kolonne die Notiz: „Verzogen nach außerhalb, wohin unbekannt."

Durch dieſe Notiz war die Spur vollſtändig abgeſchnitten. Der Kriminalbeamte gab jedoch ſeine Sache noch nicht verloren, ſondern ſchlug in den Büchern weiter nach. Auch Frau und Kind des Sirani ſtanden darin verzeichnet; bei der Frau fand ſich die Notiz, daß ſie geſtorben ſei, bei dem Knaben ſtand dieſelbe Bemerkung, wie bei dem Namen des Vaters: „Verzogen nach außerhalb."

Der Kriminalbeamte kehrte mit dieſem durchaus negativen Reſultat zur Wache zurück, und vorläufig mußten alle weiteren Nachforſchungen unterbleiben. Irgend eine Meldung auf einem Polizeibureau oder auf dem Polizeipräſidium wegen des verlaufenen Kindes war nicht eingegangen, auch in der Nacht kam keine Anfrage an das Revierbureau und am Morgen blieb nichts übrig, als über die ganze Angelegenheit einen Bericht zu ſchreiben, das Kind durch einen Schutzmann nach dem ſtädtiſchen Waiſenhauſe zu ſchicken, wo es vorläufige Aufnahme finden ſollte, den Bericht über die Auffindung des Kindes aber an die Kriminalabtheilung auf dem Dienſtwege gelangen zu laſſen.

3.

In einem der Zimmer des alten Kriminalkommiſſariats am Molkenmarkt zu Berlin ſaß in der Nähe des Fenſters ein Beamter, der eifrig in den Akten ſtudirte. Trotzdem in demſelben Zimmer noch mehrere andere Kommiſſäre Parteien verhörten, Zeugen vernahmen, auf Verbrecher einredeten, damit ſie geſtehen ſollten, und ein beſtändiges Kommen und Gehen herrſchte, war die Macht der Gewohnheit bei den Beamten doch ſo groß, daß ſich Keiner durch den Anderen ſtören ließ.

An demſelben Tiſch mit jedem Kriminalkommiſſär ſaßen zwei Kriminalſchutzleute in Civil, die mit ihm zuſammen ein beſtimmtes Revier der Stadt kriminaliſtiſch zu überwachen und zu bearbeiten haben.

Der Beamte las das kleine Aktenſtück wiederholt durch. Endlich wendete er ſich an einen ſeiner Kriminalſchutzleute und ſagte: „Leſen Sie ſich das einmal durch, Jonas. Ich glaube, Sie haben die Sache zur Bearbeitung gehabt; mir kommt irgend eine Erinnerung bei dem Namen Sirani, die ich nicht loswerden kann. Ich weiß aber nicht genau, um was es ſich handelt; ſchlagen Sie doch einmal unſer Regiſter nach.“

Jonas nahm das Schriftſtück, las es langſam und bedächtig durch und ſchüttelte den Kopf. Dann nahm er es wieder vor, las es zum zweiten Male und ſagte endlich: „Es iſt eine ganz verrückte Geſchichte. Ich habe die Sache mit dem kleinen Sirani gehabt. Das Kind iſt ja todt.“

„Jetzt erinnere ich mich,“ ſagte der Kommiſſär. „Iſt das nicht die Sache, wo das Kind in das Waſchfaß fiel, ſich verbrannte und ſtarb?“

„Jawohl, Herr Kommiſſarius,“ entgegnete Jonas. „Ich will doch gleich einmal das Journal nachſchlagen, da haben wir es ja ſchwarz auf weiß.“

Der Beamte zog eine Tischschublade heraus und suchte unter verschiedenen Aktenstücken eines heraus, in dem er eifrig blätterte.

„Hier ist es," erklärte er; „es sind erst acht Wochen her, ich habe es noch selbst notirt, Herr Kommissär: ‚Hugo Sirani fiel in ein Waschfaß mit heißer Lauge, verbrühte sich und starb. Anzeige vom Revier wegen Untersuchung. Recherchirt, ob Tod des Kindes etwa durch Fahrlässigkeit oder mangelhafte Aufsicht verursacht. Hugo Sirani war in Pflege bei Wittwe Münsterberg. Zur Zeit des Unfalls waren zwei mit der Wittwe bekannte Frauen zugegen, ebenso der Vicewirth des Hauses wegen Besprechung einer Reparatur des Kochherdes. Die Vernehmung der drei Zeugen, sowie der Wittwe Münsterberg hat ergeben, daß die Schuld an dem Unglück Niemandem beizumessen ist. Untersuchung wurde demnach eingestellt. Todtenschein und Begräbnißerlaubniß sind ausgefertigt worden.' Das ist die Sache, Herr Kommissarius. Der Hugo Sirani ist also todt und begraben."

„Jedenfalls," sagte der Kommissär, „ist das aber eine sehr eigenthümliche Geschichte. In dem Bericht des Polizeireviers steht ausdrücklich, das verlaufene Kind sei ängstlich gewesen und habe dem Schutzmann nur vertraulich gestanden, daß es Hugo Sirani heiße. Hier ist irgend etwas nicht in Ordnung. Nehmen Sie sich der Sache an. Ich kann mir nicht denken, daß ein Kind sich so ohne Weiteres einen falschen Namen beilegt und derartige Geheimnisse erfindet. Wer weiß, was dahinter steckt. Auffallend ist jedenfalls die Thatsache, daß das Kind von Niemandem abgeholt worden ist."

Jonas studirte das Aktenstück noch einmal genau durch, dann zog er das Journal heraus, machte sich aus diesem einige Notizen, zog auch noch das Adreßbuch und den Stadtplan zu Rathe, steckte darauf das Notizbuch ein und ging.

Es war ihm eingefallen, daß es wohl das Einfachſte ſei, ſich bei der Wittwe Münſterberg zu erkundigen, ob es nicht vielleicht noch einen zweiten Hugo Sirani gebe, oder ob ſie nicht irgend welche Auskunft über den Vater des verſtorbenen Knaben ertheilen könne; jedenfalls konnte er durch geſchicktes Ausfragen bei der Wittwe am meiſten erfahren.

Nachdem er durch eine Anzahl Straßen gewandert war, ſtieg er endlich in einem Hauſe drei Treppen hoch empor und klingelte. Niemand öffnete. Er klingelte zum zweiten und dritten Male, ohne daß er eine Antwort erhielt. Endlich öffnete ſich eine Thür auf demſelben Flur, und eine Frau in einfacher Kleidung trat heraus.

„Zu wem wollen Sie denn?“ fragte ſie freundlich.

„Zu Frau Münſterberg.“

„Die wohnt nicht mehr hier, ſie iſt verreist.“

„Können Sie mir nicht ſagen, wohin ſie gereist iſt und wann ſie wieder kommt?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete die Frau; „da müſſen Sie ſich an den Vicewirth wenden. Sie iſt ſeit vorgeſtern früh fort und hat mir geſagt, ſie käme wahrſcheinlich gar nicht wieder. Die kleine Wirthſchaft, die ſie hier gelaſſen hat, ſoll der Vicewirth verkaufen, damit er die Miethe davon abziehen kann, die Frau Münſterberg noch bis zum Ablauf ihres Kontrakts zu zahlen hat. Sie hat mir geſagt, ſie müſſe fort, weil ihre Mutter im Sterben liege. Wenden Sie ſich nur an den Vicewirth, der wird Ihnen wohl Auskunft geben können.“

Jonas dankte und ſtieg langſam die Treppe hinunter. Inſtinktmäßig fühlte er, daß es ſich hier um eine wichtige Sache handle, die zwar vorläufig vollſtändig unklar war, aus der aber etwas herauskommen konnte, was vielleicht hochwichtig und überraſchend war. Ihm als Kriminaliſten kam die plötzliche Abreiſe der Wittwe Münſterberg

in Verbindung mit der Auffindung des Knaben ſehr verdächtig vor.

Er brauchte ſich dem Vicewirth, der einen Reſtaurationskeller in dem Hauſe hatte, nicht erſt vorzuſtellen. Dieſer erkannte ihn auf den erſten Blick wieder und fragte erſtaunt: „Was führt denn Sie hierher, Herr Jonas?“

Der Beamte nahm den Vicewirth bei Seite und ſtellte ihm einige Fragen, aus deren Beantwortung er erfuhr, daß die Wittwe Münſterberg nur ein Vierteljahr in dem Hauſe gewohnt habe. Sie hatte die Wohnung für ein Jahr gemiethet und ſich ſtets als eine höchſt anſtändige und fleißige Frau gezeigt. Sie nähte für ein großes Geſchäft zu Hauſe Mäntel und verdiente, wie der Vicewirth glaubte, ganz hübſches Geld. Sie war Mutter eines Knaben, welcher Hugo hieß und ungefähr ſechs Jahre alt war. Sie hatte außerdem noch einen zweiten Knaben, den Hugo Sirani, in Pflege, denſelben, der, nachdem die Wittwe Münſterberg vier Wochen im Hauſe gewohnt hatte, verunglückt war. Der Vicewirth war der Meinung, daß ſich die Frau das Unglück des Kindes ſehr zu Herzen genommen habe, obgleich ſie an demſelben eigentlich keine Schuld trage. Sie habe um den Knaben getrauert, als wäre es ihr eigenes Kind geweſen. Vorgeſtern nun ſei ſie bei dem Vicewirth erſchienen und hätte ihm die Schlüſſel ihrer Wohnung übergeben mit der Mittheilung, ſie müſſe ſofort zu ihrer Mutter reiſen, welche im Sterben liege. Sollte dieſelbe wirklich ſterben, ſo wäre es wohl möglich, daß ſie gar nicht wiederkäme, und dann möge der Vicewirth die Sachen, die ſie zurücklaſſe, verkaufen und den Erlös an den Wirth abliefern, da ja doch die Sachen nicht ſo viel werth ſeien, um einen großen Transport bis nach ihrer Heimath in Weſtfalen als vortheilhaft erſcheinen zu laſſen.

„Hat Ihnen Frau Münſterberg geſagt, wohin ſie gereist iſt?“ fragte Jonas.

„Nein, den Namen des Ortes hat sie mir nicht gesagt," erklärte der Vicewirth; „sie wollte uns aber dieser Tage schreiben."

„Sie hat doch," sagte Jonas, „ihren Kleinen mitgenommen?"

„Nun natürlich. Warum sollte sie ihn wohl hier gelassen haben? Ich habe sie zwar nicht abfahren sehen, denn als sie fortreiste, war gerade Mittagszeit, und da ist in meinem Geschäft am meisten zu thun, und schließlich war mir die Sache auch nicht so wichtig."

„Sie haben den Schlüssel zu der Wohnung der Frau Münsterberg?"

„Ja, selbstverständlich."

„Möchten Sie vielleicht einmal mit mir heraufkommen und mir das Zimmer zeigen? Ich kann Ihnen nicht sagen, um was es sich handelt, vorläufig weiß ich es selbst noch nicht. Machen Sie auch im Hause kein Aufhebens von der Geschichte. Aber bitte, führen Sie mich einmal hinauf!"

Der Vicewirth holte bereitwillig den Schlüssel und stieg mit dem Kriminalbeamten nach der Wohnung der Frau Münsterberg hinauf, worin sich ein sehr bescheidenes, fast ärmliches Mobiliar vorfand. Kisten und Kasten waren leer, ihre besten Sachen schien Frau Münsterberg mitgenommen zu haben. Immerhin aber war etwas Wäsche zurückgeblieben, und Jonas kannte den Frauencharakter zu gut, um nicht zu wissen, daß gerade Wäsche von einer Frau am allerwenigsten im Stich gelassen wird, wenn sie unter normalen Verhältnissen sich entfernt.

„Hatte die Frau keine Federbetten?" fragte Jonas den Vicewirth.

„Die Betten," erklärte dieser, „hat Frau Münsterberg vorgestern an eine Frau im Hinterhause für sehr billiges Geld verkauft. Ich habe erst heute davon erfahren."

Jonas musterte mit geübtem Blick sorgfältig den Fußboden, er zog alle Tischkasten auf, alle Schubladen aus den Möbelstücken heraus, ohne indeß etwas Besonderes zu finden. In der Küche befand sich eine Anzahl Küchen- und Wirthschaftsgeräthschaften, welche Jonas indessen nur wenig beachtete.

Er wendete sich vielmehr zu dem aus Kacheln zusammengefügten Kochherd, dessen eiserne Platte die abnehmbaren Kochringe zeigte. Er nahm die Ringe einzeln herunter und blickte sehr genau in die Oeffnung. Ein Lächeln der Befriedigung umspielte seine Lippen; er sah Reste von verbranntem Papier und Papierasche. Er fuhr mit der Hand in die Feuerstelle hinein und tastete prüfend in der Asche herum, bis er ein Stück Papier herauszog, das er lange und aufmerksam betrachtete. Er blies sorgfältig alle Asche von demselben herunter und sah, daß es eine abgerissene Ecke von einem Briefumschlage war. Darauf befand sich eine italienische Briefmarke und auf dieser der Poststempel „Milano" (Mailand) nebst einem Datum, das erst um wenige Tage zurücklag. Auch ein Theil der Adresse war noch vorhanden, wenigstens die Buchstaben —terberg, wahrscheinlich zu dem Namen Münsterberg gehörig.

Jonas schien den Fetzen Papier für wichtig zu halten, denn er legte ihn in seine Brieftasche und sagte zu dem Vicewirth, er möge darauf achten, daß vorläufig Niemand die Wohnung betrete. Dann entfernte er sich schnell, stieg am nächsten Droschkenhalteplatz in einen Wagen und befahl dem Kutscher, nach dem städtischen Waisenhause zu fahren.

4.

Es war am Vormittage, und wie immer saß die kranke Olga Berger am Fenster ihrer Wohnung. Die Morgenzeitung, die sie soeben gelesen hatte, lag auf ihrem Schoß,

und die Kranke blickte, nach Unterhaltung und Abwechslung spähend, zum Fenster hinaus. Sie sah eine Droschke in die Straße einbiegen und vor dem Hause halten. Bald darauf klingelte es, und die Pflegerin trat ein mit der Meldung: „Fräulein Berger, es ist ein Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht. Er sagt, er käme von der Polizei."

Die Kranke schreckte zusammen und nur mühsam fand sie die Worte: „Führe ihn herein."

„Der Herr hat mich gefragt," sagte die Pflegerin, „ob man Ihnen Mittheilungen machen könnte, welche ziemlich überraschend seien, ob Sie nicht dadurch in Ihrer Gesundheit geschädigt würden. Ich habe ihm gesagt, Sie wüßten sich gut in Alles zu fügen, nur soll er möglichst Rücksicht nehmen. Er hat mir aber erklärt, es handle sich um eine freudige Nachricht."

Der erste Gedanke der Kranken war, daß der Beamte in Sachen ihres Prozesses mit Sirani käme. Wenige Minuten aber, nachdem der Kriminalbeamte bei ihr eingetreten, war sie anderer Ansicht, denn dieser erklärte ihr: „Ich heiße Jonas und komme in einer eigenthümlichen Angelegenheit. Durch Nachschlagen in den Akten habe ich gefunden, daß Sie die Schwester der verstorbenen Frau Sirani sind. Ich komme zu Ihnen, um Sie um Auskunft über gewisse Familienverhältnisse zu bitten. Vielleicht bin ich nachher in der Lage, Ihnen etwas mitzutheilen, was Sie in Aufregung versetzen kann, aber, wie ich hoffe, in eine freudige."

Allerdings nicht ohne Abschweifung von dem Hauptthema erzählte die Kranke dem Kriminalbeamten die Leidensgeschichte ihrer Schwester. Als sie die Thatsache erwähnte, daß durch den Tod des Kindes dessen Vater zu einer Erbschaft gekommen sei, lächelte Jonas und sagte: „Würden Sie Ihren Neffen wieder erkennen, wenn ich Ihnen denselben vorstellte?"

Die Kranke ſtieß einen Schrei aus und ſah den Beamten ganz erſchreckt an. „Meinen todten Neffen?“ fragte ſie dann.

„Nicht doch,“ verſetzte Jonas. „Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß Ihr kleiner Neffe nicht todt iſt, ſondern lebt. Würde es Sie ſehr aufregen, wenn ich Ihnen ein Kind vorſtellen würde, das ich beſtimmt für Ihren Neffen halte? Es iſt höchſt wichtig, daß Sie das Kind ſehen.“

„Wo iſt das Kind?“ fragte außer ſich die Kranke. „Ich ſchwöre es Ihnen, ich erkenne es beſtimmt wieder. Sein Geſichtchen hat ſich mir zu deutlich eingeprägt. Aber wie iſt es möglich, daß das Kind noch lebt?“

„Darüber werde ich Ihnen ſpäter Aufklärung geben,“ ſagte der Beamte. „Fühlen Sie ſich ſtark genug zu dem Wiederſehen?“

„Ja,“ erklärte die Kranke, „führen Sie das Kind zu mir. Die Aufregung wird groß ſein, aber ich werde ſie überwinden. Schrecklicher als Alles aber iſt die Erwartung, bis ich das Kind wiederſehe.“

„Sie ſollen nicht allzu lange warten,“ erklärte Jonas. „Ich habe den Kleinen für alle Fälle mitgebracht. Er ſitzt unten in der Droſchke, ich werde ihn heraufholen.“

Wenige Minuten ſpäter hielt die Kranke in ihren Armen den Neffen, deſſen Geſicht ſie mit Küſſen bedeckte. Auch der kleine Blondkopf hatte ſie wieder erkannt, bei ihrem Anblick „Tante!“ gerufen und ſeine Aermchen um ihren Hals geſchlungen. Das Kind war offenbar glücklich, eine bekannte Perſon, die ihm wohlwollte, wiederzuſehen, und die Kranke war außer ſich vor Glück und Freude, das todtgeglaubte Kind wieder zu beſitzen.

Jonas lächelte. „Sie werden gewiß nichts dagegen haben, ſagte er, „wenn ich Ihnen den kleinen Burſchen jetzt hier laſſe. Durch einen eigenthümlichen Zufall iſt eine groß-

artige Schändlichkeit, ein Erbschaftsschwindel entdeckt worden, der für Sie noch dadurch von besonderem Interesse ist, daß die Prozesse, die man gegen Sie angestrengt hat, gegenstandslos werden, da Sirani natürlich nicht der Erbe seines noch lebenden Sohnes sein kann. Es handelt sich jetzt nur noch darum, dem Verbrecher das bare Geld abzujagen, das er sich bereits durch seinen Schwindel verschafft hat."

5.

Der Betrug, der auf so merkwürdige Weise zu Tage gekommen war, konnte als ein äußerst geschickter und raffinirter bezeichnet werden, und doch war Sirani, der Hauptverbrecher, auf die Ausführung desselben nur durch einen Zufall gerathen.

Zu der Wittwe Münsterberg hatte er schon in früheren Jahren in Beziehungen gestanden; es schien fast, als empfände er für diese Frau eine wirkliche Neigung, während er seine Gattin nur wegen ihres Vermögens geheirathet hatte. Als diese gestorben war, gab er seinen Sohn Hugo bei der Münsterberg in Pflege. Er wollte, daß sich das Kind an die Wittwe gewöhne, denn er ging mit dem Gedanken um, dieselbe zu heirathen. Zufällig hieß der gleichalterige Sohn der Wittwe Münsterberg ebenfalls Hugo, und das Unglück wollte es, daß dieses Kind durch Verbrühen verunglückte und auf der Stelle starb. Sirani kam kurze Zeit nach diesem Unfall zu Besuch, und der Gedanke durchblitzte sofort sein Gehirn, das verstorbene Kind der Wittwe Münsterberg für das seine auszugeben, um sich so in den Besitz der Erbschaft zu setzen, die ihm nach dem Tode seines Sohnes zufallen mußte. Er besaß über die Mutter des todten Knaben eine fast dämonische Gewalt, und zwang sie daher, trotz ihres Schmerzes um den Verlust des eigenen Kindes, sich zu beherrschen. Er

verſprach ihr die Ehe, ſobald er die Erbſchaft in Händen hätte, und wußte es durchzuſetzen, daß die Frau auf den Schwindel einging und angab, das verunglückte Kind ſei Hugo Sirani. Der kleine Hugo Sirani wurde durch Drohungen ſeines Vaters und der Wittwe Münſterberg veranlaßt, von jetzt ab ſeine Pflegerin Mutter zu nennen und ſeinen Vatersnamen gegen Jedermann zu verheimlichen.

In einer großen Stadt, wie Berlin, iſt ein ſolcher Betrug leicht möglich. Es herrſcht dort nicht einmal unter Flurnachbarn die Bekanntſchaft und der Verkehr, den man in kleineren Orten und ſelbſt in mittleren Städten unter den Bewohnern eines ganzen Hauſes findet. Man wohnt jahrelang mit Leuten in einem und demſelben Hauſe zuſammen, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie ſie heißen, wie ſie ausſehen und was ſie treiben. Nirgends lebt man zurückgezogener und ſich weniger um andere Leute kümmernd, als in der großen Stadt. Auch der Arzt, der den Todtenſchein ausſtellt, kennt in höchſt ſeltenen Fällen die Leute perſönlich, die ſterben, auch die Polizei muß ſich auf die Angaben verlaſſen, die ihr von den Angehörigen gemacht werden; und man vergeſſe nicht, daß die Wittwe Münſterberg noch nicht vier Wochen in dem Hauſe wohnte, in dem das Unglück geſchah, ſo daß eine Verwechslung der Kinder, welche beide Hugo hießen und im gleichen Alter waren, gar keine Schwierigkeiten bot.

Wäre nicht durch einen Zufall der kleine Sirani ſeiner Pflegerin abhanden gekommen, ſo wäre höchſt wahrſcheinlich niemals der Betrug entdeckt worden. Sirani hatte das bare Geld aus der Erbſchaft ſeines Kindes ohne Schwierigkeiten erheben können; wie wir wiſſen, ſtand er mit ſeiner Schwägerin, der Tante Hugo's, im Prozeß und war entſchloſſen, die Kranke durch alle nur möglichen Chikanen mürbe zu machen, um ſie zum Verkauf der Liegenſchaften und Auszahlung des Antheils Hugo's zu zwingen.

Der Boden Berlins aber war dem Erbschaftsschwindler doch zu heiß geworden; er hatte sich nach Italien gewendet und erwartete dort in seiner Heimath die Ankunft der Wittwe Münsterberg mit seinem Sohne. Dieselbe wollte absichtlich, um Aufsehen zu vermeiden, erst einige Zeit vergehen lassen, bevor sie Sirani nachfolgte. Der Umstand aber, daß Hugo sich verlief, brachte sie dazu, ihren Entschluß zu ändern. Als sie aus den Zeitungen erfuhr, daß ein Kind von der Beschreibung ihres Pfleglings auf der Polizeiwache angehalten und nach dem Waisenhause gebracht worden sei, wagte sie es nicht, sich zu melden, weil sie fürchtete, das Kind könnte seinen wahren Namen angegeben haben, und wie wir wissen, war ihre Furcht nicht unbegründet. Sie beschloß vielmehr, jetzt augenblicklich Berlin zu verlassen und Sirani nachzureisen. Sie führte diesen Entschluß auch in größter Eile aus, nachdem sie vorher alle ihre Papiere verbrannt hatte. Das Stückchen des Briefumschlages, das der Kriminalbeamte im Kochherde vorgefunden hatte, genügte indessen vollständig, um den Beamten und dessen Vorgesetzte auf die Spur Sirani's und seiner Mitschuldigen zu setzen. Bevor noch die Wittwe Münsterberg Mailand erreicht hatte, spielte der Telegraph, und Sirani wurde an dem Tage verhaftet, an dem die Wittwe Münsterberg ankam. Auch sie wurde auf dem Bahnhofe von italienischen Polizeibeamten beim Aussteigen aus dem Wagen in Haft genommen und zusammen mit Sirani nach Berlin zurückgebracht. Man hatte bei Sirani noch den größten Theil des erschwindelten Geldes vorgefunden.

Die Strafe, welche Sirani und Frau Münsterberg traf, war eine verhältnißmäßig geringe. Die Anklage lautete nur auf Dokumentenfälschung, Fälschung der Standesregister und Betrug, und Sirani kam mit einer Gefängnißstrafe von drei Jahren, die Wittwe Münsterberg mit einer Strafe von anderthalb Jahren fort.

Als Sirani ſeine Gefängnißſtrafe verbüßt hatte, theilte ihm der Gefängnißdirektor mit, daß ſeine Schwägerin, Olga Berger, für ihn eine Summe ausgeſetzt hätte, welche hinreichend ſei, daß er nach Amerika gehen und dort ein neues Leben anfangen könne. Er müſſe aber in geſetzlich bindender Form allen Rechten auf ſeinen Sohn Hugo entſagen, den die Tante erziehen und als ihr eigenes Kind betrachten wolle.

Sirani ging auf den Vorſchlag ein. Er ging mit der Wittwe Münſterberg nach Amerika, und weder von ihm noch von ihr iſt jemals wieder eine Nachricht nach Europa gekommen.

Für die kranke Olga Berger aber kam eine Zeit der Freude und Glückſeligkeit, in der ſie ſich nicht mehr vereinſamt fühlte, ſeitdem ſie eine Lebensaufgabe in der Erziehung ihres Neffen hatte.

Der Herzog von Kurland.

Lebensbild eines Günſtlings.

Von

Hans Marſchall.

(Nachdruck verboten.)

Das 18. Jahrhundert iſt außerordentlich reich an Männern, welche aus niederen Verhältniſſen auf ſchwindelnde Höhe gelangten. Im Rußland des vorigen Jahrhunderts iſt namentlich die Zahl der Emporkömmlinge groß, und die Schickſale derſelben ſind faſt alle ungemein intereſſant, wie das nachfolgende Lebensbild zeigen wird. Es iſt dasjenige des auf dem Thron von Kurland 1771 geſtorbenen Herzogs Biron, des erſten ſeines Geſchlechts.

In den Jahren 1710 bis 1712 trieb ſich ein junger, hübſch gewachſener Menſch in dem neu erſtehenden Petersburg umher, um irgend eine Anſtellung bei einer Behörde oder bei einem Hofſtaat zu finden. Er nannte ſich v. Biron, war aus Kurland gebürtig und hatte einige Zeit in Königsberg ſtudirt. Aber die Keckheit und erſichtliche Zuverſicht in ſeiner Abenteurerluſt wollten ihm doch keine der Pforten öffnen, an die er in der neuen Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches klopfte. Man wies ihn ab, weil ſich herausſtellte, daß er der Sohn eines kurländiſchen Forſtbeamten, Namens Bühren, war und ſich den franzöſiſchen adeligen Namen v. Biron ſelbſt beigelegt hatte, um den Glauben zu erwecken, als ſtamme er von dem altberühmten Geſchlecht der denſelben führenden Marſchälle von Frankreich ab.

Digitized by Google

Enttäuscht kehrte er endlich nach Mitau zurück. In dieser kurländischen Residenz regierte damals die eben verwittwete Gemahlin des letzten Herzogs aus dem eingeborenen Kettler'schen Hause, die erst neunzehnjährige Nichte Peter's des Großen, Anna Iwanowna. An ihrem Hofstaat glückte es ihm auch nach einiger Zeit, in untergeordneter Stellung anzukommen; doch bald gelang es ihm, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, er wurde von ihr zum Kammerjunker ernannt, und sie trachtete eifrig darnach, seinen heißen Wunsch zu erfüllen und ihn unter den Adel des Landes aufgenommen zu sehen. Er mußte auf ihre Veranlassung deshalb eine arme Landedelmannstochter, Gottliebe v. Trotha, heirathen; trotzdem wies der kurländische Adel aber entschieden eine Anerkennung des dunklen Herrn Ernst Johann v. Biron mit seinem prahlerischen französischen Wappenbild ab, und als er mit der Herzogin eine Reise nach Petersburg machte, wo inzwischen Peter's I. Wittwe, die von ihm aus niedrigstem Stande erhobene Katharina als Kaiserin mit ihrem Günstling Menschikoff zusammen das russische Reich regierte, machte es der russische Adel ebenso. Wer hätte damals, 1726, ahnen können, daß in wenigen Jahren der am russischen Hofe über die Achseln angesehene Herr Biron ein neuer allgewaltiger Menschikoff werden würde!

Katharina I. starb schon 1727; ihr folgte unter der Oberherrschaft der Dolgorukis und Ostermanns der erst zwölfjährige unmündige Enkel Peter's I., Peter II., und als der junge Zar schon 1730 starb, beriefen seine Vormünder unerwartet jene Anna Iwanowna, als Nichte des großen Zaren, von ihrem kleinen kurländischen auf den mächtigen russischen Thron, in der Hoffnung, das schwache, ihnen zur Dankbarkeit verpflichtete Weib ebenfalls nach ihrem Willen leiten zu können. Fürst Dolgoruki brachte selbst die Kunde ihrer Erhebung an die neue Kaiserin nach

Mitau. In ihrem Vorzimmer fand er einen jungen, schlicht gekleideten Mann, dem er ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Als dieser keine Lust dazu zu haben schien, nahm er ihn beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. Es war Biron, der Kammerjunker, gewesen. Anna nahm sich seiner sogleich an, worauf Dolgoruki derselben das Versprechen abnahm, ihn nicht mit nach Petersburg zu nehmen.

Die neue Kaiserin versprach in Mitau Alles, was man wollte, in Petersburg aber that sie als erklärte Selbstherrscherin aller Reußen, was ihr beliebte. Biron wurde bald von ihr gerufen und sein Rath galt ihr Alles. Er und seine Familie bezogen mit dem Tage der Thronbesteigung den kaiserlichen Palast und behielten da dauernd ihre Wohnung, so daß Biron ungehindert und unbemerkt mit der Kaiserin verkehren konnte.

Sie ernannte ihn zu ihrem ersten Kammerherrn, dann bald zu höheren Hofstellungen. Er erhielt hohe Orden, und der bisher unbekannte Herr v. Biron wurde plötzlich ein strahlendes Licht am Hofe von Petersburg.

Der kurländische Adel sandte jetzt eine Deputation, die ergebenst um die Ehre bat, Herrn v. Biron in die Adelsrolle des Ländchens aufnehmen zu dürfen, der deutsche Kaiser beeilte sich, den erklärten Günstling der neuen Zarin durch Ertheilung des Reichsgrafenstandes zu gewinnen, und auch das Haupt des alten herzoglichen Hauses Biron in Frankreich erkundigte sich nunmehr bei dem Namensvetter an der Newa, auf welche Art es die Ehre habe, mit ihm verwandt zu sein.

Biron wußte sich vortrefflich in seine neue Rolle zu schicken, und sich darin seinen Nebenbuhlern, den Ostermann, Münnich, Dolgoruki, auch bald furchtbar zu machen. Er war ohne große Bildung, doch klug berechnend, erfaßte schnell die Kunst, russisch zu regieren und griff gewalt-

thätig ein, wo er es zur Befriedigung seiner Launen für geboten hielt. Der Herrschaft über Anna sicher, legte er seinen rohen Leidenschaften bald gar keinen Zügel mehr an, und man lernte genugsam kennen, welch' eine herrschsüchtige, ehrgeizige, gewinnsüchtige, unversöhnliche und grausame Natur ihm eigen war. Den ihm vom Fürsten Dolgoruki angethanen Schimpf rächte er jetzt, indem er es bewirkte, daß die Kaiserin die ganze Familie desselben nach Sibirien verbannte.

Die Kaiserin überließ die alleinige Herrschergewalt ihrem Lieblinge, und er wußte sie trotz so alter Staatsmänner, wie Münnich und Ostermann, nach seinem Belieben auszuüben. Grausam und ungerecht war sein Regiment; der Henker spielte eine große Rolle darin. Mit der Furcht vor seinem rücksichtslosen Despotismus drückte er Alle nieder. Die Kaiserin selbst hatte Angst vor ihm; aber ihr Vertrauen zu ihm war dennoch nicht zu erschüttern, und seine Macht war daher schrankenlos zu nennen. Er lebte wie ein Zar und sammelte sich ungeheure Reichthümer, sogar durch gemeine Geldspekulationen und Wucher.

Im Jahre 1737 ereignete sich das Ungeheuere, daß er sich von der Kaiserin Anna zum Herzog von Kurland vorschlagen ließ, und die kurländischen Stände, großentheils von Biron bestochen oder liebedienerisch gegen den Allmächtigen, willigten ein. Obwohl der König von Polen, der die Lehnshoheit über Kurland besaß, sich sträubte, eine solche Ernennung zu bestätigen, so war sein Widerstand doch weder wirkungsvoll, noch auch nachhaltig. Der Biron, den die kurländischen Edelleute einst verächtlich von sich gewiesen, wurde in aller Form Rechtens ihr Herzog und nahm als Herrscher nunmehr unter allen russischen Staatsdienern auch den höchsten Rang ein. Der Versuch, den seine Feinde 1739 machten, ihn durch eine Empörung zu stürzen, mißglückte vollständig und hatte

für die Betheiligten nicht nur, sondern auch für zahlreiche Unschuldige, welche aber Biron verdächtig erschienen, schreckliche Folgen. Ein Strafgericht ohne Gleichen kam über sie, und vor Allen mußten die Dolgorukis von Neuem die Rache des Gewalthabers fühlen. Ihrer zwei ließ er rädern, fünf anderen das Haupt abschlagen, ein paar in den Kerker von Schlüsselburg werfen, die Frauen in Klöster stecken.

So stand er höher und gefürchteter noch da nach diesem verunglückten Attentat. Polen brachte ihm jetzt die Bestätigung seines Herzogsrangs nach Petersburg, der deutsche Kaiser ernannte ihn zur Durchlaucht, der französische Herzog v. Biron sandte einen Kavalier von seinem kleinen Hofstaat ab, um seinem „Herrn Vetter" Glück zu wünschen, und als die Kaiserin Anna 1740 erkrankte und ihr Tod zu erwarten war, diktirte Biron ihr ihren letzten Willen, wonach der kleine Iwan, Sohn ihrer Nichte Anna Karlowna, zum Nachfolger auf den russischen Thron, und Biron zu dessen Vormund und Regenten des Reichs ernannt wurde mit dem Titel Hoheit, woraus der Allmächtige sogleich eine „kaiserliche Hoheit" machte.

Kaum war er aber nach dem Tode der Kaiserin im Oktober der wahre Gebieter Rußlands geworden, so wurde ihm der Sturz durch eine neue Verschwörung unter Münnich bereitet. Biron ahnte nicht, was im Werke sei. Der schlaue Marschall Graf Münnich besuchte ihn noch sehr freundschaftlich am Abend vor dem Ausbruch der Verschwörung. Am 20. November in der Morgenfrühe rückte er aber mit seinen gewonnenen Grenadieren in das Sommerpalais, wo der Herzog-Regent residirte. In seinem Schlafzimmer wurde Biron überfallen, wehrlos gemacht, ihm der Mund zugestopft, und er gebunden in einen Wagen gebracht, der mit ihm in's Winterpalais fuhr. Von da kam er mit seiner Familie nach der Veste Schlüsselburg.

Iwan's Mutter, Anna Karlowna, wurde zur Regentin ernannt, und ganz Petersburg war voller Freude über dieſe Wandlung.

Mitleid mit dem Geſtürzten hatte Niemand; eine Verwendung des Königs von Polen hatte keinen Erfolg.

Der Prozeß gegen ihn führte zunächſt die Einziehung ſeines Vermögens nach ſich; der Werth der Schmuckſachen und Koſtbarkeiten in ſeiner Wohnung belief ſich allein auf vierzehn Millionen Rubel. In Mitau wurde ſein herzoglicher Beſitz unter Siegel gelegt, die ihm gehörigen Güter unter Amtsverwaltung. Im Mai erſt wurde das Urtheil über ihn gefällt und öffentlich in allen Kirchen bekannt gegeben. Es lautete auf Tod — durch die Gnade der Regentin in ewige Gefangenſchaft in Sibirien umgewandelt. Münnich hatte bereits vorſorglich für dieſen Fall in der kleinen ſibiriſchen Stadt Pelym, ſechshundert Werſt hinter Tobolsk, ein kleines hölzernes Haus, mit hohen Paliſſaden umgeben, aufführen laſſen. Dahin wurde der Verurtheilte abgeführt, ſeine Familie mit ihm.

Die ruſſiſchen Thronverhältniſſe änderten ſich jedoch ſehr bald wieder und zwar zu Gunſten Biron's. Mit Unterſtützung des franzöſiſchen Geſandten unternahm L'Eſtocq, der Wundarzt der Prinzeſſin Eliſabeth, der wildleidenſchaftlichen Tochter Peter's des Großen, eine neue Verſchwörung, um dieſe anſtatt des kleinen Iwan auf den Thron zu heben. In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember 1741 gelang es den Verſchwörern mühelos, die Regentin zu verhaften und ihren anderthalbjährigen Sohn in ein Verließ zu Schlüſſelburg zu bringen, während ſeine Mutter bis zu ihrem 1746 erfolgten Tode im Gefängniß zu Cholmogory an der Dwina ihre kurze Herrlichkeit büßen mußte. Mit ihr war auch Graf Münnich geſtürzt worden, der Todfeind Biron's.

Ohne Ahnung dieſer Vorgänge lebte Biron in ſeinem

traurigen Hausgefängniß im fernen sibirischen Städtchen Pelym. Mit Frau und Kindern um sich und mit den Mitteln eines anständigen Lebensunterhalts von der Regierung versehen, suchte er sich in sein Geschick zu finden. Er hatte so vielen Unschuldigeren als er ein solches Loos der Verbannung bereitet, daß er sich über dasselbe nicht beklagen durfte und in der That froh sein mußte, daß der von ihm so hundertfältig gebrauchte Henker von seinen Feinden nicht auch gegen ihn berufen worden war zu Folter und Hinrichtung. Zudem lebte in ihm die Hoffnung, daß es bald in Petersburg neue Umwälzungen geben würde, und damit ein Umschwung erfolge, der mindestens seine Befreiung bewirke. Der König Friedrich August II. von Polen, so war er überzeugt, würde als sein Oberlehnsherr für Kurland sich immer wieder für ihn verwenden, auch wohl der deutsche Kaiser, und die russische Regierung doch schließlich darauf Rücksicht nehmen müssen, da er ja doch noch immer zu den souveränen Fürsten gehörte.

So war sein Erstaunen denn auch gar nicht groß, als eines Tages, ehe er noch ein Jahr in der Verbannung gelebt hatte, ein Kurier der Kaiserin Elisabeth bei ihm eintraf, der durch einen Ukas ihm seine Erlösung und die Erlaubniß zur Rückkehr nach Petersburg verkündigte. Schnell war er zur Abreise fertig. Zwei Kibitken nahmen ihn, seine Familie und ihre Dienerin auf, um sie in Eilfahrt aus dem öden Sibirien zu entführen. Noch keine paar hundert Werst von Pelym entfernt, begegnete ihm ein Gefährt mit Kosakenbegleitung. Es war nicht das einzige auf dem Wege; die schlechte Landstraße durch Sibirien war zu jener Zeit sehr belebt von ankommenden unfreiwilligen Reisenden. Aber der Mann in dem Wagen fiel ihm auf. Er erkannte Münnich, und dieser auch ihn. Beide sahen einander starr an, ohne nur durch eine Miene

ihre Empfindungen zu verrathen. Der Herzog aber konnte ſchadenfroh den Grafen an ſich vorüber jagen ſehen.

Dieſe Begegnung belehrte ihn hinlänglich, daß ſeinem Feinde nun auch der ſchreckliche Wechſel des Schickſals eines ruſſiſchen Günſtlings bereitet worden, und der ruhmvolle Feldherr und ſein Nachfolger in der Staatsgewalt unter der Regentin Anna jetzt in der Verbannung ihn ablöſen müſſe. Und zwar hatte die Bosheit der neuen Machthaber Münnich nicht nur nach Sibirien, ſondern nach Pelym verbannt und ihm daſſelbe Haus zum Aufenthalt überwieſen, welches Biron verlaſſen. Dort ſollte Münnich, unglücklicher als ſein Feind, an zwanzig Jahre ein einſames Leben führen.

Auch für Biron verwandelte ſich jedoch die neue Lebenshoffnung ſchnell genug wieder in bittere Enttäuſchung. Es gab Leute am Hofe der neuen Kaiſerin Eliſabeth, die denn doch eine volle Begnadigung Biron's und eine Rückkehr deſſelben nach Petersburg zu hintertreiben wußten. So widerrief die Zarin ihren Befehl, und die Rückreiſe des Begnadigten mußte unterwegs nach Jaroslaw gerichtet werden, einem verkehrsreichen Orte im Gouvernement gleichen Namens im ſüdöſtlichen Rußland, welcher unter Biron's Staatsverwaltung zu einer gewiſſen Blüthe gelangt war. Hier lebte die Familie Biron fortan, zwar in der Verbannung, doch mit großer Freiheit und ſogar im Wohlſtande, da man ihr die Einkünfte aus ihren kurländiſchen Gütern überließ. Gelaſſen nahm der Geächtete dieſes immerhin ſehr gemilderte Loos mit den Seinigen auf ſich. Er tröſtete ſich auch hier wieder damit, daß noch nicht aller Tage Abend ſei, und in Rußland die Dinge unberechenbare Wandlungen noch ferner erhalten können.

Die Regierung der Kaiſerin Eliſabeth änderte indeß, ſoviel ſie auch ſonſt an Willkür und Ueberraſchungen dar-

bot, nichts am Schicksale Biron's. Er blieb in Jaroslaw bis zu ihrem Tode, der erst im Jahre 1762, nach mehr denn zwanzigjähriger Herrschaft, erfolgte. Nach ihrer Bestimmung kam Peter III., der Sohn ihrer Schwester Anna, die mit dem Herzog von Holstein vermählt worden war, auf den Thron, und mildere Sitten sollten nun mit den Ungerechtigkeiten der früheren Regierungen versöhnen. Die Kerker öffneten sich, die Verbannten der Politik wurden zurückberufen. Auch Biron, auch Münnich.

Als Biron das erste Mal vor dem Kaiser erschien, warf er sich ihm zu Füßen, dankte für die erlangte Freiheit und bat um fernere Gnade.

„Wenn Sie auch," sagte Peter III., indem er ihn aufhob, „nicht eben wieder Herzog von Kurland werden, so will ich Sie doch auf eine Art entschädigen, daß Sie zufrieden sein sollen."

Kurland war in der That von Polen anderweitig vergeben worden, und der Thron erschien dadurch thatsächlich für immer dem Biron'schen Geschlecht verloren zu sein. Der Exherzog mußte sich begnügen, in Petersburg als Privatmann zu leben, der am Hofe Peter's III. sich zeigen durfte, um in seinen alten Tagen von der gnädigen Gesinnung des Zaren vielleicht noch eine Befriedigung seiner wiederbelebten Hoffnungen zu erwarten. Er traf da auch einmal mit Graf Münnich zusammen, und als Peter III. sie Beide sah, rief er ihnen zu: „Ah, die zwei alten Freunde! Die müssen nun auch miteinander trinken."

Er ließ sogleich Wein bringen und schenkte Jedem der Beiden selber ein Glas ein. In dem Augenblicke zog der Eintritt eines Adjutanten des Zaren Aufmerksamkeit auf sich, und auf die ihm gewordene geheime Mittheilung eilte er aus dem Gemach. Sobald er sich entfernt hatte, sahen sich Biron und Münnich mit ingrimmig rollenden Blicken an, und mit einer bezeichnenden Bewegung setzten sie die

Gläſer auf den Tiſch zurück und wendeten ſich den Rücken zu. Einer hätte den Andern ja am liebſten vergiftet. Als der Kaiſer zurückkam, hatte er vergeſſen, was er mit den beiden einſt Allmächtigen vorgehabt, die kurz nach einander geſtürzt und zwanzig Jahre lang zugleich in der Verbannung geweſen waren.

Einige Tage nach dieſem Vorgange regierte auch Zar Peter III. nicht mehr. Sechs Monate nach ſeiner vielverſprechenden Thronbeſteigung ließ ihn ſeine eigene Gemahlin durch ihre Helfershelfer gefangen nehmen, riß als Katharina II. die Krone an ſich, und die Ermordung ihres Gemahls enthob ſie der Beſorgniß vor einer Gegenrevolution durch ſeine Anhänger.

„Hätte Peter III.," ſagte Biron, entſprechend ſeiner trotz aller erlittenen Leiden unerſchütterten Auffaſſung von der Kunſt zu regieren, „aufhängen, köpfen und rädern laſſen, ſo würde er Kaiſer geblieben ſein."

Katharina war Biron aber ebenfalls wohlgeſinnt, und gab, um vor Allem Polen einen Streich zu ſpielen, und den von ihm eingeſetzten ſächſiſchen Prinzen vom kurländiſchen Herzogsſtuhl zu ſtoßen, denſelben bald nach ihrer Thronbeſteigung an das Biron'ſche Geſchlecht zurück. Polen mußte ſich in ſeiner Ohnmacht ihren Willen gefallen laſſen. Ruſſiſche Truppen führten Biron in Mitau wieder als Herzog ein, und 1764 beſtätigte der inzwiſchen zum Polenkönig erhobene Günſtling der Zarin, Stanislaus Poniatowski, dieſe Rechtsordnung.

Nochmals in ſeinen alten Tagen ſah ſich nun der Emporkömmling unter die ſouveränen Fürſten verſetzt, und ungeſtört genoß er noch einige Jahre dieſe, wenn auch vom ruſſiſchen Doppeladler ſtark beſchattete Herrlichkeit.

Glücklich hat er durch ſeine Regierung die Kurländer nicht gemacht; es war ihnen recht, als er ſo weiſe war,

im Jahre 1769 die Regierung an ſeinen älteſten Sohn Peter abzutreten, um als Achtzigjähriger noch ein paar Jahr von fürſtlicher Höhe herab auf ſein reichbewegtes Leben beſchaulich zurückzublicken.

Lange, das wußte er, hielt die Herrlichkeit von Rußlands Gnaden doch nicht, und klug rieth er daher ſeinem Sohn, mit den unter herzoglicher Macht zuſammenzuraffenden Reichthümern an eine ſichere Zukunft zu denken. So viel er konnte, that er noch ſelbſt in dieſer Beziehung, und ſein Sohn entwickelte erſt recht eine unmäßige Habſucht, um ſich die Mittel zur Befolgung der Rathſchläge ſeines gewitzigten Vaters zu verſchaffen. Er kaufte mehr und mehr Güter im fernen Böhmen und in Schleſien.

Inzwiſchen war der alte Biron am 28. Dezember 1772 in allem Frieden entſchlafen, und der ruſſiſche Hof erzeigte ſeinem Andenken die Ehre, im Januar 1772 acht Tage lang Trauer um ihn anzulegen. Sein Sohn würde von den unzufriedenen Kurländern ſicherlich ſogleich fortgejagt worden ſein, hätte das ſtarke Rußland nicht die Hand über ihn gehalten. Ihm war es ſchon durch die Verhältniſſe beſchieden geweſen, als Prinz ſich mit einer Prinzeſſin von Geblüt aus dem Hauſe Waldeck zu vermählen und dadurch ſeinem Hauſe ariſtokratiſche Feſtigung zu geben. Zum dritten Male verheirathete er ſich 1779 mit der Reichsgräfin v. Medem, einer durch Schönheit, Geiſt und Adel der Geſinnung ausgezeichneten Frau, die ihm vier Töchter ſchenkte. Das Verhängniß, das ſein Vater vorausgeſehen, blieb ihm aber nicht erſpart. Im Jahre 1795 nahm Katharina ihm das Herzogthum Kurland ab, um es Rußland einzuverleiben. Der ehemalige Herzog lebte fortan mit ſeinen großen Reichthümern in Berlin, oder auf ſeiner böhmiſchen Herrſchaft Nachod, oder in dem erkauften Fürſtenthum Sagan, oder auf den ſchleſiſchen Herrſchaften. Zu Gellenau in Schleſien ſtarb er am 12. Januar 1800.

Das Haus Biron von Kurland hat dann durch die verwittwete Herzogin und ihre Töchter, deren Schönheit viel gefeiert wurde, einen strahlenden Glanz unter der napoleonischen Zeit und auf dem Wiener Kongreß entfaltet. Eine Tochter vermählte sich mit dem italienischen Herzog von Acerenza, eine andere mit dem Herzog von Talleyrand-Perigord, Neffen des berühmten französischen Staatsmannes, und erhielt später als Herzogin von Sagan die preußische Investitur. Eine vom Bruder des letzten kurländischen Herzogs Peter abstammende Biron'sche Linie ist die nach der schlesischen Herrschaft Wartenberg genannte, und die männlichen Nachkommen führen den Titel Prinz Biron-Kurland. Der erste derselben starb als preußischer General und Gouverneur der Festung Glatz im Jahre 1821.

Die Nieren und ihre Verrichtungen.

Ein Beitrag zur Gesundheitslehre.

Von

Ewald Paul.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Menschen von heute, welche es lieben, die großartigen Maschinenleistungen der Gegenwart zu bewundern, gibt es gar Viele, die durchaus keine Ahnung davon haben, daß der bewunderungswürdigste und leistungsfähigste Mechanismus ihr eigener Körper ist. Man bestaunt die kolossalen Pumpwerke, welche unser eisernes Jahrhundert geschaffen, und denkt nicht daran, daß das zäheste und fleißigste Pumpwerk in Gestalt des winzigen Herzmuskels in unserer Brust hämmert. Es wird mit einer ungeheuren Hochachtung von den Fortschritten ge-

ſprochen, welche die Telegraphie im letzten Menſchenalter gemacht hat, aber Wenige nur ſind ſich der Thatſache bewußt, daß eine zuverläſſigere und ſchnellere Telegraphenleitung als diejenige der Nerven unſeres Körpers ſchwerlich je zu Stande kommen dürfte. Wie verherrlicht man jene Werkſtätten, in denen aus den einfachſten Rohſtoffen Gegenſtände von hohem Werthe, die ſich durch Nützlichkeit und Schönheit auszeichnen, erzeugt werden! Und doch läßt ſich keine geſchicktere Werkſtätte denken, als der menſchliche Organismus, der aus Luft, Nahrung und Waſſer ein blendendweißes, eiſenzähes Knochengerüſte, Muskeln, die jeder für ſich ein Maſchinchen bilden, das rothe Blut, dieſen Alles befruchtenden Lebensſaft, und wohlgerundete Glieder — kurz, einen ganzen Menſchen, ein lebendes Weſen von unſerer Art herzuſtellen vermag.

Die Neuzeit hat eine Menge umfänglicher Läuterungsprozeſſe erfunden, wodurch die ſchlechten Stoffe von den guten, das Reine vom Unreinen abgeſchieden wird. Indeſſen iſt noch nirgendwo beſſer für die Hinausſchaffung alles Ueberflüſſigen Sorge getragen worden, als innerhalb des menſchlichen Körpers, welcher eine ganze Reihe von ausgezeichneten Läuterungsgeräthen zur Verfügung hat. In erſter Linie iſt es der Athmungsapparat, welcher die Ausſcheidung unnützer und unbrauchbarer Stoffe vermittelt: durch die Lungen entweicht Kohlenſäure und Waſſer. Auch mit Hilfe der Haut entledigt ſich das Blut der Unreinigkeiten, welche es beſchweren, und die bei der Umarbeitung der aufgenommenen Speiſen und Getränke in den verſchiedenen Arbeitsräumen unſeres Körpers ſich ergaben. Jede Werkſtätte, in welcher fleißig gearbeitet wird, gibt Staub und Schmutz, und alſo ſammeln ſich auch im Menſchenkörper genug werthloſe und bei längerem Verweilen ſchädliche Dinge.

Einen weiteren Theil unbrauchbaren Abgangs ſchafft

die in der linken oberen Seite der Unterleibshöhle belegene, rechts vom Magen, links von den Rippen begrenzte Milz hinaus. Hauptarbeiterinnen sind aber in dieser Beziehung die Nieren, die für die Befreiung des Blutes von schlechten Stoffen weit mehr wirken, als die Haut und die Milz.

Wie wenige Leute aber wissen davon, wie gering die Zahl derer, welche ein Verständniß für die Verrichtungen dieses höchst wichtigen Reinigungsapparates haben! Die Verborgenheit der Nieren und ihre Empfindungslosigkeit, infolge welcher sie sich nur sehr selten durch Schmerzen bemerkbar machen, tragen wohl viel Schuld daran, daß die Menschen den genannten Organen fast gar keine Beachtung schenken. Die üble Folge davon ist aber, daß eine Menge von Nierenübeln und mit den Nieren zusammenhängender Krankheiten vorkommen, welche sicherlich zum größten Theile vermieden würden, falls man einen besseren Einblick in die Lebensvorgänge unseres Körpers hätte. Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen, in der Geschichte, in der Wissenschaft, im Menschenleben. Ein unbedachtes Wort, eine mißdeutete Bemerkung waren oftmals schon die Ausgänge großer Kriege. Eine winzige Lücke in einem großen Damme kann eine ganze Landschaft verderben, ein Feuerfunke ein Haus in die Luft sprengen. Und die Vernachlässigung eines einzigen Organes in unserem Körper kann unsere Gesundheit zerrütten und uns in ein frühes Grab bringen.

Die Nieren haben ihren Platz in der mittleren Bauchhöhle und zwar am Rücken; sie ruhen zu beiden Seiten der oberen Lendenwirbel, haben rechts über sich die Leber, während sie links zum Theil von der Milz bedeckt werden. Ihre Länge entspricht der eines mittleren Fingers, nämlich 9 Centimeter, ihre Breite beträgt 5 bis 6 und ihre Dicke 3 bis 3½ Centimeter. In der Form entsprechen sie einer großen Bohne, in der Farbe ähneln sie einem

nicht zu dunkel gebrannten, etwa braunrothen Kaffee. Die Einbiegung der auf beide Körperseiten vertheilten Nieren, der hohle Rand derselben wendet sich der Wirbelsäule zu. Die Oberfläche der Nieren ist glatt, sie wird durch eine, namentlich nahe den Einbuchtungen sich ausbreitende Fettschicht gebildet, unter welcher eine straffe, faserige, mit der äußeren Niere verwachsene Hautkapsel liegt.

Ihre wichtigsten Verrichtungen entfalten die Nieren in ihrer kaum einen Centimeter starken Rindenschicht, und wenn es möglich wäre, diese winzige Werkstätte im vollen Betriebe durch ein gutes Mikroskop zu belauschen, würde man einen überraschenden Anblick genießen.

In dieser Rindenschicht beobachten wir zunächst eine Unmenge von Blutgefäßen — denn die Nieren sind überhaupt sehr blutreich, da sie ja die Aufgabe haben, das Blut zu läutern —, welche vielfältig durcheinander geschlungen und mit einer ebenfalls beträchtlichen Zahl von etwas dickeren, jedoch kein Blut enthaltenden, theils gerade verlaufenden, theils ebenfalls gewundenen Gefäßen: den Harnkanälchen gemischt sind. An manchen Stellen der Rindenschicht fallen uns innigere Verschlingungen dieser verschiedenen Kanälchen in Kugelform auf. Und wenn wir solch' ein Kügelchen öffnen, entdecken wir darin einen Knäuel, ein Gewirr feiner Fäden: wir haben die Geheimkammer vor uns, in der sich das Blut vom Harne befreit, und dieser in die Anfänge der Harnkanälchen eintritt. Zugleich geht auch ein großer Theil des im Körper nicht verwendbaren Wassers auf diesem Wege nach und nach von dannen.

Die äußerst feinen Röhren, welche den Harn aus den Nierenknäulchen hinausführen, winden sich anfangs noch etliche Male hin und her, dann aber einen sie sich mit Röhrchen gleicher Art und ziehen in allmäliger Erweiterung, hier und da noch einen Kanal aufnehmend, nach

unten, beziehungsweise innen. Dutzende und Hunderte solcher Röhren treffen schließlich fast strahlenförmig in einer Spitze zusammen und bilden eine Pyramide, die man nach ihrem Entdecker, einem verdienstvollen italienischen Anatomen und Physiologen, die Malpighi'sche nennt. Es gibt jedoch nicht nur eine solche Pyramide, sondern eine ganze Reihe derselben nebeneinander, deren Grundfläche immer auf der Nierenkruste ruht, während ihre Zuspitzungen stets dem Niereninneren zustreben, in welchem sich eine, besonders nach der einwärts gebogenen, der konkaven Seite der Nieren zu ausgreifende Höhlung befindet. Diese Höhlung heißt das Nierenbecken, sie ist mit einer zähen Haut ausgekleidet und in ihr sammelt sich der Harn, der aus den verschiedenen Pyramidenspitzen herbeikommt. Aus dem Becken fließt der Harn in den Harnleiter, zwei häutige, etwa federkielstarke Röhren, die ihn in die Blase leiten, von der aus er ohne weitere Wandlungen seinen Weg in's Freie nimmt.

Merkwürdig ist, daß auf dem oberen Rande jeder Niere noch ein dem Stoffe und der Eintheilung nach ziemlich gleichartiger Körper aufliegt, ungefähr 2 bis 2½ Centimeter hoch, 4 bis 5 Centimeter breit und nur wenige Millimeter dick, gleichsam eine zusammengepreßte Niere darstellend. Diese „Nebennieren" besitzen jedoch, obzwar mit Mark- und Rindensubstanz versehen, keinen Ausführungsgang, und man weiß bis auf den heutigen Tag noch nicht, welchem Zwecke sie eigentlich dienen. Indessen ist doch wohl anzunehmen, daß sie eine gewisse Verbindung mit den Hauptnieren besitzen und diesen in Zeiten der Noth, der Arbeitsüberbürdung beizustehen haben.

Und die Gefahr der Ueberanstrengung ist für die Nieren eine besonders große. Es gibt genug Menschen, die ihren Körper in der unvernünftigsten Weise mit Flüssigkeiten anfüllen und dadurch die Nieren über die Maßen

anspannen. Die Sache wird zumal dann gefährlich, wenn jene Leute Stubenhocker sind und ihre Lungen, ihre Haut, sowie ihre Muskeln wenig arbeiten lassen, vielleicht auch noch träge Därme haben, so daß am Ende die anderswo keinen genügenden Ausweg findenden überflüssigen Stoffe aus den verschiedenen Theilen des Körpers den Nieren zudrängen und dort hinausgeschafft werden wollen. Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn diese kleinen Organe, die schon unter normalen Umständen genug Arbeit zu leisten haben, am Ende erschlaffen und erkranken.

Keine Zeit hat so viele Nierenkranke gesehen, als die unserige. Eine ganze Reihe von Plagen ist dermalen über diesen kleinen Blutreinigungs- und Entwässerungsapparat gekommen. Da gibt es eine Nierenkolik, welche die Folge von Steinen im Nierenbecken ist, sehr viele Schmerzen macht und schon Manchen frühzeitig unter die Erde gebracht hat. Dann hat man sehr häufige und böse Nierenentzündungen, eine Nierenschwindsucht und Nierenverhärtung, und sogar von einem Nierenkrebs ward bereits gesprochen.

Jedenfalls ist die Zahl der Nierenkranken im beständigen Steigen, und die Frage, woher das komme, mag an dieser Stelle um so eher ihre Beantwortung finden, weil sich damit unsere vorhergegangenen Ausführungen selbst in das rechte Licht stellen.

Die Menschen von heute leiden darum mehr an den Nieren, weil sie die Verrichtungen dieser Organe nicht verstehen und die Arbeitsleistungen derselben nicht zu würdigen wissen. Unsere Vorfahren haben in ihrer Mehrzahl freilich auch keinen großen Einblick in die Werkstätte des menschlichen Organismus gehabt, indessen arbeiteten sie mehr als wir mit ihren Gliedern und Muskeln, sie nahmen ihren Körper tüchtiger als wir, die wir uns durch

Maſchinen und allerlei Erfindungen immer mehr der Muskelarbeit entlaſten, in Gebrauch und hielten ihn dadurch im Allgemeinen beſſer im Gange. Geſchah es, daß Jemand ſeinen Körper mit Flüſſigkeiten überlud — und übergroße Trinkluſt ging auch ſchon zu alten Zeiten im Schwange und iſt nicht etwa eine Abſonderlichkeit unſerer Tage — ſo hatte das nicht jene Gefahren wie gegenwärtig. Das tägliche Brod mußte damals im wahren Sinne des Wortes mit ſchwerem Schweiß verdient werden, und man ſchwitzte tüchtig. Ein arbeitſamer Körper aber kann eine ganze Laſt unnützer Getränke mit Leichtigkeit wieder hinausſchaffen. Die Haut iſt ein guter Filter und unterſtützt mit ihren Millionen von Poren die Nieren gewaltig. Der geſunde Menſch verliert ſchon bei leichter Arbeit, ja ſelbſt im Ruheſtand unmerklich durch die Haut im Laufe eines Tages $^1/_{67}$ ſeines Körpergewichts an Waſſer. Dieſer Filter mußte zuerſt herhalten und ſchuf bei kräftiger Muskelbenutzung Tüchtiges. Ein Uebriges thaten die vollathmenden Lungen, dazu waren auch die Därme beſſer in Ordnung, und die ganze Geſchichte hatte mithin keine gar zu üblen Folgen. Heutzutage nimmt ſich die Sache aber ganz anders aus. Unſere Kultur läßt uns mehr mit den Nerven wirken und gibt den Muskeln wenig Arbeit. Unſere Pflicht iſt es nun, dieſen Uebelſtand auszugleichen und unſeren Körper nicht einſeitig zu hoch anzuſpannen. Jedoch wie klein iſt die Menge derer, die ſich thatſächlich um die Regelung der Verrichtungen ihres Organismus kümmern! Die große Schaar der geſitteten Menſchen athmet nicht mehr mit der vollen Lunge, das Stubenleben, dem wir uns ja meiſt hinzugeben haben, beanſprucht die Athmungsorgane nur halb, und infolgedeſſen ſind auch die Lungen weniger leiſtungsfähig in Bezug auf Herausſchaffung überflüſſiger Dinge. Die Haut iſt bei Vielen ſehr ſtark in Unordnung, verweichlicht, gemißbraucht, vernachläſſigt. Es

gibt ſogar Menſchen, die nur mit großer Mühe zum Schwitzen zu bringen ſind. Dieſer Filter iſt alſo auch bei Vielen nicht in der richtigen Verfaſſung.

Und nun die Därme! Wie ſchlecht arbeiten ſie meiſt bei denen, die nur vom Arbeitsſtuhle aufſtehen, um ſich an den Eßtiſch zu begeben, und vom Eßtiſch, um zum Arbeitsſtuhle, zum Comptoir- oder Bureauſeſſel, zum Web- oder Lehrſtuhle zurückzukehren, den man dann Abends mit einem Kneipſitz vertauſcht. Wie können denn die Därme ihre Aufgaben ordentlich erfüllen bei Leuten, die die meiſte Zeit ihres Lebens ſitzend verbringen und die in ihren Mußeſtunden gar nichts thun, um dieſe Organe zu erleichtern, anzuregen, zu kräftigen!

Unter ſolchen Verhältniſſen iſt die ſtarke und beſtändige Ueberſchwemmung des Körpers mit Flüſſigkeiten eine gefährliche Sache. Und doch trinken die Kulturmenſchen gar zu gerne und gerade Diejenigen, die am wenigſten Körperarbeit haben, bei denen alſo die Filter am wenigſten in Ordnung ſind. Die ſtädtiſchen Verhältniſſe, künſtlich zubereitete Speiſen und eine unmäßig ausgedehnte Kneipenwirthſchaft bringen das mit ſich.

Ich wiederhole: unſere Ahnen und Urahnen haben nicht weniger getrunken als wir, jedoch ſie haben das Getrunkene beſſer und ſchneller verarbeitet. Bei uns hingegen geht die Geſchichte an die Nieren. Wenn die Lungen nicht viel arbeiten, wenn die Haut nicht ordentlich thätig iſt, wenn die Därme ihre Funktionen nicht wie ſich's gebührt verrichten, was bleibt denn da übrig als ein Mißbrauch der Nieren? Dieſe kleinen Organe, die ſchon ſo fleißig ſind, bekommen immer neue Arbeit aufgepackt, bis ſie endlich erlahmen und ihren Dienſt verſagen.

Unter normalen Verhältniſſen ſondern die Nieren des Erwachſenen in 24 Stunden 1½ Kilogramm Harn ab. Bei ſtarken Biertrinkern aber wird dieſe Menge verdrei-

facht, vervierfacht, ja, es kommt vor, daß man den Nieren das Zehnfache deſſen aufbürdet, was ſie gewöhnlich zu leiſten haben.

Und das rächt ſich dann bitter. Welche Leute ſind denn zumeiſt nierenkrank? Jene, die wenig Bewegung, welke Muskeln, eine ſchlechte Haut und träge Därme haben. Andrerſeits auch jene, die des Guten zuviel thun und ihren Organismus zu ſehr, zu oft und zu lange anſpannen, jene, bei denen der Körper zu viel arbeiten muß. Aber die körperträgen Menſchen ſtellen das Hauptkontingent.

Beim Mißbrauch der Nieren erlahmt ihre Fähigkeit allmälig, das Blut von gewiſſen Auswurfſtoffen zu reinigen. Ein Theil der Harnſtoffe ſchlägt ſich im Nierenbecken nieder, anſtatt durch die Harnleiter weiter zu gehen, und dieſe Niederſchläge bilden nach und nach feſte Maſſen, jene gefürchteten Nierenſteine, die entſetzliche Beſchwerden machen, weil ſie aus den engen Kanälen des von ihnen belaſteten Organes keinen Ausweg finden und das Letztere in ſeinen Verrichtungen ſchwer behindern. Bei der Brightſchen Nierenkrankheit, die gemeinhin als unheilbar gilt, liegt die Sache im Grunde genommen auch nicht viel anders. Zwar gibt es da keine Steinbildungen, jedoch die Erſchlaffung der Nierengefäße iſt groß. Den Kanälchen iſt die Kraft, den Harnſtoff und die Harnſäure aus dem Blute abzuſcheiden, theilweiſe verloren gegangen, ein Theil dieſer für die Ernährung unbrauchbaren und ſchädlichen Subſtanzen bleibt zurück und bringt ſchließlich eine wahre Vergiftung des Körpers zu Stande. Auch das Waſſer bleibt zu einem beträchtlichen Theile zurück und erzeugt Waſſerſucht. Eiweißſtoffe dagegen, die gerade dazu beſtimmt ſind, im Körper zu bleiben und dieſen zu ernähren, ziehen in großen Mengen von dannen. Dieſe Unordnung in den Nierenfunktionen iſt natürlich von größtem Einfluſſe auf die Geſundheit, und wenn nicht

ſehr frühzeitig eingeſchritten wird, erliegt der Kranke in Kürze. Die beſte eiweißhaltigſte Nahrung nutzt ihm nichts, denn ſie geht auf dem Weg des Harns wieder von dannen. Daß eine Ueberlaſtung der Nieren die Haupturſache dieſer Krankheit iſt, erſieht man daraus, daß die derart Leidenden gewöhnlich eine ſpröde, geſchloſſene Haut haben. Die Haut arbeitet nicht mehr, und die Nieren müſſen ſich allein abplagen.

Die geſchickte Behandlung, welche neuerdings mehrere Aerzte in ſolchen Fällen einleiten und die das Urtheil der Unheilbarkeit von dergleichen Nierenerkrankungen bald beſeitigen wird, erweist ganz klar die Richtigkeit unſerer Darlegungen. Man hält darauf, auch die anderen Reinigungs- und Entwäſſerungsapparate des Körpers vernünftig in Gebrauch zu nehmen, und ſobald das gelingt, ſind die Nieren entlaſtet und kommen dadurch in die Lage, ſich zu kräftigen und ihre alten Fähigkeiten zurückzugewinnen.

Ich kannte einen Herrn, bei dem eine vernünftige Anſpannung der Haut durch Gymnaſtik, Maſſage und Waſſerkur allein ſchon genügte, ſein Nierenleiden auf den Weg der Heilung zu führen. Der Körper des Kranken, der vorher faſt gar nicht zu ſchwitzen vermochte, zeigte ſich nunmehr beinahe immerwährend mit einem gleichmäßig vertheilten wohlthuenden Schweiße bedeckt. Die Nieren verloren ſo einen Theil des auf ihnen laſtenden Druckes und begannen kräftiger zu wirken. Es wurden größere Harnmengen ausgeſchieden, mehr Waſſer und Schädlichkeiten, aber immer weniger Eiweiß, die waſſerſüchtigen Anſchwellungen ſchwanden, die Nieren geſundeten zuſehends.

Sehr viele Nierenkrankheiten ſchreibt man einer heftigen Erkältung zu und will von einer Ueberreizung und Ueberbürdung des Organes nichts wiſſen. Indeſſen kommt das auf eins heraus. Wenn man ſich heftig erkältet, hört meiſt die Haut auf richtig zu funktioniren, der Schweiß

tritt zurück, und das ist schon eine Gefahr für die Nieren, welche dadurch mehr Arbeit zu leisten haben. Außerdem gibt es noch gewisse Stoffe, die dazu beitragen, ja sogar für sich allein schon der Anlaß sind, etwas schwächliche und empfindsame Nieren schwer krank zu machen. Solche Nierengifte sind z. B. das zu Einreibungen oft verwendete Terpentin, welches ganz besonders stark auf die Nieren wirkt und blutige Absonderungen aus denselben veranlaßt; ferner die sogenannten spanischen Fliegenpflaster, welche bei Mißbrauch das genannte Organ ebenfalls in hohem Maße gefährden; dann die Schwefelsäure und unter gewissen Verhältnissen auch Chinin und Arsenik, zwei Medikamente, die nur zu oft in der leichtfertigsten Weise Anwendung finden.

Alles in Allem läßt sich nur wiederholen, daß ein selbstverschuldeter Mißbrauch, eine durch Unwissenheit oder unbedachtes Handeln hervorgerufene Ueberlastung der Nieren die Hauptursache an den gegenwärtig so häufigen Erkrankungen dieses Organes sind. In der Werkstätte unseres Organismus wird wacker gearbeitet, und rastlos greift ein Rad dieser großartigsten aller Maschinerien in das andere, in der sinnreichsten Weise sind Vorrichtungen getroffen worden, damit in Fällen der allzugroßen Anspannung das eine Organ durch das andere entlastet werden kann, jedoch erheischt die Nutzung dieser Vorrichtungen einen klaren Einblick in dieses Getriebe. Wer daher seinen Körper nicht kennt und den Gesetzen der Physiologie aus Unwissenheit oder Leichtsinn Hohn spricht, wird es über kurz oder lang zu büßen haben. Denn die Natur ist die unerbittlichste Gläubigerin, die es gibt, und fordert die gemachte Schuld bei Heller und Pfennig ein. Darum unterrichte sich Jeder nach bestem Vermögen in der Gesundheitslehre und befolge ihre heilsamen Rathschläge, die nichts kosten, als ein wenig Selbstzucht und Enthaltsamkeit.

Digitized by Google

Volksanwälte und Winkelschreiber.

Zur Aufklärung für das Publikum.

Von

Max Kleppert.

(Nachdruck verboten.)

Nicht nur in Deutschland, sondern überall gilt der Grundsatz: „Unkenntniß des Gesetzes schützt nicht vor Strafe" — und es kann sich im Uebertretungsfalle Niemand darauf berufen, irgend ein Gesetz nicht gekannt zu haben. Ist er in Wirklichkeit nicht über eine Verfügung der Staats- und städtischen Behörden oder über irgend eine gesetzliche Aeußerung und Anordnung unterrichtet gewesen, so ist das sein Schaden, den er zu tragen hat.

Nun ist das ganz in der Ordnung in Kriminalfällen, denn was Verbrechen anbelangt, so weiß jeder Mensch, ohne Gesetzeskundiger zu sein, daß diese mit Strafe belegt sind. Aber beim Civilprozeß oder in Bezug auf rein polizeiliche Verbote ist es anders. Da weiß selbst der Gebildete sehr wenig Bescheid, und wenn er mit irgend einer Behörde, mit dem Gericht oder der Polizei in Berührung kommt, weiß er gewöhnlich nicht, was er zu thun oder zu lassen hat, und ist daher gezwungen, einen Rechtskundigen in Anspruch zu nehmen.

Kommt schon der gebildete Mensch bei solchen Anlässen in Verlegenheit, so steht es noch viel schlimmer mit den Leuten, die nur eine mangelhafte oder gar keine Bildung erhielten. Im großen deutschen Vaterlande gibt es im

Osten noch Hunderttausende von erwachsenen Menschen, die kaum lesen und schreiben können, und wenn sie auch im Stande sind, gedruckte Schrift mühsam zu buchstabiren und ihren Namen zu unterzeichnen, so können sie doch noch lange keine Schrift von irgend welcher Bedeutung aufsetzen.

Unter unseren jetzigen sozialen und rechtlichen Verhältnissen aber kommt jeder Mensch zu irgend einer Zeit einmal mit einer Behörde in Beziehung, sei es, um sein Recht zu wahren, sei es, um bürgerliche Pflichten zu erfüllen.

Was thut nun ein solcher Mensch, der nicht weiß, wie er schreiben soll, welches die Form, welches die ganze Art und Weise eines schriftlichen Verkehrs mit der Behörde ist? Er ist gezwungen, sich Hilfe zu suchen, findet diese aber nur zum Theil beim Rechtsanwalt oder Notar, da ein solcher sich z. B. mit Bittgesuchen, Beschwerden, Gnadensachen, Bitten um Zurückstellung vom Militärdienste und dergleichen meistens nicht befaßt. Außerdem hat der gewöhnliche Mann eine instinktive Abneigung gegen den Rechtsanwalt, nicht nur weil dessen Gebühren oft sehr hoch sind, sondern hauptsächlich, weil der gewöhnliche Mann es liebt, sich auszuschwatzen und seine Klagen in seiner breiten Weise umständlich vorzubringen, der Rechtsanwalt aber gewöhnlich dazu keine Zeit hat und kurz angebunden ist. Es kommt ihm nur darauf an, den Kern der Sache zu erfahren, alle Erzählungen, die dem Klienten oder der Klientin höchst wichtig erscheinen, schneidet er kurz ab, weil sie in Wirklichkeit durchaus unwesentlich sind. Davon fühlt sich aber der Bauer, der Kleinbürger und Arbeiter abgestoßen und gekränkt; es kommt ihm vor, als widme ihm der Rechtsanwalt nicht die nöthige Aufmerksamkeit, als betrachte er die Sache, die er ihm vorgetragen hat, nicht als wichtig genug.

Bei so bewandter Lage bleibt dem Ungebildeten also nichts übrig, als sich einem sogenannten „Volksanwalt" anzuvertrauen, zumal wenn er nicht in einem Orte wohnt, wo ihm durch einen befreundeten Beamten der betreffenden Behörde vielleicht die nöthigen Winke gegeben werden können.

Wir ersehen also, daß das Institut der Volksanwälte ein gewissermaßen nothwendiges und jedenfalls in vieler Beziehung nützliches ist, und es muß daher bedauert werden, daß die Absicht der deutschen Reichsregierung bisher unausgeführt geblieben ist, die Volksanwälte unter staatliche Aufsicht zu nehmen, von ihnen nicht nur den Nachweis einer gewissen Vorbildung, sondern auch einen Ausweis über ihre moralische und geschäftliche Führung zu verlangen. Käme dieses Gesetz zur Einführung, so würde nicht nur das Publikum vor großem Schaden bewahrt bleiben, sondern auch die ehrenhaften Leute unter den Volksanwälten würden in der allgemeinen Achtung gehoben, in ihrer Existenz geschützt und vor der Konkurrenz der vielen zweifelhaften und schlechten Elemente bewahrt, die sich heute dem unwissenden Volke aufdrängen und die man mit dem verächtlichen Namen „Winkelschreiber" oder „Linksanwälte" bezeichnet.

In der Kriminalistik spielen diese Winkelschreiber oft eine so große Rolle, dem Publikum fügen sie täglich einen so großen unmittelbaren und noch mehr mittelbaren Schaden zu, daß wir sie zur Warnung hier einmal näher in ihrem verschiedenen Auftreten betrachten wollen.

Untersuchen wir vorerst einmal die Thätigkeit eines Rechtskonsulenten, eines der anständigen, ehrenhaften Volksanwälte, um uns davon zu überzeugen, wie umfangreich und wichtig dieselbe ist. Gerade der gewöhnliche Mann, besonders der Bauer, hat von jeher gern prozessirt; fühlt er sich in seinem Rechte geschmälert, so thut er hartnäckig

alle Schritte, die ihm überhaupt zur Verfügung stehen, um sein Recht zu erstreiten, selbst wenn es sich nur um Kleinigkeiten handelt. Wer nun im Volke Jemand verklagen will oder verklagt worden ist, sei es wegen Injurien, wegen Sachbeschädigung oder Schulden, muß sich zur Stellung des Klageantrags oder zur Beantwortung desselben an einen Sachverständigen wenden und geht zu einem Volksanwalt. Wer sein Recht zähe verficht, will einen Helfer haben, der sich geduldig von ihm Alles erzählen läßt, was nach Ansicht des Klienten zur Sache gehört. Es pflegen dies nicht allein die Thatsachen und die sie begleitenden Umstände zu sein, sondern auch die Privatansicht des Klienten, die Ansichten seiner Verwandten und Bekannten.

Der Volksanwalt hört geduldig diesen langathmigen Ausführungen zu, er gewinnt dadurch das Vertrauen des Klienten, während — wie bereits erwähnt — der Rechtsanwalt, welcher weiß, daß in seinem Vorzimmer noch eine große Anzahl anderer Leute wartet, sehr kurz ist. Deshalb in erster Linie, nicht nur wegen der größeren Billigkeit, geht der Bauer lieber zum Volksanwalt. Dieser soll ferner allen denen beistehen, die in Verwaltungssachen zu thun haben, sei es mit den Verwaltungsbehörden der Stadt, dem Magistrat, der Polizei, oder mit dem Kreistag, dem Kreisausschuß, dem Provinziallandtage. In derartigen Verwaltungssachen sind auch nicht alle Rechtsanwälte durchaus bewandert, und gerade auf diesem Gebiete haben sich einzelne tüchtige Volksanwälte so eingearbeitet, daß sie selbst von hochgestellten Juristen oft um Rath und Auskunft gebeten werden.

Also auch die gesammte Organisation der Verwaltung, alle Verwaltungsgesetze, die Entscheidungen der höchsten Verwaltungsgerichtshöfe u. s. w. muß der Volksanwalt kennen, wenn er seinen Klienten von Nutzen sein soll.

Digitized by Google

Dann kommt das Heer von Gesuchen um Pensionen, Armenunterstützungen, um Befreiung vom Militärdienst ꝛc., allein ein Feld, das eine so vielseitige Kenntniß aller unserer Einrichtungen, gesetzlicher und lokaler Bestimmungen und Verordnungen erfordert, daß man sich sagen muß, wer diesen Posten auszufüllen versteht, ist in Wirklichkeit ein höchst nützlicher Mann, und unter den Volksanwälten und Rechtskonsulenten gibt es glücklicher Weise eine große Anzahl von achtbaren und tüchtigen Leuten. Sie gehen meist aus den Gerichtsschreibern und aus früheren Gerichtsaktuaren, dann aber auch aus den Vorstehern von Rechtsanwaltsbureaux hervor, und gerade die Letzteren pflegen sehr tüchtige, gewandte und unterrichtete Leute zu sein. Mancher von diesen Rechtskonsulenten kann es dreist mit jedem Rechtsanwalt aufnehmen.

Ein tüchtiger Rechtskonsulent verdient auch ein gutes Stück Geld, wenn er genügend beschäftigt ist. Die Gebühren, die er ansetzt, müssen natürlich viel mäßiger sein, als die eines Anwaltes, obgleich es für ihn keinen Tarif gibt; immerhin kommt ein tüchtiger Volksanwalt dazu, sich ein größeres Bureau einzurichten, in dem er nicht nur gewandte Schreiber und Gehilfen, sondern oft auch anderweitig juristisch gebildete Beamte sich halten kann.

Natürlich aber ist der Umstand, daß es jedem Menschen freisteht, eine solche Beschäftigung zu ergreifen, eine schwere Schädigung für die anständigen Rechtskonsulenten, welche machtlos zusehen müssen, wie unwissende und betrügerische Menschen nicht nur das Publikum auf das Empörendste schädigen und ausplündern, sondern auch den ganzen Stand der Rechtskonsulenten und Volksanwälte in Verruf bringen. Verächtlich spricht das Publikum und auch der Richter vom Winkelkonsulenten oder vom Winkeladvokaten, und wenn sich heute Jemand Rechtskonsulent oder Volksanwalt

nennt, weiß man leider nie, ob man einen ehrlichen Mann oder einen Betrüger vor sich hat.

Es ist ganz unglaublich, welche Leute sich als Rechtskonsulenten aufspielen. Sind es noch Kaufleute, die verkracht sind, oder selbst Leute, die früher einfache Abschreiber bei Gericht oder in einem Anwaltsbureau waren, so haben sie doch immerhin von der nothwendigen Form im schriftlichen Verkehr Kenntniß und vermögen allerlei Schriftstücke aufzusetzen. Freilich begehen diese Leute einen Betrug, wenn sie Anderen juristische Rathschläge geben, und sie womöglich zur Anstrengung von Prozessen oder aber zur Fortsetzung alter Prozesse ermuntern, denn in dieser Beziehung sind sie gerade so unwissend, wie der Klient selbst. Dieser aber kann noch in schlimmere Hände fallen, denn es gibt Menschen, die sich als Rechtskonsulenten geberden, ohne selbst ordentlich schreiben zu können. Was diese Leute auszeichnet, ist einzig und allein die Dreistigkeit, mit der sie Rathschläge ertheilen, ihre Opfer zu allerlei Schritten verführen, die für dieselben schädlich, ja oft geradezu verderblich sind, lediglich in der Absicht, für jeden ihrer Rathschläge oder für jedes nutzlose Schriftstück, das sie anfertigen, eine bestimmte Summe Geldes zu erhalten.

Viele von ihnen verstehen auch noch die Reklame in einer geradezu verblüffenden Weise. Durch Helfershelfer lassen sie Anzeigen in den Lokalblättern einrücken, worin mitgetheilt wird, daß der Unterzeichnete einen außerordentlich schwierigen und verwickelten Prozeß, bei dem fünf oder sechs Rechtsanwälte nichts helfen konnten, durch die Unterstützung und die Rathschläge des Rechtskonsulenten N. N. gewonnen habe und nun voll Rührung im Namen der ganzen Familie dem Herrn öffentlich danke. Eine solche Reklame „zieht" außerordentlich; ein solcher Volksanwalt, der es versteht, öfter derartige Danksagungen in

die Zeitung zu bringen, macht glänzende Geschäfte, wenn nicht der Staatsanwalt sich eines Tages um ihn kümmert und ihm das Handwerk legt.

Diese schwindelhaften Rechtskonsulenten findet man meist in den Gerichtssälen und auf den Gängen der Gerichtsgebäude. Hier drängen sie sich an Parteien heran, die verurtheilt sind oder Prozesse verloren haben, und bieten sich ihnen zur Hilfe an. In solchen Fällen erscheint der Volksanwalt dem Verurtheilten oder mit seiner Klage Abgewiesenen als ein wahrer Rettungsengel, wie Musik tönt ihm die Versprechung in's Ohr, daß, wenn er die Sache in die Hand des Volksanwalts gäbe, eine glänzende Freisprechung oder ein obsiegendes Erkenntniß sicher sei. Freudig zahlt das Opfer einen Vorschuß, veranlaßt den Winkelkonsulenten, die Sache zu übernehmen, und sieht erst nach Wochen ein, daß alles Geld umsonst ausgegeben war, weil der Winkelkonsulent keine Ahnung von der ganzen Sache hatte. Er hatte wohl einige Schriftstücke eingereicht, welche der Richter lächelnd zu den Akten nahm, auf die man aber keine Rücksicht nehmen konnte, weil sie entweder zu spät eingegangen waren, oder aber in der Fassung oder nach ihrem Inhalt nicht den Anforderungen der Prozeßordnung entsprachen.

Noch eine schlimmere Sorte von Winkelkonsulenten aber gibt es, als die hier angeführten, welche ja nur indirekt das Publikum schädigen, indem sie ihm fälschlich versprechen, was sie niemals leisten können. Es gibt unter den Winkelkonsulenten aber auch noch Menschen, die schon mit dem Zuchthause Bekanntschaft gemacht haben, und denen es auch nicht darauf ankommt, wieder einmal aus dem Kessel des Zuchthauses zu speisen. Diese Leute ergreifen das Handwerk eines Winkelschreibers und Volksanwaltes, um Betrügereien und Erpressungen zu begehen, um sich, sei es auf welche Weise es sei, Geld zu ver-

schaffen. Wenn ein Unglücklicher einem solchen Winkelkonsulenten auf dessen Wunsch vielleicht die Genehmigung ausstellt, Zahlungen für ihn entgegenzunehmen, und Quittungen darüber auszustellen, dann kann er sicher sein, auch nicht einen Pfennig von dem Gelde zu erhalten, selbst dann nicht, wenn er den Betrüger verklagt; er hat ihn ja selbst zur Empfangnahme der Gelder berechtigt.

Ein solcher Gauner wird sich auch nicht scheuen, Erpressungen gegen seinen Klienten zu begehen, wenn ihm dieser vielleicht Geständnisse machte, die zur Aufklärung der betreffenden Angelegenheit nothwendig waren, den Klienten selbst aber belasteten; er wird endlich sich nicht einen Augenblick bedenken, zur Gegenpartei zu gehen und dieser die Mittheilungen seines eigenen Klienten zu verkaufen, ja seinen Klienten absichtlich nach den Wünschen der Gegenpartei in's Unglück zu bringen, wenn er nur gut dafür bezahlt wird.

Das Publikum kann daher nicht genug davor gewarnt werden, sich in die Hände von Leuten zu begeben, die weder die moralische noch wissenschaftliche Befähigung dazu haben, als Rechtsbeistand zu dienen. Zu entscheiden aber, wer ein ehrenhafter und tüchtiger Volksanwalt ist und wer nicht, ist schwer, und der einzige Rathschlag, der hier gegeben werden kann, ist der, daß das Publikum, welches durchaus nicht einen Rechtsanwalt, sondern einen Rechtskonsulenten zur Beihilfe haben will, am besten thut, sich an die Gerichtsstelle oder an die Polizeibehörde zu wenden, um von dieser den Namen eines tüchtigen und zuverlässigen Mannes zu erfahren. Wie bereits mehrfach erwähnt, sind in diesem Stande ausgezeichnete Köpfe, achtbare Männer zu finden, und die Namen dieser Leute sind in der Gerichtsschreiberei und auch in den Polizeibureaux wohlbekannt.

Man hüte sich dagegen ängstlich vor allen anderen Volksanwälten, insbesondere vor denjenigen, die an der Gerichtsstelle selbst ihre Dienste anbieten, was ein an-

ſtändiger Rechtskonſulent nie thun wird, da ihm die Zeit dazu fehlt, im Gerichtsgebäude herumzubummeln. Vor Allem aber mißtraue man denjenigen, die den Mund voll nehmen, mit ihren großartigen Erfolgen prahlen und behaupten, die Sache würde gut verlaufen, wenn ſie dieſelbe erſt in ihren Händen hätten. Dieſe Leute ſind meiſt Schwindler und Betrüger, denen es um nichts zu thun iſt, als um das Geld ihres Klienten.

Erwähnt mag übrigens noch werden, daß ſelbſt bei dem beſten Rechtskonſulenten das Publikum immer noch eine Gefahr läuft, nämlich die, gar keine Ausſicht auf Erſatz oder Entſchädigung zu haben, wenn durch den Rechtskonſulenten ſelbſt die Sache irgendwie verfahren oder verſäumt wird. Beachtet der Volksanwalt einen Termin nicht, reicht er ein Schriftſtück zu ſpät ein, und gehen ſeinem Klienten dadurch vielleicht viele Tauſende verloren, ſo kann dieſer ihn nicht haftpflichtig machen, oder nur im Wege eines ſehr langwierigen, immer höchſt zweifelhaften Prozeſſes. Gewähr dafür, daß für jedes Verſehen auch voller Erſatz geleiſtet wird, daß für jeden Schaden, den der Klient durch ſeine oder ſeiner Angeſtellten Schuld erleidet, Erſatz geleiſtet wird, kann nur der wirkliche Rechtsanwalt bieten, denn dieſer iſt geſetzlich verpflichtet, für Alles aufzukommen, was der Klient ihm anvertraut hat, und das Intereſſe deſſelben nach beſten Kräften unter allen Umſtänden wahrzunehmen.

Wer alſo ganz ſicher gehen will, der nehme auf alle Fälle einen Rechtsanwalt und nicht einen Rechtskonſulenten oder Volksanwalt. Wer aber durchaus den Volksanwalt „gemüthlicher" findet und vorzieht, der ſei nochmals darauf aufmerkſam gemacht, daß er einen ſolchen bei der Polizei oder Stadtſchreiberei erkunde, will er ſich vor unabſehbaren Aergerniſſen und Verluſten bewahren.

Digitized by Google

In der Blumenfabrik.

Ein Bild aus der modernen Industrie.

Von

Th. v. Wittenberg.

(Nachdruck verboten.)

Wohl wenige unserer Leserinnen haben, wenn sie im Frühjahre ihren Strohhut mit künstlichen Rosen, Jasminblüthen und Heliotropdolden von den geschickten Händen der Putzmacherin schmücken ließen, schon einmal daran gedacht, wie diese Nachbildungen von täuschender Aehnlichkeit hergestellt werden. Das ist ja auch nicht allzu verwunderlich, geht man doch an vielen Erscheinungen des Lebens vorüber, die man, weil man sie eben so oft sieht, kaum noch beachtet. Aber interessiren wird es jedenfalls, an der Hand eines kundigen Führers einmal einen Besuch in der Blumenfabrik zu machen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie diese kleinen Kunstwerke entstehen.

Wir schreiten zunächst durch einen Vorraum, an dessen Wänden wir schmale Holzleisten angebracht sehen, die mit Nummern und Aufschriften versehene Eisen tragen. Besehen wir uns diese Eisen einmal genauer. Dieselben haben unten eine scharfe Schneide in der Form von Blättern, und wenn man die einzelnen Eisen miteinander vergleicht, so wird man finden, daß nicht eines die Größe des anderen hat, sondern daß eines immer größer als das andere ist. Die eine Reihe zeigt den Umriß der Rosenblätter, die

benachbarte Aſternblätter, die dritte Nelkenblätter u. ſ. w. Dieſe vor uns aufgereihten Eiſen ſind die Stanzmeſſer oder Ausſchlageiſen.

Es iſt ja bekannt, daß die verſchiedenen Pflanzen verſchieden geformte Blätter tragen, da gibt es nierenförmige wie bei den Veilchen, ſpießförmige wie bei der Ackerwinde, ſpatelige wie beim Gänſeblümchen, bandartige wie bei den Nelken, und für alle dieſe Formen muß der Blumenfabrikant beſondere Stanzmeſſer haben. Außerdem hat auch wieder eine jede einzelne Pflanze ſtets Blätter von verſchiedener Größe, je nach dem Alter des Blattes, winzige kleine Spitzchen, die eben erſt hervorgetrieben ſind, weiter entfaltete und endlich ausgewachſene Blätter, und auch dieſem Umſtand muß bei der Herſtellung der Blumen Rechnung getragen werden. Die Ausſchlageiſen geben dem Blatt die rohe Flächenform, ihre weitere Ausgeſtaltung findet in den Matrizen oder Formpreſſen ſtatt, die wir uns aber beſſer nachher bei der Fabrikation ſelbſt anſehen. Im Vorbeigehen werfen wir noch einen Blick durch die offen ſtehende Thür des Vorrathsraums, in dem wir Crepp, Taffet, Sammet in allen erdenklichen Farben, Mouſſelin, Perkal, Cambrick, Linon und Battiſt von feinſter Sorte, ſowie bunte Seidenpapiere, Velinpapier, Reispapier und Wachspapier angehäuft finden.

Wir gehen nun zunächſt in den Appreturſaal und wollen die Entſtehung eines gewöhnlichen grünen Laubblattes in Augenſchein nehmen. Damit nämlich die Blätter die erforderliche Feſtigkeit und Steifheit aufweiſen, müſſen ſämmtliche Stoffe, mögen ſie nun Gewebe oder Papier ſein, appretirt werden. Treten wir jetzt zu einer der Arbeiterinnen, welche das Appretiren beſorgen. Das junge Mädchen ſpannt zuerſt einen Battiſtſtoff in einen Stickrahmen ſtraff ein und bedeckt für einen Augenblick den Stoff mit feuchten Tüchern, eine Vornahme, welche das

leichtere Auftragen der Appretur bezweckt. Das Appreturmittel besteht aus gutem, hellem Leim, der bis zur vollständigen Auflösung erwärmt worden ist und den man mit Terpentinöl und grüner Anilinfarbe versetzt hat. In diese heiße Lösung taucht nun die Arbeiterin eine weiche Schwammbürste und fährt darauf möglichst gleichmäßig über die Stoffsläche hin. Die Grundirung ist stark genug ausgefallen, und der Stoff kann einen Augenblick der Luft ausgesetzt werden, damit der Ueberzug etwas übertrocknet.

Nach kurzer Zeit ist die Appretur soweit getrocknet, daß die Weiterbearbeitung vor sich gehen kann. Der Stoff wird nun zwischen zwei erwärmten Walzen hindurchgezogen und zuletzt geglättet. Wir haben also jetzt die Grundlage, aus der das Blatt hergestellt werden soll.

Jetzt kommt das Stanzmesser in Anwendung. Zunächst legt die Arbeiterin fünf größere Stücke des appretirten Gewebstoffes übereinander und streicht sie durch gelindes Pressen glatt. Dann wird die ganze Lage auf ein glattes, nicht zu hartes Holz gelegt, und nun nimmt das junge Mädchen das Stanzmesser in die linke Hand, setzt es genau senkrecht auf die Stoffsläche und führt mit einem Hammer in der Rechten einen kräftigen Schlag auf den Griff des Eisens aus. Die Schneide des Stanzmessers durchschlägt die ganze Stofflage auf einmal, und fünf Rosenblätter liegen vor uns.

Aber noch fehlen dem Blatt die wellenförmigen Biegungen und Krümmungen, die Rippen oder Nerven, überhaupt alle in der Mittelfläche auftretenden Eigenthümlichkeiten, und deshalb muß es jetzt in die schon erwähnten Formpressen oder Matrizen wandern. Die Formpressen bestehen aus zwei Theilen. In dem unteren Theil, der Matrize, sind die wellenförmigen Bewegungen und Rippen des Blattes von der Rückseite ausgeprägt, in dem oberen Theil, der Stanze, finden sich die Erhöhungen und Ver-

tiefungen ebenfalls, aber hier von der Vorderseite und so angeordnet, daß beide Flächen genau auf einander passen. Die Arbeiterin wischt jetzt über das ausgestanzte Blatt ganz leise mit einem Schwämmchen und legt es genau zwischen Matrize und Stanze. Mit einer Schraubenpresse werden nun beide Platten aneinander gepreßt, und in zwei Minuten ist das Blatt so geformt, daß es die gewünschte Gestalt dauernd behält.

Unser Blatt ist aber immer noch nicht fertig, vielmehr muß es erst noch, um den natürlichen Glanz zu gewinnen, mit einem Ueberzug versehen werden. Zu dem Zweck wird es mit Weingeist benetzt und darauf mit einem sehr weichen Pinsel, der in Anilinlack getaucht ist, überstrichen. Jetzt hat es seinen Bearbeitungsgang durchlaufen und wird nun in die Trockenkammer getragen. —

Wir haben bisher nur die Herstellung gewöhnlicher grüner Laubblätter beobachtet und wollen uns daher jetzt über die Fabrikation der sogenannten Phantasieblätter unterrichten. Wir treten daher an den nächsten Tisch, wo die irisirenden Blätter, also solche, welche mit metallischem Schimmer die Regenbogenfarben widerspiegeln, angefertigt werden. Wie wir an den noch ungefärbten Blattmustern bemerken, die auf dem Tische liegen, müssen die Blätter weiß sein und dürfen nur mit farblosen Appreturstoffen vorbereitet werden. Dagegen sind sie natürlich bereits ausgestanzt und modellirt. Wir erblicken in einem Behälter eine Flüssigkeit mit bräunlichem Metallglanz, die aus einem Gemisch von Methylviolett und einer Schellacklösung besteht. Ersteres ist der eigentliche Farbstoff, letzteres dient nur dazu, um der Farbe Dauerhaftigkeit zu verleihen. Vor der Arbeiterin steht ein luftdicht verschließbarer Glaskasten auf dem Tisch, an dessen einer Seite sich eine Thür befindet, die mit Kautschuk gepolstert ist. In diesen Kasten legt nun das junge Mädchen schon

mit der Färbeflüſſigkeit gefärbte und getrocknete Blätter und ſetzt auf den Boden des Kaſtens einen kleinen Porzellannapf, in den Chlorkalk geſchüttet iſt. Der Kalk wird mit Waſſer zu einem dünnen Brei angerührt und mit einigen Tropfen Schwefelſäure verſetzt. Dann wird der Kaſten geſchloſſen. Bald entwickeln ſich Chlordämpfe, und ſchon nach wenigen Minuten bemerken wir, wie ſich die Blätter zu färben beginnen. Vom zarteſten Roſa und Carmoiſin geht die Färbung aus, verwandelt ſich ſchnell in Hochroth und Dunkelroth und bildet ſich endlich in Gelb und Grün um. Die Arbeiterin verfolgt mit geſpannter Aufmerkſamkeit den Farbenwechſel; jedesmal, wenn ein Theil der Blätter den gewünſchten Farbenton erhalten hat, entnimmt ſie ihn dem Kaſten, bis endlich der Reſt nach ungefähr fünf Minuten die grüne Färbung angenommen hat.

Gewiß haben die jetzt einen Modeartikel bildenden Bronzeblätter, die in prachtvollem Glanze ſchimmern, auch den Beifall unſerer Leſerinnen gefunden, ſo daß ſie auch gern die Herſtellung dieſer Neuheit erfahren möchten. Wir müſſen uns dazu nach der anderen Seite des Saales wenden.

Auch für das Bronziren müſſen die Blätter ungefärbt und mit einem farbloſen Appreturſtoff, wie Leimwaſſer, überzogen ſein. Zunächſt beſtreicht die Arbeiterin das Blatt ſehr ſchwach mit Terpentinöl und trägt dann mit einem weichen Pinſel fetten Kopallack dünn und gleichmäßig auf. Nun bringt ſie die zugerichteten Blätter nach dem Trockenzimmer und kehrt dafür mit anderen, deren Ueberzug ſchon angetrocknet iſt, zurück. Es gehört ein gewiſſer Scharfblick dazu, um zu erkennen, ob die Abtrocknung den richtigen Grad erreicht hat. Iſt der Ueberzug nämlich noch zu naß, ſo ſaugt die Klebeflüſſigkeit die Bronze auf, und es wird zuviel von dieſem theueren Material verbraucht;

iſt der Ueberzug aber ſchon zu trocken, ſo haftet die Bronze nicht mehr genügend, und es entſtehen unbronzirte Stellen. Das junge Mädchen hat den richtigen Moment abgepaßt und geht nun an die Bronzirung ſelbſt. Es ſchüttet das Bronzepulver in ein kleines Haarſieb und ſtäubt nun den Staubregen gleichmäßig auf die darunter liegenden Blätter. Hierauf ergreift es ein Holz, auf dem ein Schwammblättchen befeſtigt iſt, und drückt dieſes ſanft auf die bronzirten Flächen. Jetzt können die Blätter wieder in die Trockenkammer zurückgetragen werden.

Aber in unſerer Fabrik werden auch vergoldete und verſilberte Blätter hergeſtellt, und deshalb wollen wir auch von dieſer Fabrikationsweiſe Kenntniß nehmen.

Wenn wir dem jungen Mädchen zuſchauen, das mit dem Vergolden und Verſilbern betraut iſt, ſo werden wir auf den erſten Blick erkennen, daß die ganze Arbeit eine überraſchende Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche wir zu Weihnachten beim Vergolden der Nüſſe vorzunehmen pflegen. Die Vergoldung und Verſilberung erfolgt nämlich auf trockenem Wege mit Gold- oder Silberſchaum. Die Arbeiterin nimmt zuerſt die dünnen Metallblättchen mit einem flachen, breiten Pinſel, dem ſogenannten Vergolderpinſel auf und legt ſie auf das Vergolderkiſſen, das handgroß aus Schafleder gearbeitet und mit Haaren ausgeſtopft iſt. Jetzt ergreift ſie ein kleines ſcharfes Meſſer und zertheilt mit kurzem, ſcharfem Schritt die Metallblättchen in Stückchen von der erforderlichen Größe. Das zu vergoldende Blatt wird nun mit dünnem Kopallack überſtrichen, und darauf mit dem Pinſel ein zugeſchnittenes Goldblättchen aufgetragen. Zuletzt drückt die Arbeiterin mit einem Baumwollenbällchen den Goldſchaum ſo lange an, bis er ſich überall angeſchloſſen hat. Zur Erhöhung des Glanzes wird dann die Fläche mit einem Elfenbeinzahn nachgeglättet.

Bis jetzt haben wir nur die Herstellung der Laubblätter beobachtet, und noch nicht den schönsten Theil der Pflanze, die Blüthe, nachahmen sehen. Wir betreten daher nun den anstoßenden Saal, in welchem die Blumenblätter verfertigt werden. Die Appretur und das Ausstanzen gleicht ziemlich genau dem schon besichtigten Verfahren, dagegen muß auf die Färbung eine viel größere Sorgfalt verwandt werden, damit die Schönheit und Naturtreue der natürlichen Vorbilder erreicht wird. Nicht selten zeigen die Blumenblätter verschiedene Farben, und auch auf diese Eigenthümlichkeit muß der Blumenfabrikant eingerichtet sein. Gleich die jugendliche Arbeiterin neben uns ist mit einer solchen Arbeit beschäftigt, sie hat eine Orchidee nachzuahmen. Wie uns das vorliegende Muster sagt, trägt das Blatt auf gelbem Grunde in der Mitte eine geflammte rothe Zeichnung, zu deren Seiten sich zwei dunkelbraune Streifen hinziehen. Das künstliche Blatt hat die gelbe Grundfarbe bereits, aber die anderen Farbenzeichnungen fehlen ihm noch. Zur rechten Hand des jungen Mädchens sehen wir eine Reihe von Kautschukstempeln stehen, genau derart, wie sie auch im Comptoir zur Aufdrückung der Firma benutzt werden. Jetzt ergreift die Arbeiterin zuerst den Stempel, welcher der rothflammenden Zeichnung entspricht, benetzt ihn mit rother Stempelfarbe und drückt ihn auf die passende Stelle auf. Dann wiederholt sich dasselbe Verfahren mit den anderen Stempeln, und bald sehen wir auch die braunen Seitenstreifen hergestellt.

Bekanntlich sind die Blumenblätter nur vereinzelt ganz gleichmäßig gefärbt, und erregen gerade durch die äußerst zarten Farbenschattirungen, bei denen ein Farbenton unmerklich in den anderen übergeht, unsere Bewunderung. Diese Farbenabstufung möglichst vollkommen nachzuahmen ist die Hauptschwierigkeit der Blumenfärberei. Wir wollen bei einem rothen Rosenblatt die Methode beobachten.

Digitized by Google

Vor der Arbeiterin befindet sich in einem Glasgefäß eine Karminlösung, während daneben ein Glas mit einer Weinsteinlösung steht. Das junge Mädchen taucht nun zuerst das zu färbende Blatt in die Weinsteinlösung, preßt es dann sorgsam zwischen zwei Tüchern und führt es noch feucht in den Farbstoff ein. Das Blatt ist zunächst nur ganz hell gefärbt und soll nun noch seine Abtönungen erhalten. Die Arbeiterin faßt daher das Blatt an der spitzen Seite, also da, wo es hell bleiben soll, mit der Federzange und taucht es wieder in das gesäuerte Wasser und darauf in die Färbeflüssigkeit. Dieses Verfahren wiederholt sie dreimal, aber immer taucht sie das Blatt weniger tief ein, so daß sie zuletzt fast nur den breiten Blattrand einführt. Im genauen Verhältniß damit wächst die Tiefe der Färbung, an der Spitze fast licht, wird sie nach unten immer dunkler und dunkler, bis sie am unteren Rand fast bordeauxroth erscheint.

Allein die Blume besteht noch aus anderen Bestandtheilen, als den Blumenblättern. Die Kelchblätter, welche die Blumenkrone am Grunde umgeben, interessiren uns nicht weiter, da ihre Herstellung in der Hauptsache der der Laubblätter entspricht; wir wollen uns vielmehr gleich zu der Arbeiterin wenden, welche die Kelche macht. Das junge Mädchen hat ein schwaches, stumpf abgerundetes Holzstäbchen in der Hand, um dessen äußere Spitze sie Baumwolle wickelt, bis die längliche Kugel die Form des natürlichen Rosenkelches annimmt. Jetzt taucht die Arbeiterin das Baumwollenkügelchen in eine dünnflüssige Leimmasse und ebnet und glättet dasselbe gleichmäßig. Nachdem der Ueberzug getrocknet ist, taucht die Arbeiterin das Kügelchen in geschmolzenes, grüngefärbtes Wachs und zieht die Form aus der Flüssigkeit senkrecht heraus, damit das Wachs nach unten abtropft. Bald ist der Wachsüberzug erkaltet, die Wachsform wird von den Stäbchen abgezogen, und der Kelch ist fertig.

Die Nachbarin der Arbeiterin ſtellt ebenfalls Kelche her, aber ſie verwendet dazu einfach die Kelche natürlicher Blumen. Vor ihr liegt ein Haufen von Kelchen der Hundsroſe, die noch grün und am Stiel glatt abgeſchnitten ſind. Das Mädchen ſchneidet nun „die Spinnen" am oberen Ende ab, öffnet die Kapſel und entfernt mit einem ſpitzen Federmeſſer die Samenkörnchen, wobei es aber darauf achten muß, daß es die Samenhülle nicht verletzt. Jede Fruchtkapſel wird auf ein Drahtſtäbchen gezogen und dann getrocknet, ſie braucht ſpäter nur noch mit einem grünen Wachsfirniß verſehen zu werden, um verwandt werden zu können.

Betrachten wir jetzt noch die Anfertigung der Staubfäden, ohne die uns ja eine jede Blume unnatürlich erſcheinen würde. Geſtärkte Zwirn- und Wollenfaden geben die Grundlage ab, welche die Arbeiterin in die paſſende Länge zerſchneidet und das Fadenbündel darauf am unteren Ende mit einem feinen Draht umfaßt. Das Fadenbündelchen ähnelt jetzt einem pinſelartigen Büſchel. Nachdem die Spitzen gleichmäßig mit der Scheere beſchnitten ſind, werden die Staubbeutel angefügt. Dazu genügt es, daß das junge Mädchen die Spitzen in eine dünnflüſſige Wachsmaſſe eintaucht, wobei jedes Fädchen ein Kügelchen aufnimmt, das bald erhärtet. Unſere Staubbeutel ſollen aber auch noch Blüthenſtaub enthalten, und deshalb werden ſie in Leimwaſſer eingeführt und darauf leicht in Bronzepulver getupft. Die hängen gebliebenen Körnchen trocknen an und täuſchen den Blüthenſtaub vor. —

Wir verlaſſen jetzt dieſen Saal und begeben uns in den anſtoßenden Raum, wo die letzte Hand an die Herſtellung gelegt, und der Aufbau der Blumen ausgeführt wird. Wir hatten bei den Laubblättern geſehen, wie die feinere Ausprägung durch die Matrizen und Stanzen bewirkt wurde, bei den Blumenblättern beſorgt dies die

Arbeiterin mit dem Boule-Eisen. Das junge Mädchen hat vor sich ein Sortiment von Rosenblättern liegen, die sie zum Aufbau benöthigt, von den größten, welche den Außenrand darstellen werden, bis zu den kleinsten, die den Kern bilden sollen. Boulen*) nennt man das Wölben der Blumenblätter; die Werkzeuge, die dazu gebraucht werden, liegen auf dem Arbeitstisch. Da ist zuerst das Boule-Eisen, ein Eisenstäbchen, das unten mit einer Eisenkugel, oben mit einem Holzgriff versehen ist. Wie wir sehen, werden Boule-Eisen von verschiedener Art verwandt, die sich durch die Größe der Eisenkugeln von einander unterscheiden. Der Durchmesser der Kugel steigt von einem Millimeter bis zu zwei Centimetern. Außerdem bedarf man noch des Kröskissens, das aus dichtem Stoff gefertigt und mit Kleie gefüllt ist.

Die Arbeiterin fängt jetzt an zu boulen. Zu diesem Zweck legt sie das Blatt auf das Kröskissen, erwärmt die Kugel des Boule-Eisens mäßig über einer Spiritusflamme und drückt nun das Eisen stark auf die Mitte des Blattes. Ohne daß die Kugel von der Stelle gerückt wird, macht sie mit dem Griff des Boule-Eisens eine kreisförmige Bewegung; dadurch heben sich die Ränder, und das Blatt erhält die gewünschte schüsselartige Form. Je nachdem mit kleineren oder größeren Kugeln gearbeitet wird, werden die Blättchen mehr oder weniger gewölbt, so daß sich leicht die verschiedenen Entwickelungsgrade darstellen lassen. Die kleinsten Blättchen, welche den Mittelpunkt umschließen, werden außerdem noch geknörpelt. Die Vornahme ist einfach. Das Mädchen faltet sie der Länge nach, preßt sie mit der Federzange gegen das Kröskissen, legt sie noch einmal zusammen, preßt sie und entfaltet sie dann.

*) Von dem französischen Worte boule = Kugel.

Allmälig ſind alle Blumenblätter derartig hergerichtet, und es kann jetzt mit dem Aufbau begonnen werden. An den vorbereiteten Drahtſtiel, an deſſen oberem Ende die Staubfäden ſtecken, knüpft die Arbeiterin dicht unter dem Staubfädenbüſchel einen Seidenfaden und fügt nun zuerſt die kleinen Herzblätter an, die ſie kreisförmig um den Mittelpunkt legt, dabei ſchlingt ſie zuweilen den Faden um das eine oder andere Blatt. Um die runde Form der Roſe nachzuahmen, müſſen die größeren Blätter, welche jetzt folgen, ſtets wechſelſtändig angeſetzt werden. Da die natürlichen Roſenblätter in der äußeren Reihe meiſt etwas nach außen gebogen ſind, ſo faßt die Arbeiterin den oberen Rand mit der Federzange und biegt ihn nach auswärts. Die Blumenkrone iſt ſoweit fertig, und es werden deshalb nun die geboulten Kelchblätter aufgezogen und bis dicht an die Blumenblätter hinaufgeſchoben, feſtgeklebt, mit der Federzange gebogen, und dann ebenſo der bauchige Fruchtkelch aufgezogen.

Aber keine Roſe ohne Dornen. Unſer Stiel muß ebenfalls eine dornige Bekleidung haben. Dazu ſchneidet das junge Mädchen Taffet in ſchmale Längsſtreifen und faſert ſie an beiden Seiten aus. Der Drahtſtiel iſt ſchon mit Baumwolle umkleidet, und es kann daher gleich der Taffetſtreifen umgelegt werden. Mit Leim wird das obere Ende dicht unter dem Fruchtkelch angeklebt, und jetzt, während die rechte Hand die Taffetſtreifen hält, mit der Linken der Draht gedreht. Vor unſeren Augen legen ſich die Streifen in regelmäßigen Windungen nebeneinander, und wir bemerken zugleich, wie die ausgefaſerten Ränder mit ihren winzigen Franſen ziemlich natürlich die Dornenhaare der Roſe nachahmen.

Wir wollen aber auch noch die Entſtehung von Roſenknospen beobachten und bitten daher das junge Mädchen, uns auch dieſe zu zeigen. Es iſt ſchnell bei der Hand

und meint, daß die Knospen ſich ſehr leicht herſtellen laſſen. Raſch fügt die Arbeiterin an das obere Ende des Stieles ein längliches Baumwollenkügelchen an, das ungefähr die Geſtalt einer Knospe hat. Rings herum leimt ſie nun ſechs kleine geboulte Blättchen, von denen die erſten die Baumwolle ſchon ganz verdecken, es werden noch die übrigen Theile hinzugefügt, und die halb aufgebrochene Knospe iſt fertig.

Es wären nun ſo ziemlich alle Vorbereitungen getroffen, um aus den einzelnen Blumentheilen einen Zweig zuſammenzuſetzen und es erübrigt nur noch, die Laubblätter an den Drahtſtiel zu befeſtigen. Die Vornahme iſt einfach. Eine Lage von Laubblättern wird zuerſt mit einer Nähnadel durchbohrt, und dann durch jedes einzelne Blatt ein feiner Drahtfaden gezogen, der am untern Blattrand feſt zuſammengedreht und mit grün gefärbtem Leim auf der Vorderſeite des Blattes überſtrichen wird. Nun beginnt die Arbeiterin die Zuſammenfügung des Zweiges. Zuerſt ſetzt ſie zu dem ſchwächeren Stiel, der die Blüthe trägt, einen ſtärkeren mit Baumwolle umwickelten Draht, worauf beide mit grüner Seide verbunden und mit einem Streifen grünen Schlangenpapiers umwunden werden. Jetzt fügt ſie drei Finger breit unter der Blumenkrone einen mit Papier umwickelten Blätterzweig an und auf der entgegengeſetzten Seite ungefähr zwei Finger darunter einen zweiten. Nun werden einige Knospen zuſammengebunden, die kleineren an einem kürzeren, die entwickelteren an einem längeren Stiel, ſo daß ſie die erſteren überragen, dann wird an der Vereinigungsſtelle ein Blättchen von zarteſtem Grün angefügt, und das Ganze an einen ſtärkeren, mit Baumwolle und grünem Papier umwickelten Stiel angebracht, dem nun noch in gleichen Entfernungen die Laubblätter zugeordnet werden. Das Ende des Papierſtreifens, welcher den Zweig um-

windet, wird schließlich am Stielgrunde mit Leim angeklebt. Der Rosenzweig ist fertig. In ähnlicher Weise werden, wie wir bei den verschiedenen Arbeitstischen bemerken, alle die anderen Blumen nachgeahmt, die Astern, Narzissen, Fuchsien und Malven u. s. w.

Nur einen Augenblick wollen wir noch Halt machen, um die Herstellung von Topfgewächsen zu beobachten. Das junge Mädchen vor uns verfertigt eine Hyazinthenpflanze. Die Blätterkreise dieser Blumen bestehen aus sechs Blättchen, die zunächst mit dem Krösеisen modellirt werden müssen. Das Krösеisen hat an seinem Griff vertiefte Windungen, und über eine derselben legt die Arbeiterin der Länge nach einen Blätterabschnitt. Jetzt zieht sie einen starken Faden über den Blätterabschnitt und zwängt ihn dadurch in die vertiefte Windung, so daß vom Einschnittwinkel des Blattes bis zum Grunde eine scharf ausgeprägte Ader entsteht. Diese Manipulation muß fünfmal wiederholt werden. Hierauf werden die einzelnen Blättchen mit der Federzange wieder nach außen gebogen, und dann die Blätterkreise mit ihren Seitenrändern tutenförmig aneinander geleimt. Die Blumenglöckchen werden in verschiedener Größe hergestellt und dann auf Draht aufgezogen.

Nun schickt sich die Arbeiterin an, den Aufbau der Hyazinthe zu beginnen. Um einen stärkeren, geschmeidigen Drahtstiel windet sie Baumwolle und befestigt an der Spitze zuerst fünf ungestielte Knospen traubenförmig aneinander, diesen folgen zu drei in zwei Reihen sechs halb geöffnete Knospen, an die sich vier kleine entfaltete Blumen in einer Reihe schließen, und unter sie werden dann ringförmig zuerst mittlere und dann große Glocken gesetzt. Jede einzelne Blumentute wird an dem Hauptstamm mit feiner Seide angebunden, wobei das junge Mädchen den Faden stets straff anzieht. Der untere Theil des Haupt-

ſtiels wird über der Baumwollenumhüllung mit hellgrünem Schlangenpapier umwunden. Die Laubblätter der Hyazinthe ſind bekanntlich ſchmal und bandförmig, ſie werden büſchelartig am Grunde des Blüthenſtiels mit grünem Baumwollengarn befeſtigt. Jetzt ſetzt die Arbeiterin die Pflanze in einen mit Sand gefüllten Topf, deckt über den Sand eine Pappſcheibe, damit die Hyazinthe einen beſſeren Halt hat, beſtreicht ſie mit Leimwaſſer und ſtreut, um die braune Erde nachzuahmen, eine dicke Lage braun gefärbten Quarzſandes darüber, zwiſchen den ſie noch gefärbtes Moos klebt. —

Wir ſind am Ende unſerer Wanderung angelangt, und während uns der freundliche Beſitzer den Roſenzweig und die Hyazinthenpflanze, welche wir entſtehen ſahen, überreicht, verabſchieden wir uns.

Die Herſtellung künſtlicher Blumen wird indeß nicht nur fabrikmäßig betrieben, ſie iſt neuerdings auch eine beliebte Beſchäftigung unſerer Damenwelt geworden, die ſich mit den ſelbſt gefertigten Blumen die Zimmer ſchmückt. Ermöglicht wird dieſe Kurzweil dadurch, daß die verſchiedenen Formen ausgeſtanzter Blätter in den Fabriken käuflich zu erwerben ſind.

Spielende Thiere.

Zoologiſche Skizze

von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

Hausfreundin Mieze hat uns ihre hoffnungsvolle Schaar zugeführt; vier allerliebſte kleine Kätzlein tummeln ſich in wildem Uebermuth durch das Zimmer; eines weiß mit ſchwarzem Schwanz, eines bunt, die beiden anderen gelblich mit langem Seidenhaar, treue Abbilder ihrer Mutter, einer Halbangorakatze. Wie kleine Kobolde huſchen ſie über Tiſche und Stühle, vollführen drollige Sprünge über die Lehne meines Seſſels, fühlen mit den Sammetpfötchen nach dem ſich bewegenden Federhalter, ſpielen Fangeball mit dem Tintenwiſcher und ſchauen neugierig den aufſteigenden Dampfringeln der Pfeife nach.

Jetzt haben zwei ein Bindfadenknäuel erhaſcht! Das eine wirft es hoch in die Luft und fängt es geſchickt mit den Vorderpfoten auf, der Faden wickelt ſich ab, das andere ergreift das freie Ende. Nun ziehen die Kätzchen nach verſchiedenen Seiten, bis das erſtere den Knäuel fallen läßt, der ſchnell davonrollt. Die Kätzchen jagen alle hinterdrein, nach dem rollenden, hüpfenden Dinge haſchend, eines thut es dem anderen zuvor, und keinem gelingt es, ihn zu faſſen.

Die Katzenmutter ſchaut behaglich ſchmunzelnd dem Spiele der Kleinen zu und gibt ihren zärtlichen Gefühlen

durch ſanftes Schnurren Ausdruck. Die Jagd geht unter Tiſchen und Stühlen hindurch, bis ſich endlich der Faden um den Fuß eines Stuhles feſtſchlingt. Der Knäuel rollt nicht mehr. Verdutzt ſtehen alle, eines der Kätzchen nach dem anderen ſtößt das Ding an; vergebens! Es will nicht mehr.

Doch ſchon iſt ein neues Spielzeug aufgefunden. Eines der Gelben hat irgendwo einen Flaſchenkork ausgeführt; mit dieſem wird das Spiel fortgeſetzt. Bald iſt auch der feſtgeklemmt, und da andere Gegenſtände augenblicklich nicht zu finden ſind, ſo muß der gelbgeringelte Schwanz der Mutter herhalten. Und jetzt fängt erſt recht das tolle Treiben an. Mieze ſchlägt den Schwanz nach rechts, nach links, jeder Bewegung folgen in hurtigen Sprüngen ihre Kinder, bald hat dies, bald jenes ihn erfaßt. Nun überkugelt ſich das weiße und bunte, mit den Vorderfüßen ſich umklammernd ſtreiten ſie um das Spielzeug, den Schwanz der Mutter. Die beiden anderen faſſen das vorſtehende buſchige Ende, beißen wohl etwas derbe zu — da, ein Ruck! Mieze dreht ſich um, und theilt ein paar derbe Ohrfeigen nach rechts und links aus, die Taugenichtſe kugeln ſich über den Boden und wiſſen nicht recht, ob das Scherz oder Ernſt iſt.

Nein, es iſt Ernſt! Das lehrt ſie ein neuer Pfotenhieb. Dann ſetzt ſich die Alte auf einen Stuhl und überläßt es den wilden Rangen, ein paſſenderes Spielzeug ſich zu wählen, als gerade ihren Schwanz. Doch ſie ſind müde, eines legt ſich hierhin, zwei andere begeben ſich zur Mutter, nur das vierte kann noch nicht zur Ruhe kommen; es verſucht nochmals anzubinden mit dieſem und jenem, wird aber abgewieſen.

Da bewegt ſich die Thüre. Ein dunkler Krauskopf ſchaut herein, zwei leuchtende, kohlſchwarze Augen blinzeln aus dem Haarwuchs heraus — unſchlüſſig verlangend bleibt

er in der Thürspalte stehen, weiß nicht, ob ihm der Eintritt gestattet ist. „Nur herein, Flock!“ rufe ich. Mit einem Satze ist der junge Pudel im Zimmer, seine schwarzen Wollpfoten stehen mitten in dem Katzenlager. Die alte Mieze macht zwar unwillkürlich einen bedrohlichen Buckel, doch sogleich duckt sie sich wieder nieder. Sie kennt den kleinen Kerl und bleibt ruhig auf ihrem Sitz. Der Pudel aber ist sofort von den Kätzchen in Beschlag genommen — ein neuer Spielkamerad, und ein lustiger, geduldiger, dem nicht leicht die Krallen durch das dichte Kraushaar gehen. Drollig nehmen sich die schwerfälligen Sätze des noch unbeholfenen Hundes gegenüber den geschmeidigen Sprüngen der Kätzlein aus. Er verfolgt das eine, die drei anderen ihn. Nun tastet er mit den plumpen, schwarzen Füßen darnach. Der kleine Schelm legt sich auf den Rücken und ergreift den Fuß. Mit Krallen und Zähnen hält er ihn fest. Während dessen haben die anderen des Pudels breiten Rücken in Angriff genommen. Aller zusammen kann er sich nicht erwehren, und so bleibt ihm zu seiner Rettung nichts Anderes übrig, als sich über den Boden zu wälzen. Jetzt lassen Alle los und in einem Satze haben sie einen Stuhl erreicht. Der Pudel springt auf, schüttelt sich und will nach. Aber er kann nicht auf den Stuhl, und bei den vergeblichen Versuchen schlagen ihm die Sammetpfötchen, aber mit ausgezogenen Krallen, auf die Nase, daß er blasend und pustend schleunigst den Rückzug antritt. Doch nun sind die Kätzchen wieder hinter ihm her, die Balgerei beginnt auf's Neue; will der Pudel ärgerlich werden und zubeißen, schleunigst schlüpfen die Quälgeister unter einen Bücherschrank, er kann nicht nach, ist bereits zu groß, und versucht er es dennoch, so treiben ihn die Krallen bald zurück. So geht das Treiben fort, bis Alle vor Müdigkeit nicht weiter

können, und die ganze Sippe ſich in einen Winkel zurückzieht, um zu ſchlafen.

Wer vermöchte wohl kalt zu bleiben bei ſolchem Anblick! Sogar dem grämlichſten Hypochonder muß er ein Lächeln entlocken. Und wenn irgend etwas geeignet iſt, Intereſſe einzuflößen an dem Leben der Thierwelt, ſo iſt es das Spielen der Thiere. Es iſt ein Ergötzen, ihnen zuzuſchauen, wie ſie, unberührt noch vom harten, erbitterten Kampfe um's Daſein, unangefochten von bitterer Sorge um des Lebens Unterhalt, in heiterer Muße ſich ſelbſt und ihren munteren Launen überlaſſen, in fröhlichem Spiele ſich ergehen. Die anmuthigen, oft auch komiſchen, drolligen und täppiſchen Geberden und Sprünge erheitern den Zuſchauer, zugleich legen ſie Zeugniß davon ab, daß auch ſelbſt das blutdürſtigſte Raubthier einer unſchuldigen, harmloſen Kindheit ſich erfreut, da ſein Sinnen und Trachten auf nichts weiter gerichtet iſt, als auf Spiel und Kurzweil. Wie drollig wiſſen die jungen, täppiſchen Bären in ihrem Zwinger mit der Holzkugel zu ſpielen, Löwen und Tiger in früheſter Jugend balgen ſich nach Art unſerer Hauskatze, Reinekens viel verſprechende Schaar tummelt ſich im Sonnenſchein auf dem freien Plan vor der Höhle.

Dieſes Spielen der Thiere iſt eine Aeußerung des allen lebenden Weſen innewohnenden Thätigkeitstriebes. Jedes verlangt Beſchäftigung, müßige Ruhe kennt die Jugend nicht. Jedem aufmerkſamen Beobachter aber muß es auffallen, eine wie große Aehnlichkeit zwiſchen dem Spiel der Thiere und dem der Kinder obwaltet. Auch die Kinderjahre ſind ja nichts Anderes, als eine immer weiter ſich geſtaltende Reihe von Spiel und Luſt in raſtloſer Thätigkeit. Mit unendlich regſamer Phantaſie begabt, verſteht das Kind es, Alles und Jedes in den Bereich ſeines Frohſinns zu ziehen. Da wird der Stiefelknecht zur

Puppe, des Vaters Spazierſtock zum Reitpferde, der Fußſchemel zum Wagen, der Tiſch zur Kanzel, der rohe Holzblock zu allen möglichen und nicht möglichen Geſtalten der Phantaſie.

Aehnlich in der Thierwelt. Dem ſpielenden Kätzchen iſt Alles recht, der Papierſtreifen, das Knäuel, ein welkes Blatt, ein dürres Reis, der Flaſchenkork; dem jungen Hunde nicht minder.

Das Spiel hat aber für die Jugend bekanntlich auch eine ſehr ernſte Seite. Körper und Geiſt werden erſt im Spiel und durch das Spiel zu reger Thätigkeit angeſpornt, die kleinen, ſchwachen Glieder werden gekräftigt, die ſtete Bewegung treibt das Blut ſchneller durch die Adern, Muskel und Knochengerüſt erſtarken; der Geiſt wird rege, das unbegrenzte Spiel der Phantaſie bereitet ihn vor zu den bald beginnenden ernſteren Arbeiten, welche Schule und Leben erfordern. Auch für die Thierwelt iſt das Spielen der Jungen von ähnlicher Bedeutung. Auch hier wird durch die immerwährende, raſtloſe Uebung im Spiel der Körper gekräftigt und befähigt zu dem Kampfe für des Lebens Unterhalt, der beginnt, ſobald die Alten die Jungen ſich ſelber überlaſſen.

In den kindlichen Spielen herrſcht eine große Mannigfaltigkeit, verſchieden nach Alter, Geſchlecht und individueller Beanlagung. Greift der Knabe gleich nach Pferd, Säbel und Bogen, ſo wählt ſich das Mädchen den Küchenkaſten und die liebe Puppe; lächelt das Wiegenkind der klingenden Schellenraſſel entgegen, ſo verlangt das ältere nach anderen, ihm mehr entſprechenden Dingen. Im Spiele des Kindes offenbart ſich ſchon der Charakter, das Spiel zeigt die Lieblingsneigung, iſt nicht ſelten ein Vorbild des ſpäteren Berufes. Der künftige Baumeiſter vollführt ſeine erſten Bauten aus Sand und Erde, Holzblöcken oder den Steinen ſeines Baukaſtens; der ſpätere

Soldat hantirt mit Bleisoldaten und Holzwaffen; der Maler kritzelt die ersten rohen Versuche mit Kohle an die Wand.

In ähnlicher Weise trägt auch das Spiel der Thierwelt stets den Grundcharakter der den Jungen innewohnenden Triebe. Die körperlichen Organe des jungen Thieres sind noch nicht vollkommen genug entwickelt, um den Trieb schon in der Weise bethätigen zu können, wie es später, wenn sie herangewachsen sind, geschieht. Darum weist die Natur ihnen ein Feld der Thätigkeit, das ihrer jetzigen Entwickelungsstufe entspricht. Und so sehen wir das kleine Kätzchen in Ermangelung einer Maus mit dem Papierschnitzel und anderen leicht haschbaren Dingen sich befassen; der Jagdhund jagt vom Winde bewegten Blättern nach, schleppt mit Schuhen, rüttelt und schüttelt sie, als wenn es lebende Beute sei.

In dieser Hinsicht erweist sich das Spiel als eine Art von der Natur selbst geübter Erziehung, die das Thier zu jenen Lebensthätigkeiten heranbilden soll, welche ihm später eigenthümlich sind. Und je mehr das Junge erstarkt, um so mehr nimmt das Spiel den Charakter der Wirklichkeit an. Anfangs ist es auf Alles gerichtet, was nur in den Bereich des jungen Thieres kommt; bald aber verengt der Kreis sich immer mehr, das Spiel nimmt mehr und mehr die Färbung des Ernstes an; je mehr dieser sich entwickelt, um so mehr tritt die Lust zum Spiele zurück, um später in der Regel ganz einzuschlummern, wenn nicht besondere Anlässe sie wieder wecken.

Sobald die Zähne und Krallen unserer jungen Kätzlein hinlänglich erstarkt sind, bringt Mutter Mieze die Mäuse nach Hause, die sie draußen erjagt; waidwund gebissen, so daß sie nicht wieder entrinnen können, müssen sie nun dazu dienen, damit der angeborene Trieb sich erproben und die Jagdlust sich üben kann. An Stelle des

Garnknäuels wird jetzt mit der zappelnden Maus Fangeball gespielt, und der arme Nager muß es sich gefallen lassen, in dem grausamen Treiben langsam zu verbluten. Die Kätzchen legen das Mäuslein vor sich hin und verfolgen mit funkelnden Augen jede seiner Bewegungen. Bleibt es regungslos, wird es mit der Pfote angestoßen, jeder schwache Fluchtversuch dagegen wird durch einen derben Biß oder Prankenschlag vereitelt — ein Spiel, das reizt durch die zierliche Anmuth und Geschmeidigkeit der Bewegungen der jungen Katze, abstößt aber durch das unverkennbare Gepräge des Raubthiercharakters, der Wildheit und Blutgier, die immer mehr zum Ausdruck kommen.

Auch der junge Hund begnügt sich bald nicht mehr damit, harmlosen Papierblättern oder Tuchfetzen nachzujagen; auch Lederriemen und Schuhe lassen ihn kalt, dafür aber hat er das Eichkätzchen aufgespürt, oder eine Katze auf dem Baume verbellt, und Schritt für Schritt wird bei ihm das Spiel zum Ernst. Auf ähnliche Weise führt auch Reineke seine Sprößlinge vom heiteren Spiel zur Wirklichkeit. Er trägt ihnen Vögelchen, Eidechsen, Frösche zu, nicht minder Mäuse, Heuschrecken und Regenwürmer und lehrt sie durch das Spiel, die Thiere quälen, fangen und verzehren. Und wenn erst die jungen Füchslein die Größe der halberwachsenen Katzen erreicht haben, dann machen sie sich schon allein auf die Jagd, um zu verwerthen, was ihr Erzeuger sie gelehrt, ein junges Häschen oder Eichhörnchen zu überraschen, ein Hasel- oder Rebhuhn im Neste zu erlauern, eine Wachtel, eine halbflügge Lerche oder auch nur eine Maus oder ein Insekt zu erbeuten.

Das Spielen der jungen Thiere stellt sich somit dar einestheils als ein Ausfluß wirklicher, sprudelnder Jugendluft, heiteren, sorglosen Frohsinns, eine Aeußerung des

regen Thätigkeitstriebes, zugleich aber auch als ein Mittel, durch welche die Natur sie befähigt und schrittweise hinführt zu ihrer künftigen, arteigenthümlichen Lebensthätigkeit. Sind sie erst in ihre eigentliche Welt eingetreten, so bleibt ihnen in steter Sorge, in dem unvermeidlichen Daseinskampf kaum noch Zeit und Lust, im Spiel sich zu ergehen, und darum zeigt sich bei den älteren Thieren die Lust zu heiterer Kurzweil nur seltener.

Die erwachsene Hauskatze hat mit der Zeit einen ernsten Charakter angenommen. Nächtelang streift sie umher und tagsüber liegt sie gerne schafend auf ihrem Lieblingsplätzchen. Wohl macht sie auch bisweilen noch ihrer frohen Laune durch Kletterkünste und Sprünge Luft, lieber jedoch reibt sie sich schmeichelnd an den Füßen ihres Herrn. Der Hund ist gleichfalls ernster, verständiger geworden. Er hält es unter seiner Würde, nach Art der kindischen Jugend mit den anderen Kötern sich herumzubalgen. Dafür studirt er emsig Mienen und Geberden seines Herrn und ist bemüht, seine Pflicht, die ihm als treuer Hüter von Haus und Hof, als Wächter der Heerde, Genosse der Jagd, aufmerksamer Begleiter obliegt, nach Kräften zu erfüllen, das Vertrauen zu rechtfertigen, das in ihn gesetzt wird. Nur den kleinen jungen Hunden gibt er sich bisweilen noch als treuer Spielkamerad hin, aber sein Spiel ist jetzt ein fast ausschließlich passives. Er muß Manches den kleinen ungezogenen Raufbolden zugute halten, die den älteren Genossen so gerne zur Zielscheibe ihrer Streiche machen. Er läßt es sich gefallen, wenn die Zähnchen ihn in die Ohren kneifen, wenn die plumpen Burschen auf ihm sich tummeln. Von seiner überlegenen Kraft Gebrauch zu machen, die Quälgeister empfindlich zu züchtigen, läßt seine biedere Natur nicht zu. Wird die Sache ihm zu arg, belehrt ein Brummen oder ein Schlag mit der Pfote, daß es nun genug, hören sie noch nicht auf, so räumt er das Feld.

Doch gibt es auch Thiere, welche bis in ihr hohes Alter hinein eine ausgelaſſene Jugendluſt ſich bewahren. Mein kleiner brauner Pinſcher wird von Jedem, der ſeine Spiele ſieht, auf etwa ein Jahr geſchätzt, und doch bekundet ein weißlicher, immer größer und heller werdender Schimmer an der ſchwarzen Schnauze, daß er die Jugendjahre längſt überſchritten.

Unſer Preſto iſt ein außergewöhnlich kluges Thier. Was Dreſſur, Verſtand und Kunſtſtücke betrifft, kommt nicht leicht ein Pudel ihm über. Aber der Ernſt, die ſelbſtbewußte Würde dieſes geht ihm ab. Zwar betrachtet auch er andere Hunde kaum als ſeinesgleichen; aber er beſitzt einen flatterhaften Leichtſinn, eine maßloſe Eitelkeit und eine ſolch' kindiſche Spielwuth, daß er winſelt und heult, wenn es ihm nicht gelingen kann, einem Fremden zu zeigen, was er Alles gelernt. Kaum betritt ein Beſucher das Haus, ſofort hat ihn der Hund mit Beſchlag belegt. Er ſtellt ſich vor ihn hin, aufrecht, ſpaziert auf den Hinterfüßen durch's Zimmer, tanzt und ſchließt die Thüre. Unverwandt haftet dabei ſein Blick an den Mienen des Fremden, und gewahrt er, daß ſeine Kunſtſtücke gefallen, ſo kennt ſeine Freude keine Grenzen. Nun ſucht er durch Bellen, Scharren, Zerren an den Kleidern den Fremden mit hinaus zu locken. Dort vollführt er dann eine tolle Jagd über die Straße, durch die Hecken, den Obſtgarten; er greift ein Holzſtück oder einen Stein, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn wieder auf; ſucht ſeinen Stummelſchwanz zu faſſen und dreht ſich dabei wohl hundertmal wie im Kreiſel um ſich ſelber — iſt's nach rechts genug, ſo ſucht er das aufſteigende Schwindelgefühl im Kopf durch Linksdrehen zu beſeitigen und das geſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Auf dieſe Weiſe ergeht er ſich eine, zwei Stunden lang ohne Aufhören. Kommt aber ein kleiner fremder Hund und will ſich betheiligen

am Spiel — gleich hört er auf. Es soll keiner mit sein. Er will allein Lob und Beifall ernten.

Nur zu gewissen Zeiten vollführen auch die alten Thiere fast ohne Ausnahme wieder Spiele — zur Liebeszeit. Es ist bekannt, wie Hund und Katze durch Sprünge, Sätze oder musikalische Aufführungen bestrebt sind, sich und ihre Vorzüge bei der Erwählten ihres Herzens in ein möglichst vollkommenes Licht zu setzen. Ein Blick auf den Hühnerhof zeigt uns die Liebesspiele der Tauben; die schwerfälligen plumpen Werbungen des Gänserichs und des wackelnden Enterichs, die stolzen Komplimente des liebesehnsüchtigen Hahnes, das Radschlagen des Pfaues.

Ebenso die freilebende Vogelwelt. Wenn der Schnee geschmolzen ist, und das erste Grün auf den Wiesen sprießt, regt sich in unseren Vögeln die Liebe. Von den Dächern ertönt das Schwatzen der Sperlinge, in den noch kahlen Baumkronen schleifen und wetzen die Staare, der Hausrothschwanz singt seine kurze unschöne Strophe, die Lerchen trillern — Alles Liebesstimmen. Und zu den frischen, frohen Sangeskünsten gesellen sich bald, wenn die Sonne noch höher gestiegen ist, stürmische Liebeswerbungen der Männchen, erregte Liebesspiele zwischen beiden Geschlechtern. Wie sehr bemüht sich der Herr Spatz um die Gunst der Spätzin. Wie sträubt er die Federn, wie erregt trippelt er über den Dachfirst; nun steigt er empor und zeigt seine Flugfertigkeit, jetzt ergeht er sich in sehnsüchtigen Liebesklagen!

Und so ist es bei Allen. Sogar der stille „Fischer" am Ufer des Baches, der jahraus jahrein, kühl bis an's Herz hinan, auf der knorrigen Baumwurzel hockt — zur Frühlingszeit regt sich auch in dem grämlichen Einsiedler die Liebe. Dann wird er rührig und regsam, er geht auf die Brautschau und sucht die Gefährtin für das Familienleben des Sommers. In feurigem Allegro erschallt sein

lauter durchdringender Ruf, der das Weibchen locken ſoll. Kaum hat er es erblickt, ſo wird es in pfeilſchnell dahinſchießendem Fluge verfolgt; je mehr es ſich ſträubt, je ſpröder es ſich zeigt, um ſo mehr erregt ſich das Männchen. Er ſchlägt mit den Flügeln, reckt Bruſt und Hals, trippelt mit den kurzen Füßchen auf dem dürren Baumſtumpf am Ufer und macht komiſche Verſuche, ſeine Fertigkeit ſogar im Gehen zu zeigen.

Auf der grauen, rothſchimmernden Erle ſitzt ein zweiter Liebesſänger. Ein allerliebſter kleiner Zeiſig wirbt um die Gunſt ſeines Weibchens. Laut ertönt ſein lebhaftes Schwatzen und Zwitſchern. Nun hebt er ſich empor und fliegt flatternd in der Luft umher. Das kleine Thierchen ſieht dabei unförmlich groß aus wie ein runder Federball. Es ſchlägt mit den Flügeln, breitet den Schwanz aus und fliegt in Kreiſen um den Baum her.

Aus dem Nadeldache der Föhren ertönt das ſehnſüchtige, aus tiefer Bruſt aufſteigende „Rukukukuku" eines Taubers. Nahen wir vorſichtig, ſo iſt uns auch der Einblick in dieſes Liebesleben geſtattet. Auf einem der oberen Aeſte einer Kiefer hat ſich die Taube ihr Plätzchen gewählt. Mit aufgeblaſenem Gefieder auf dem Aſte liegend, ein Bild behaglicher Ruhe, folgt ſie den Spielkünſten des Taubers. Stürmiſcher und leidenſchaftlicher erſchallen die Töne, während er ſich von Aſt zu Aſt ſchwingt; jetzt laufend, dann wieder fliegend, umkreiſt er die Taube. Nun ſtürmt er auf ſie ein, bläht den Kropf auf, hebt ſtolz den Kopf und bewegt auch ſie zum Aufſtehen und zur ſcheinbaren Flucht auf einen anderen Baum. Er folgt ihr, geberdet ſich immer leidenſchaftlicher; wieder ſteigt die Taube auf, wieder folgt er ihr in erregtem Liebesſpiele.

Ein reizendes Bild bietet auch der ſtille Waldweiher. Dort hat ein Rohrhuhnpärchen ſeine Heimſtätte auf-

geſchlagen, und da die anmuthenden, zierlichen Weſen von Seiten des Menſchen keiner Verfolgung ausgeſetzt ſind, vielmehr gehegt und gepflegt werden, ſo verrathen ſie auch gar keine Scheu und blicken zutraulich den Beſucher an. Aus dem grauen Schilf am jenſeitigen Uferrande erſchallt der laute Ruf eines Hähnchens, vom anderen Teichufer antwortet das Weibchen. Nun tritt das Hähnchen aus dem Rohre hervor. Mit den langen, grauen Zehen jedesmal einige Binſenſtengel umfaſſend, klettert es empor und hält Umſchau. Drüben kommt das Weibchen zum Vorſchein. Mit kräftigen Stößen ſeiner Füße rudert es der freien Waſſerſtelle zu, jeden Ruderſchlag mit anmuthigem Kopfnicken begleitend. Das andere lockt und ſchwimmt ihm entgegen; jetzt rudern ſie miteinander dem Ufer zu. Halb laufend über die Blätter der Waſſerpflanzen, halb ſchwimmend, bald mit den Flügeln ſchlagend nach Art der Enten, ergehen ſich die heiteren, harmloſen Thierchen in anmuthigen Spielen. Nun unterſuchen beide eifrig den jungen Graswuchs der Uferböſchung; zärtlich legt das Männchen der Gefährtin die beſten Biſſen vor, dann wieder trippelt es in hurtigem Laufe auf und ab, beſchreibt Kreiſe und Bogen hin und her; jetzt fliegt es empor und verſteckt ſich unter einen Erlenbuſch — das Weibchen ihm nach. Bald kommen ſie wieder hervor und ſo ſchwimmend, laufend, ſpielend und Nahrung ſuchend verbringen ſie die erſte Frühlingszeit, bis die Sorge um die junge Brut ſie ganz in Anſpruch nimmt.

Dieſe Beiſpiele mögen genügen. In der Zeit, wenn die Thierwelt daran denkt, einen eigenen Herd ſich zu gründen, dann erwacht wieder auf's Neue die ſonſt ſchlummernde Luſt zum Spiel. Aber dieſes Spiel iſt verſchieden von dem unſchuldigen, harmloſen Treiben der Kindheit; an Stelle des kindlichen Frohſinns iſt hier ſtürmiſche Leidenſchaft und verzehrende Eiferſucht getreten.

Das anmuthige Spiel artet nicht ſelten in erbitterte Kämpfe zwiſchen den Nebenbuhlern aus, die ſo lange dauern, bis der eine als beſiegt dem anderen das Feld räumt. Die Liebesſpiele verfolgen auch ganz andere Zwecke, als das Spiel der Jungen. Bewieſen jene ſich gewiſſermaßen als Mittel der von der Natur geübten Erziehung, ſo laſſen ſich die ſtürmiſchen Liebeswerbungen als eine Art Vorſichtsmaßregel auffaſſen, welche die Natur getroffen, um der Entartung vorzubeugen. Wenn wir nämlich den Thieren einen gewiſſen Geſchmack zutrauen dürfen, ſo ſchenkt das umworbene Weibchen ſeine Gunſt dem feurigſten Liebhaber, dem tapferſten Helden in den Kämpfen, die unterlegenen, ſchwächeren Männchen werden abgewieſen. Dadurch aber gelangen nur kräftige, ſtarke Exemplare zur Fortpflanzung.

Doch auch, wenn wir dieſen Zweck nicht in's Auge faſſen, intereſſant bleibt es immer für den Naturfreund, dem Spielen der Thierwelt zuzuſchauen. Mag es das kindlich ausgelaſſene Treiben der Jungen oder mögen es die Liebesbewerbungen der Alten ſein — ein heiteres, anziehendes Bild gewähren ſie immer.

Mannigfaltiges.

Die ſechs Söhne des deutſchen Kaiſers. — Anläßlich der Geburt des ſechsten Sohnes des deutſchen Kaiſers lenken ſich unwillkürlich die Blicke auf die Kinder des deutſchen Kaiſerpaares, über welche nur hin und wieder kleine Notizen in die Oeffentlichkeit dringen.

Die Erziehung, welche die jungen Prinzen bisher erhielten, iſt eine derartige, daß wahrſcheinlich nur ſehr wenige Eltern, ſelbſt aus dem Mittelſtande, ſich entſchließen würden, ſie nachzuahmen. Sie käme ihnen zu ſtreng und hart vor, und gewiß möchten tauſend andere Kinder nicht mit dieſen kleinen Prinzen tauſchen, welche für ihre zukünftige Stellung ſo ſorgfältig und energiſch erzogen werden, wie man dies bisher wohl ſelten in einem Fürſtenhauſe gefunden hat. Allerdings, Kaiſer Wilhelm II. hat ſelbſt eine ſolch' ſtrenge Erziehung genoſſen, er hat eine arbeitsreiche Jugend hinter ſich, in der ihm das Bewußtſein erfüllter Pflicht faſt die einzige Freude geweſen iſt. Im Elternhauſe, als Gymnaſiaſt, als Student, als Offizier hat er ſtets viel, viel mehr leiſten müſſen, als ſeine Alters- und Erziehungsgenoſſen. Ebenſo iſt auch die Kaiſerin höchſt einfach erzogen worden, zumal ihre Eltern das Leben von Landedelleuten führten, die kaum einen anderen Umgang hatten, als mit einigen Gutsnachbarn.

Aus früheren Zeiten kennt man im Publikum noch allerlei mehr oder minder wahre Geſchichten von Prinzenerziehung: von Prügelknaben, die gehalten wurden, um ſie zu ſchlagen, wenn der betreffende Prinz etwas begangen hatte, weil der Prinz ſelbſt nicht gezüchtigt werden durfte, von Verwöhnung, von ſklaviſcher Kriecherei der Lehrer und Erzieher vor den Prinzen u. ſ. w. Von all' dieſen alten, bisweilen wohl auch übertriebenen Dingen iſt bei der

Digitized by Google

Erziehung der preußischen Prinzen nichts zu merken. Sie werden hart angefaßt und selbst an Schlägen fehlt es nicht, die der Kaiser eigenhändig austheilt. Die Erzieher und Lehrer haben den strengen Befehl, Ungehorsam und Unarten sofort zu melden. Man pflegt es so zu halten, daß beim ersten Male den Kindern die Unart oder der Ungehorsam verboten wird und man ihnen gütlich auseinandersetzt, weshalb man Dieses oder Jenes nicht thun oder lassen dürfe; beim zweiten Vergehen derselben Art erfolgt eine ernste Verwarnung und Vermahnung des Lehrers oder Erziehers, der dritte Fall muß unter allen Umständen dem Kaiser gemeldet werden, und dann folgt die Strafe auf dem Fuße.

Es ist im preußischen Königshause üblich, das Prädikat königliche Hoheit den Prinzen erst vom zwölften Jahre ab zu geben, nachdem sie den schwarzen Adlerorden erhalten und als Offiziere in die Liste der Armee eingetragen sind; bis dahin werden sie mit „Sie" und „Prinz" angeredet, und die betreffende Anrede lautet kurz und bestimmt: „Prinz, arbeiten Sie jetzt! — Prinz, lassen Sie das sein!" u. s. w.

Nach dem jetzigen Plan des Unterrichts haben die beiden ältesten Prinzen, der Kronprinz und Prinz Eitel Friedrich, ungefähr anderthalb Stunden täglich Zeit zum Spielen, und auch diese Spielzeit wird mit den zunehmenden Jahren mehr und mehr beschränkt werden. Was nun das Spiel selbst anbelangt, so geschieht dasselbe, wenn es irgend geht, im Freien. Im Herbst und Frühjahr tummeln sich die kaiserlichen Kinder, wenn der Hof in Berlin ist, im Park von Bellevue, im Sommer in Potsdam im Neuen Palais. Hier sind die kleinen Prinzen am liebsten, denn hier dürfen sie in ihrer freien Zeit Gärtnerarbeit treiben. Für Jeden von ihnen ist ein besonderes kleines Beet mit Blumen und Gemüsepflanzen angelegt, welches sie ganz allein in Ordnung halten müssen. Hier graben und harken sie, hier schleppen sie Wasser heran, um nach Anweisung der Gärtner die Pflanzen zu begießen, und mit Triumph bringen sie Vater und Mutter von den selbst gezogenen Blumen kleine Bouquets oder liefern für ihren eigenen Tisch selbst gezogenes Gemüse, auf das sie ganz besonders stolz sind.

Das Spielen ist ein fröhliches Herumtummeln, bei welchem

den Kindern absolut kein Einhalt gethan wird, wenn sie nur nicht zu übermüthig werden. Die Kaiserin ist am glücklichsten, wenn sie mitten im größten Trubel und Jubel der Kinder stehen kann, und ebenso gehört zu den größten Freuden des Kaisers, sich auf eine Viertelstunde von der Arbeit freizumachen und nach dem Kinderzimmer zu kommen, wo er mit den Knaben herumtollt, sie auf sich herumreiten läßt, mit ihnen turnt und allerlei Uebermuth treibt.

Mit Spielzeug werden die Prinzen außerordentlich knapp gehalten, für gewöhnliche Begriffe fast zu knapp. Zu Weihnachten erhalten sie einiges Spielzeug, welches dann lange vorhalten muß, und wenn auch an jedem Geburtstage ein Stück Spielzeug gegeben wird, so bestehen doch die Geburtstagsgeschenke gewöhnlich aus einem Kuchen, der mit einer Anzahl von Lichtern umsteckt ist, welche die Jahre des Geburtstagskindes angeben, aus Kleidungsstücken und — Schreibmaterialien. Tausend und abermals tausend Kinder haben mehr Zeit zum Spielen, haben mehr Spielzeug, als die kaiserlichen Prinzen.

Man erzählt in dieser Beziehung eine drollige Anekdote. Der Kronprinz und Prinz Eitel Fritz waren zusammen zu einem Geburtstagsfest eingeladen, welches der kleine Sohn eines der kaiserlichen Adjutanten feierte. Als sie von dem Fest nach Hause kamen, erzählten sie ihren Geschwistern Wunderdinge. Besonders Eitel Fritz war ganz außer sich und erzählte den anderen Kindern stets von einer weißen Maus, die man aufziehen konnte und die dann auf dem Tische herumlief. Es handelte sich um eine jener Mäusefiguren mit Uhrwerk, die man in jedem Bazar für eine Mark kauft. Eitel Fritz konnte und wollte sich gar nicht beruhigen über die Maus und jammerte fortwährend, daß er nicht auch eine ähnliche besäße. Dem Kronprinzen, der ein wenig den Tyrannen bei seinen Brüdern macht, wurde des Geschreies zu viel, er griff in die Tasche und sagte: „Hier hast Du die Maus, nun sei aber endlich still!“

Er hatte sie eben „mitgehen heißen“. Die Maus rief natürlich ein jubelndes Halloh in der Kinderstube hervor, was die Erzieher herbeizog. Und das Verhängniß folgte auf dem Fuße. Der Kronprinz mußte zugestehen, die Maus unbefugter Weise eingesteckt

zu haben; er wurde verwarnt, beſtraft und die Maus ſofort durch einen Diener wieder an den rechtmäßigen Eigenthümer zurückgeſchafft.

Der Kronprinz iſt auffallend ernſt; er hat ganz das Naturell des Vaters, er iſt ſelbſtbewußter als die anderen Brüder und ſpielt ſich ihnen gegenüber, wenn er kann, gern auf. Er nennt ſie gewöhnlich herablaſſend „die Kinder", will nicht zuſammen mit ihnen ausfahren, und es gibt ſtets Umſtändlichkeiten mit ihm, wenn er einen Civilanzug anziehen ſoll. Solche Jacken und Hoſen, erklärt er, ſeien nur für „die Kinder". Er hat allerdings bereits ſeinen eigenen Hofſtaat, beſtehend aus einem Gouverneur, dem Major v. Falkenhayn vom Generalſtabe, einem Erzieher, dem Kandidaten Keßler, und mehreren Lehrern. Er hat auch ſpeziell für ſeinen Dienſt zwei Diener. Der Haushalt wird beſtritten aus dem von Friedrich Wilhelm II. begründeten Kronprinzen-Fideikommiß.

Seit dem 1. Februar 1889 haben der Kronprinz und Prinz Eitel Fritz Unterricht, der in den Elementarfächern, beſonders im Leſen und Schreiben, von einem Berliner Stadtſchullehrer Namens Fechner ertheilt wird. Herr Fechner iſt ſelbſt Erfinder einer Schreibmethode und hat in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit den beiden älteren Prinzen das Leſen und Schreiben beigebracht, während von den nächſten beiden Prinzen der Prinz Adalbert ebenfalls jetzt bereits Unterricht bei ihm genießt. Der Prinz Auguſt Wilhelm, der erſt im Jahre 1887 geboren iſt, nimmt an den Spielen ſeiner Brüder Theil, hat aber noch keinen Unterricht.

Das Tagewerk für die beiden älteſten Prinzen beginnt im Winter und Sommer um ſechs Uhr. Sie werden dann geweckt, müſſen ſofort aufſtehen und nehmen unmittelbar darauf ein Bad. Dann werden ſie angekleidet, und es wird ihnen das Frühſtück gebracht, bei welchem in den meiſten Fällen ſchon die Kaiſerin anweſend iſt. Kommt die Kaiſerin noch ſo ſpät von einer Feſtlichkeit oder von einer Reiſe nach Hauſe, ſo begibt ſie ſich doch ſofort nach dem Schlafzimmer der Kinder, um nachzuſehen, ob Alles in Ordnung iſt. Die Prinzen ſchlafen ſämmtlich in kleinen eiſernen Bettſtellen, welche nur mit Roßhaarmatratzen, Kopfpolſtern und

Digitized by Google

Decken verſehen ſind. Wird eines der Kinder krank, ſo übernimmt die Kaiſerin ſelbſt gewöhnlich die Pflege, wenn ſie irgend kann, und bleibt auch die Nacht über bei dem kranken Kinde.

Um ſieben Uhr früh beginnt der Unterricht, der bis gegen neun Uhr dauert. Von neun bis zehn Uhr wird unter dem Kommando eines Feldwebels exerziert. Dann folgt das zweite Frühſtück, welches ſehr einfach iſt und aus einem Butterbrod beſteht, zu welchem etwas Obſt gereicht wird. Dann wird wieder unterrichtet, und ſchließlich geht es nach der Reitbahn.

Die drei älteſten Prinzen haben jetzt Ponies, und der Kronprinz iſt bereits ein fertiger, ja ſogar ein kühner Reiter. Nach dem Reiten geht es gewöhnlich erſt nach dem Schloſſe zurück, wo bald darauf das Mittageſſen von allen Kindern gemeinſam eingenommen wird. Wenn die Kaiſerin anweſend iſt, wohnt ſie ſtets dieſem Mittageſſen bei, welches außerordentlich einfach und für Kinder berechnet iſt. Reizende oder alkoholiſche Getränke erhalten die Kinder nie. Es wird darauf gehalten, daß ſie recht viel Gemüſe eſſen, und außer den regelmäßigen Mahlzeiten wird ihnen nichts verabfolgt. Weiß doch jede verſtändige Mutter, wie wichtig bei Kindern das regelmäßige Eſſen iſt und welche körperlichen, ja ſogar moraliſchen Nachtheile es hat, wenn man die Kinder in dieſer Beziehung verwöhnt und ihnen zu eſſen gibt, ſo oft ſie den Wunſch äußern.

Nach dem Eſſen gibt es etwas freie Zeit zum Spielen, dann beginnt wieder der Unterricht. Darauf kommt der Exerzierlehrer nochmals, dann folgt der Spaziergang oder die Spazierfahrt und nach dieſer wieder Unterricht bis zur Abendſtunde. Wenn ſie kann, ſitzt die Kaiſerin Abends bei den Kindern und überwacht ihr Schlafengehen, welches ſehr früh erfolgt.

Ferien im gewöhnlichen Sinne haben die kleinen Prinzen überhaupt nicht. Sie werden im Sommer gewöhnlich während der heißeſten Zeit nach Thüringen oder an die See gebracht, und alle Zeitungsleſer erinnern ſich gewiß noch der allerliebſten kleinen Geſchichten, die im vorigen Sommer über den Aufenthalt der Kaiſerin mit ihren Söhnen in Saßnitz auf Rügen veröffentlicht wurden. Während dieſer Ferien aber fällt der Unterricht nicht etwa aus; derſelbe wird regelmäßig Vormittags ertheilt, und nur der Nach-

mittagsunterricht fällt fort. Ebenso wird Vormittags und Nachmittags exerziert. Ferien in dem beseligenden Sinne, wie alle anderen Kinder, d. h. eine Zeit, in der man nichts zu thun hat, als sich seinem Vergnügen zu widmen, kennen also die Prinzen nicht.

Für die jüngeren Prinzen sind Wärterinnen vorhanden, und für den jüngsten Prinzen wird eine Amme gehalten, so lange er nicht andere Nahrung zu sich nimmt. Diese Amme ist stets eine verheirathete Frau, und man geht bei der Auswahl mit größter Vorsicht zu Werke. Die Aerzte stellen nicht nur den Gesundheitszustand der Frau selbst, ihre Unbescholtenheit und die Unbescholtenheit ihrer Familie fest, sondern sie erkundigen sich auch nach dem Gesundheitszustand der Eltern und Großeltern der betreffenden Frau, und die Stellung einer prinzlichen Amme ist wohl gewinnbringend, zumal solche Frauen, wenn sie ihre Pflicht gethan haben, Zeit ihres Lebens mit dem Kaiserhause befreundet bleiben, aber doch etwas beengt. Die Amme darf nie ohne Aufsicht das Zimmer verlassen, fährt sie aus, so wird sie von einer Kammerfrau begleitet, und empfängt sie Jemanden, so ist stets Aufsicht da. Selbst ihren Mann darf sie nur in Gegenwart einer Hofdame oder einer anderen aufsichtführenden Person sprechen. Ihr Essen, Trinken, ihre Wäsche, Reinlichkeit u. s. w. wird strengstens überwacht, und die Stellung einer prinzlichen Amme ist somit keineswegs eine leichte.

Die ganze Art und Weise aber, wie die kaiserlichen Kinder erzogen und ausgebildet werden, bietet doch wohl Garantie dafür, daß sie dereinst befähigt sein werden, die Stellung, die ihnen des Schicksals Wille zugedacht hat, vollständig auszufüllen, daß sie vor Allem schätzen lernen werden den Werth der Zeit, den Werth der Arbeit, den Werth des Bewußtseins erfüllter Pflicht, den Werth der Mäßigkeit und Einfachheit. O. Kl.

Die Liebe und die Strümpfe. — William Lee war zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein ehrsamer Magister zu Calverton in der Grafschaft Nottingham in England. Ungefähr zwei Meilen von Calverton, ebenfalls in der Grafschaft Nottingham, liegt die Stadt Woodbourough, und dort wohnte ein hübsches junges Mädchen, mit welchem der Magister verlobt war und

die er ſelbſtverſtändlich oft beſuchte, ſo daß er einen großen Theil ſeiner Zeit auf der Landſtraße nach Woodbourough zubrachte, um einige Stunden bei der Geliebten ſeines Herzens ſein zu können.

Miß Mary nun pflegte vom Morgen bis zum Abend Strümpfe zu ſtricken; nichts in der Welt war im Stande, ſie auch nur einen Augenblick lang von dieſer eifrigen Beſchäftigung abzuziehen. Während alſo der verliebte Magiſter mit leidenſchaftlichen Worten die Gefühle ſeines Herzens ausdrückte, mußte er zu ſeinem Verdruſſe ſehen, wie ſeine Geliebte bald auf die Stiche an der Naht achtete, bald eine Maſche aufnahm, bald zählte, um die Ferſe einzurichten oder am Fuß zu mindern.

Beklagte er ſich, ſo bewies ihm Miß Mary die Nothwendigkeit ihrer Arbeit. Ihr Vater war ein Viehhändler und immer auf Reiſen, hatte er nicht ſtets ein halbes Dutzend guter, dicker Strümpfe von ſtarker blauer Wolle nöthig, um unterwegs auf ſeinem Pferde gegen die Kälte geſchützt zu ſein? Auch hatte Miß Mary noch zwei kleinere Brüder, die natürlich nicht barfuß laufen konnten, und dann kamen die Armen der Gemeinde, die ebenfalls ein Anrecht hatten, verſorgt zu werden.

Das war genug, um ſelbſt die Geduld eines Magiſters zu ermüden, und mehr als einmal wünſchte William Lee die Strümpfe ſammt deren Erfinder zum Kukuk.

William war in ſeiner zweifachen Eigenſchaft, als Lehrer und als Liebender beleidigt, daß er wenig oder faſt gar nicht Gehör fand, und aus ſeinem Verdruß darüber entſtand der lebhafte Wunſch, Nadeln und Strickzeug auf ewige Zeiten abzuſchaffen.

Er beſaß einige Kenntniſſe in der Mechanik und — wie die meiſten Menſchen, die in der Einſamkeit leben — eine geſchickte Hand. Nach Verlauf von ſechs Monaten langte er eines Tages mit einem Fuhrwerk vor Miß Mary's Thür an; auf dem Wagen befanden ſich einzelne Theile eines Apparates, welchen der Magiſter vor dem Fenſter, wo die fleißige Strickerin zu ſitzen pflegte, ablud.

Darauf machte er ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, daran, die einzelnen, theils hölzernen, theils eiſernen Stücke zuſammenzuſetzen, und nachdem dies geſchehen, begann er, immer ſchweigend, mit fabelhafter Geſchwindigkeit ein paar Strümpfe zu weben.

In einer halben Stunde hatte er mehr zu Stande gebracht, als Miß Mary in einem Tage hätte fertigſtellen können.

„Jetzt," ſprach er, „da ich Dir dies Mittel bringe, um ſo viel Strümpfe zu ſchaffen, wie Du nur begehrſt, wirſt Du nun geruhen, Dein Strickzeug bei Seite zu laſſen, wenn ich den weiten Weg zurückgelegt habe, Dich zu beſuchen?"

Miß Mary erröthete, ſchlug die Augen nieder und beugte ſich zu dem Magiſter herab, ſo daß dieſer ſeine Lippen auf die weiße Stirn des jungen Mädchens drücken konnte. Dann warf ſie Nadeln und Strickzeug in's Feuer.

„Ich ſchwöre, keine Nadel mehr anzurühren!" rief ſie, „ich ſchwöre, Geliebter, keine anderen Strümpfe mehr zu machen, als auf dem von Dir erfundenen Webſtuhl."

„Das wollen wir ſehen, morgen und die folgenden Tage, denn von nun an werde ich Dich täglich beſuchen."

Eine Woche hindurch kam er wirklich jeden Tag, aber allmälig zeigte er ſich zerſtreut, träumeriſch und in Gedanken verloren; er war es jetzt, der auf Mary's zärtliche Worte nicht hörte. Häufig ertappte ſie ihn, wie er ſtarren Blickes daſaß, und wenn ſie dann lauter ſprach und ihn liebevoll fragte, was ihn bedrücke, ſo ſchrak er zuſammen und ſchien aus einem Traum zu erwachen.

Der Ehrgeiz hatte allmälig den Strumpfwirkerſtuhl, den die Liebe erfunden, in ein Hinderniß dieſer ſelben Liebe verwandelt, denn Lee fragte ſich, warum er nicht von ſeiner Erfindung alle die Vortheile, den Ruhm und Reichthum ernten ſollte, die ſie ihm ohne Zweifel eintragen könnte. Eines Tages erfuhr denn auch Miß Mary, ihr Verlobter habe ſeinen Abſchied genommen und ſei plötzlich nach London gereist. Nicht einmal Lebewohl hatte er ſeiner Braut geſagt. Während das arme Mädchen ſich der Verzweiflung hingab, ſuchte Lee in London mit dem Strumpfwirkerſtuhl ſein Glück zu machen und den Lohn ſeiner Erfindung zu ernten. Aber William ſtieß dort überall auf taube Ohren.

„Was brauchen wir dieſe Maſchine?" antwortete man ihm. „Wir wollen nicht dazu beitragen, zahlloſe Familien, die vom Ertrag des Strümpfeſtrickens leben, in's Elend zu ſtürzen."

Noch ſchlimmer ward die Sache, als er ſeinen Webſtuhl aufgeſtellt hatte und die Fabrikate verkaufte. Er war der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes und einſtimmiger Verwünſchungen. Eines Nachts machte ſich der Unwille Luft. Eine Anzahl von Strickerinnen und deren Männer erſtürmte ſein Haus, zerſtörte die Webſtühle und verbrannte ſie unter den Fenſtern des Erfinders. Ohne Zweifel würden ſie ihn ſelbſt getödtet haben, hätte er nicht ſchleunigſt die Flucht ergriffen.

Lee wandte ſich nach Frankreich und erlangte Zutritt beim Miniſter Sully. Dieſer ſcharfſinnige Mann erkannte ſofort die Vortheile, welche ſich aus der Erfindung ziehen ließen, und beauftragte Lee, eine Anzahl von Strumpfwirkerſtühlen zu verfertigen; ſie wurden in dem Arſenal, woſelbſt dieſer Miniſter Heinrich's IV. wohnte, aufgeſtellt.

Drei Monate ſpäter überreichte Sully der Königin Maria von Medici zum Neujahrsgeſchenk ein Dutzend Paar gewebter Strümpfe.

Man denke ſich das Entzücken der ſchönen und koketten Fürſtin, die bis dahin nur geſtrickte Strümpfe von Schafwolle gehabt hatte. Lee glaubte ſchon ſein Glück gemacht, als kurze Zeit darauf Heinrich IV. durch Ravaillac's Mörderhand ſtarb. Sully's Macht hatte dadurch ein Ende, die Königin war mit den Sorgen der Regentſchaft überhäuft, und Lee, verlaſſen, vergeſſen, dem Elend preisgegeben, ſtarb vor Kummer 1610.

Im Jahre 1656 ſtellte Jean Hinders, deſſen Vater Lehrling bei Lee geweſen war, abermals Strumpfwirkerſtühle in Frankreich auf. Auch England, welches ſich gegen den Erfinder ſelbſt ſo hart und theilnahmlos erwieſen, machte ſein Unrecht wieder gut, und zwar gegen einen Bruder Lee's, und die Königin Eliſabeth trug nicht nur ſelbſt gewebte Strümpfe, ſondern ſie ſandte ſolche auch als werthvolle Geſchenke an andere Fürſtlichkeiten.

Einer der Lehrlinge von Lee's Bruder, der ſich ein großes Vermögen erworben hatte, ward als Lord Hudſon unter die engliſchen Großen aufgenommen. Er war es, der die Träume des Erfinders verwirklichte. —dn—

Woher der Name „Schweinfurt“ kommt. — Der Dichterfürſt Rückert, welcher von ſeiner Heimathſtadt Schweinfurt im

Jahre 1865 zum Ehrenbürger ernannt worden, hat die vielen Gerüchte, daß er trotz seiner Herrschaft über die Sprache, doch keinen Reim auf seine Vaterstadt finden werde, schon längst vorher und trefflich in seinen 1829 verfaßten „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohnes" widerlegt. Hier erzählt er die Sage, daß die Stadt eigentlich ihren Namen von einem Lamme erhalten sollte, der Bildhauer aber machte die Sache so ungeschickt, daß dieses Lamm eher einem Schweine ähnlich sah. Daher blieb der Name an der Vaterstadt des berühmten Dichters haften, der seine Verstimmung darüber in folgenden Versen ausspricht:

„Ueber deiner Rathhaus-Einfurt
Steht gehau'n in Stein
Das Geschöpf, von dem du Schweinfurt
Sollst benamset sein.

Kann man eine Stadt erbauen,
Um den Namen dann
Ihr zu geben, den mit Grauen
Man nur singen kann?

Hättest Mainfurt, hättest Weinfurt,
Weil du führest Wein,
Heißen können; aber Schweinfurt,
Schweinfurt sollt' es sein!

Doch die Schuld nicht des Erbauers
Brachte dir die Schand';
Ach, nur eines Steinbildhauers
Ungeschickte Hand." —dn—

Eine merkwürdige Insel. — Der Ilsingsee, in der Nähe des Gutes Festen in Livland, bietet eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen dar. Es erscheint nämlich auf diesem See zur Zeit der größten Sommerwärme eine Insel, welche im Herbst wieder gänzlich verschwindet. Diese Insel, welche bereits Dr. Fischer im Jahre 1780 beobachtet hat, ist bis jetzt noch nicht auf eine genügende Weise untersucht und beschrieben worden. In neuerer Zeit hat jedoch Major v. Waugenheim von Qualen, Mitglied

der naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft zu Riga, einiges Nähere über dieſe Erſcheinung mitgetheilt.

Die Inſel des Ilſingſee's unterſcheidet ſich durch verſchiedene Eigenthümlichkeiten von allen andern ſchwimmenden Inſeln. Sie erſcheint z. B. immer auf derſelben Stelle und zwar da, wo der See am tiefſten iſt, und taucht unter, ſobald der erſte Froſt eintritt. Gewöhnlich zeigt ſich die Inſel auf der Oberfläche des See's um die Mitte Auguſt, und verſchwindet beim erſten Froſt ohne weitere vorhergehenden Anzeigen. Nur ſelten geſchieht es, daß ſie gar nicht an die Oberfläche des Waſſers emporſteigt, was zuletzt in dem kalten und regneriſchen Sommer des Jahres 1849 der Fall war. In heißen Sommern kommt ſie dagegen ſchon in der zweiten Hälfte des Juli zum Vorſchein. Einmal wurde ſie bei plötzlich eingetretener Kälte vom Eiſe überraſcht und am Untertauchen verhindert; als aber im Frühjahr das Thauwetter eintrat, verſchwand ſie ſogleich. Der Ueberlieferung nach hat ſich ihre Geſtalt niemals geändert. Der Unterboden der Inſel beſteht aus einer moraſtigen aber ſo feſten Erde, daß man nur mit Anſtrengung einen Pfahl hineintreiben kann. Die Grundlage dieſes Bodens bilden wahrſcheinlich vegetabiliſche Stoffe. Auf der Inſel ſelbſt findet man viel Schilfrohr. Eine ihrer Spitzen, die man näher unterſucht hat, beſteht aus einer ſehr feſten Sandſchicht, die ſchroff in den See hinabſteigt. Die Inſel iſt etwa hundert Schritte vom Ufer entfernt. Die heftigſten Winde vermögen nicht, ſie von ihrer Stelle zu bewegen. Ihr Verſchwinden im Herbſte iſt ſpurlos; die Fiſcher werfen alsdann da, wo die Inſel war, ihre Netze aus und haben nie etwas von Bruchſtücken derſelben bemerkt.

Die Urſachen dieſes ſonderbaren Phänomens ſind noch unaufgeklärt. Mit einem Anſcheine von Gewißheit läßt ſich nur annehmen, daß hier ſehr flüchtige Gaſe thätig ſind, wie ſchwefelſaures Waſſerſtoffgas und Sauerſtoff, welche ſich im Sommer aus den organiſchen Stoffen, die den Boden der Inſel bilden, entwickeln und das ſpezifiſche Gewicht derſelben im Verhältniß zum Waſſer vermindern, wodurch das Emporſteigen des Eilandes an die Oberfläche des See's bewirkt wird. C. T.

Romantiſche Sittenbilder aus der „guten alten Zeit." — Wenn uns von dem ſteifen Höflichkeitsbrauch und Feſtgebahren

an den Fürſtenhöfen vergangener Tage berichtet wird, und der umſtändlich geſellſchaftliche Verkehr der verſchiedenen Rangklaſſen dabei Erwähnung oder farbenreich intereſſante Schilderung findet, erfahren wir kaum, wie urwüchſig es in Wirklichkeit dort zuging, wo zumeiſt doch recht bedächtige Sorgfalt in Beachtung der ſtandesgemäßen oder amtlich erlangten Vorrechte herrſchte.

Man wechſelte viel Redensarten und Höflichkeitsbezeugungen bei Feſtgelagen und Feierlichkeiten im gegenſeitigen Verkehre, das iſt wahr; mit Dreinſchlagen, mit Niederſtechen oder Todtſchießen war man aber ebenſo ſchnell zur Hand. Namentlich die ſonſt ſo höflichen und ſtreng auf feine Sitte haltenden Geſandtſchaften zeichneten ſich mehrfach in dieſer Richtung aus. Beſonders das Perſonal ſpaniſcher Geſandtſchaften ſcheint ſich mit blutigen Auftritten in verſchiedenen Ländern bemerkbar gemacht zu haben. Vorfälle größerer Art werden uns von Preßburg aus dem Jahre 1655 und von London aus dem Jahre 1661 mit den verſchiedenen bezeichnenden Einzelheiten berichtet. Der Londoner ſpaniſch-franzöſiſche Geſandtſchaftskrawall vor allem Volke auf offener Straße, ſowie bei feierlicher Gelegenheit iſt charakteriſtiſch für das Zeitalter, da die Betheiligten ſich auf eine gegenſeitig großartige Prügelei ſorgfältig vorbereitet hatten, und das Ganze mit möglichſtem Effekte in Scene geſetzt wurde.

Am 30. September (10. Oktober) 1661 ſollte vom Tower zu London nach dem Weſtminſter-Palaſte die feierliche Auffahrt des neuen ſchwediſchen Geſandten Grafen Brahe unter Anſchluß der anderen beim engliſchen Hofe beglaubigten Geſandtſchaften ſtattfinden. Der Feſtordnung gemäß wurde dabei vom König Karl II. von England eine Hof- und Staatskaroſſe dem ſchwediſchen Vertreter zur Verfügung geſtellt, und daß um den nächſten Platz hinter demſelben in der Zugsfolge eine ſtarke Rauferei zwiſchen ſpaniſchem und franzöſiſchem Geſandtſchaftsperſonal entbrennen würde, war mit Gewißheit vorauszuſehen.

König Karl II. ſah ſich demgemäß veranlaßt, ſeinen Offizieren ſtrengſte Weiſung zu geben, bei zu erwartender oder eintretender Prügelei der Spanier und Franzoſen für keine der beiden Parteien einzutreten, ſondern ſtreng dafür zu ſorgen, daß kein Heimiſcher ſich einmiſche und überhaupt die Straßenbevölkerung von der Be-

theiligung abgehalten werde, sobald die vornehmen Herren und Angestellten der beiden Gesandtschaften übereinander herfallen und darauf losschlagen würden.

Der Herzog von York sandte seine berittene Leibgarde und drei Kompagnien seines Fußvolkes, um ärgster Ausschreitung abzuwehren und die Londoner Zuschauer fortzutreiben, sobald der wüste Streit entbrennen würde um den Vorrang in der Zugsfolge; dennoch erwiesen sich diese Vorkehrungen als ungenügend, sowie die stolzen Spanier und die anmaßenden Franzosen aneinander geriethen.

Kaum hatte der schwedische Gesandte Graf Brahe in der ihm zur Verfügung gestellten englischen Königskarosse Platz genommen, und die Abfahrt begonnen, so kam es auch schon zum Kampf zwischen Spaniern und Franzosen, die einander den nächsten Platz hinter der Hauptkarosse in erbittertster Weise streitig machten. Die Franzosen waren zwar an Zahl bedeutend ihren Gegnern überlegen, aber gegen die langen und guten Klingen der spanischen Degen kamen sie nicht auf. Drei Pferde der französischen Gesandtschaftskutsche waren bald über den Haufen gestochen, und die Seile, sowie Riemen und Gurten der Bespannung ebenso hurtig von den flinken Spaniern durchhauen worden.

Diese hatten übrigens gegen ähnliche Gewaltstreiche der Franzosen sich insofern vorgesehen, als sie das Hängewerk und Bespannungszeug ihrer Gesandtschaftskarosse zumeist durch Anbringung von Ketten verstärkt und gesichert hatten. Unter wüstem Hallohgeschrei stach und hieb man aufeinander los; viele Todte und Verwundete bedeckten das Pflaster, ehe endlich die Spanier den Vorrang sich zu sichern vermochten. —

Sechs Jahre zuvor, im Jahre 1655, gab es in der ungarischen Krönungsstadt Preßburg mörderische Tumulte, bei denen gleichfalls das Personal einer spanischen Gesandtschaft mit die Hauptrolle spielte. Dort hatte im Frühling erwähnten Jahres der deutsche Kaiser Ferdinand III. die ungarischen Stände zu einem wichtigen Landtage einberufen, und sich dann mit glänzendem Gefolge, sowie umgeben von seinen Ministern und den an seinem Hofe weilenden Vertretern fremder Staaten, nach Preßburg begeben. Seine fürstliche Gnaden der Herzog von Amalfi, als Heer-

führer bekannter unter dem Namen Octavio Piccolomini, nahm in der Begleitung des Kaisers einen hervorragenden Rang ein, der spanische Gesandte verkehrte viel mit ihm und nahm sich daher etwas mehr heraus, als ihm zukam. „Wie der Herr, so die Diener," konnte man hier mit Fug und Recht sagen. Die gutmüthigen, geduldigen Ungarn dieser Zeit mußten da Vieles von den stolzen, hitzköpfigen Spaniern erdulden. War es ein Wunder zu nennen, daß endlich auch die ungarische Gutmüthigkeit zu Ende ging, und den Spaniern hier schließlich der Uebermuthskitzel derartig ausgetrieben wurde, daß sie sich nicht mehr in ihren Uniformen oder Livreen vereinzelt aus den angewiesenen Behausungen hinauswagten?

Die betreffenden Zusammenstöße begannen damit, daß ein Angestellter des spanischen Gesandten zu Preßburg ein Liebesverhältniß mit einer Tochter des Landes anknüpfte. Von spähenden Ungarn überrascht, wurde er seiner prächtigen Livree entkleidet und heimgeschickt, während seine Widersacher dann die erbeutete Amts- oder Dienstkleidung verkauften und den Erlös bei frohem Gelage vertranken.

Dieser Vorgang erschien dem spanischen Gesandten als eine schwere Beleidigung der gesammten spanischen Nationalität, daher er seinen Leuten anbefahl, den zugefügten Schimpf nach Möglichkeit und baldigst zu rächen. Dergleichen ließen sich diese rauflustigen Söhne des Südens nicht zweimal sagen.

Schon am Freitag den 27. April 1655 gab es auf dem Hauptplatze Preßburgs einen „kleinen Wortwechsel" zwischen Spaniern und Einheimischen, der schnell zum Ziehen der Degen und gegenseitigem Zusammenstoße führte. Zwei Ungarn und ein Spanier blieben todt auf dem Platze, Andere gingen mit schweren Verwundungen davon, und der stattgefundene Vorgang sollte leider nur die Einleitung zu weiterem Blutvergießen bilden. Zwei Tage nach diesem „kleinen Vorfall", am Sonntag den 29. April, sollte die Fortsetzung folgen. Gegen Abend des genannten Tages machte nämlich der spanische Gesandte mit begleitendem Aufzug seines ganzen Personals dem Herzog von Amalfi einen feierlichen Besuch.

Keck und herausfordernd durchschritten bei dieser Gelegenheit die Spanier die Gassen Preßburgs, sammelten sich dann bei vor-

gerückter Abendzeit vor dem Palaste des Palatins und lärmten hier vor dem Eingange zur Behausung des höchsten ungarischen Würdenträgers in unbändigster Weise. Als die dort wachthabenden Angestellten des Palatins die Spanier pflichtgemäß wegweisen wollten, zogen diese nach althergebrachter Gewohnheit ihre langen Raufdegen und stachen gleich im Beginn des Kampfes einen ungarischen Fähnrich und einen Husaren nieder.

Jetzt war's den Ungarn denn doch zu bunt geworden. Im höchsten Grade ergrimmt rotteten sie sich zusammen und drangen auf die Spanier ein, die sich verzweifelt wehrten, noch manchen Ungarn niederstießen, aber schließlich doch die Flucht ergriffen, soweit dies überhaupt noch möglich war. Der Ansturm der Preßburger gegen die Kutschen der spanischen Gesandtschaft vor dem Palaste des Herzogs von Amalfi endete damit, daß die spanischen Kutscher übel zugerichtet davonlaufen mußten, und nun die kostbaren Karossen der Zerstörung preisgegeben waren. Bald lagen diese zertrümmert und zerstückt am Boden, während in allen Gassen Preßburgs eine förmliche Hetzjagd auf die flüchtenden Spanier stattfand. Wer nach der Meinung der furchtbar erbitterten Einwohner einem Spanier glich und sich nicht schleunigst durch verständliche Gegenrede ausweisen und retten konnte, wurde niedergehauen.

Einige Deutsche, darunter drei Handwerksburschen, fielen diesen Mißverständnissen schon in der ersten Stunde zum Opfer; neunzehn andere, auch unbetheiligt gewesene Personen, wurden entsetzlich zugerichtet. Auch in den Palast des Herzogs von Amalfi stürmten säbelschwingende Ungarn hinein, um dort an etwa anzutreffenden spanischen Bediensteten oder Edelleuten ihre Erbitterung zu kühlen. Ein Page des Herzogs wurde bei dieser Gelegenheit in einem Vorraume schwer durch einen Schuß in die Achsel verwundet.

Da endlich für die Rückkehr des spanischen Gesandten in seine Behausung gesorgt werden mußte, wurde Graf v. Buchheim mit sechzig Kürassieren zunächst nach dem Palaste Piccolomini's gerufen, um den Heimweg des spanischen Gesandten zu decken. Diese kaiserlichen Kürassiere, unter der Benennung: „deutsche Reiter" berühmt, waren die gefürchtetste Truppengattung damaliger

Zeit, da sie mit ihren Handfeuerwaffen gewöhnlich im Anfang die Reihen ihrer Gegner lichteten und dann erst mit wuchtigen Schwerthieben das Einhauen begannen. Diese Küraſſiere geleiteten den Vertreter Spaniens und seine vornehmsten Begleiter heim, konnten aber nicht verhindern, daß dieselben allerlei Hohn- und Schimpfreden der herbeieilenden Ungarn vernehmen mußten; ruhigere Verhältnisse stellten sich in Preßburg erst wieder ein, als ein deutsches Regiment in die Stadt einmarschirte und den gegnerischen Parteien klar gemacht worden, daß jede weitere Ausschreitung strengste Ahndung finden würde. —

Die Stadt Brieg in Schlesien war im Monat November des Jahres 1643 der Schauplatz eines Schießduells zweier berittener Standespersonen, die am hellen Tage auf dortigem Hauptplatze einen Kampf ausfochten. Am 4. November 1643 hatte der kaiserliche General Graf Gallas sowohl einen Grafen v. Thun als auch einen Oberst Gabo zum Frühstück geladen. Unnütze Neckereien und wüste Scherzreden führten zwischen diesen beiden Gästen zu einem Zerwürfniß, bei Beendigung der Tafel näherte sich Graf Thun dem Grafen Gabo und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf der Oberst beistimmend nickte. Eiligst verließen Beide die Wohnung des Generals, begaben sich in ihre Behausungen und ritten dann von dort, vollständig gerüstet, sowie mit geladenen Pistolen versehen, auf den Ringplatz des Städtchens.

Bei dem ersten Gegeneinanderreiten versagte dem Grafen Thun die Pistole, wodurch sich der Oberst Gabo nicht abhalten ließ, seinen Gegner in den Schenkel zu schießen; beim Umwenden und zweiten Zusammenstoße glaubte Graf Thun jetzt seinen Gegner, den Obersten, niederstrecken zu können, allein dieser schoß ihn nun durch den Kopf, und der Graf sank entseelt vom Pferde herab.

Oberst Gabo wandte sein Roß schleunigst zur Flucht, fand das nächste Stadtthor jedoch schon gesperrt und mit Häschern besetzt. Beim entgegengesetzten Thore angelangt, konnte er gerade noch hindurchsprengen und das Freie gewinnen. Nun wäre er vorläufig gerettet gewesen, allein beim Zurückblicken gewahrte er, daß sein treuer Diener ihm mit gesammter Baarschaft nachfolgen wollte, und unter dem Thore von wachthabenden Soldaten festgehalten wurde. Das Schwert ziehend und zum Stadteingange

zurücksprengend, glaubte der Oberst seinen Diener heraushauen zu können aus dem ihn umringenden Knäuel Bewaffneter. Ein anwesender Feldwebel kommandirte jedoch: „Feuer!" und von zwei Musketenschüssen tödtlich getroffen, sank nun auch Oberst Gabo sterbend vom Pferde herab.

Dergleichen bildete im Zeitalter des großen Krieges, dem die Ermordung Wallenstein's und seiner Genossen auch ein eigenartiges Gepräge verleiht, nichts allzu Seltenes. Rohheit und Ritterlichkeit wurden da mehr denn je verwechselt, und den Zweikämpfen oder ähnlichen Gewaltstreichen lag zumeist die Absicht einer schnöden Blutrache zu Grunde. Karl Stichler.

Enthüllte Geheimnisse aus dem Gebiete der Bühnenmagie. — Unter den vielen Unterhaltungen, welche heutzutage in Gesellschaften einen hervorragenden Platz einnehmen, haben diejenigen, welche in den Bereich der sogenannten Zauberkunst einschlagen, sich eine hervorragende Stellung gesichert, und es gibt wohl wenige Gesellschaften, in denen nicht ein oder sogar einige Dilettanten auf diesem ebenso interessanten als unterhaltenden Felde zu finden wären.

Da diese meist ausschließlich in Privatgesellschaften ihren Wirkungskreis finden, so hat man ihre Kunststücke als Salonmagie bezeichnet im Gegensatze zu der Bühnenmagie, die, wie schon ihr Name andeutet, von berufsmäßigen Zauberkünstlern auf öffentlichen Theatern ausgeübt zu werden pflegt. Die dort vorgeführten Kunststücke sind meist so überraschender Art, daß der Zuschauer sich den Zusammenhang nicht erklären kann, und wenn man noch bedenkt, daß man an einem Abend gewöhnlich wenigstens ein Dutzend Kunststücke zu sehen bekommt, welche in ziemlicher Geschwindigkeit aufeinander folgen, so ist es begreiflich, daß der Eindruck des einen durch die Aufmerksamkeit, welches man dem folgenden zollt, sich sehr rasch verwischt. Man kommt also infolge dessen nicht so leicht dem Hexenmeister hinter die Schliche, und gerade hierdurch ist jener geheimnißvolle Nimbus, welcher eine solche Vorstellung umgibt, gesichert.

Neuerdings machte eine Nummer des französischen Magiers Bouatier de Kolta großes Aufsehen gerade durch die Einfachheit, mit der sie ausgeführt wurde. Bouatier ließ zwei mittelgroße

gewöhnliche Waſſerflaſchen und ein blauſeidenes Taſchentuch zum Unterſuchen im Publikum herumgehen. Auf die Bühne zurückgekehrt, ſtellte er die eine Flaſche auf einen Stuhl und bedeckte ſie mit einem geliehenen Taſchentuche. In die zweite Flaſche ſteckte er jenes blauſeidene Tuch gänzlich hinein, und indem er dieſe Flaſche nur mit den Fingerſpitzen ganz oben am Halſe feſthielt, ſchwenkte er ſie in einem Halbkreiſe durch die Luft, worauf er ſofort ein Licht hinter die Flaſche hielt, wodurch auch ganz entfernt ſitzende Perſonen ſich überzeugen konnten, daß dieſelbe leer und das blaue Tuch daraus verſchwunden war. Letzteres fand ſich in der erſten, auf dem Stuhle ſtehenden Flaſche wieder vor, nachdem das darüber gebreitete Taſchentuch entfernt worden war. Man muß zugeben, daß das Kunſtſtück ganz beſonders eigenartig iſt, weil man hier mit durchſichtigen hellen Flaſchen zu thun hat. Und dennoch iſt ſeine Löſung ſehr einfach. Beim Zurücktragen der unterſuchten Gegenſtände auf die Bühne hatte Bouatier aus einer kleinen Taſche ſeines Frackes genau ein ſolches blaues Tuch hervorgeholt, wie das zuerſt vorgezeigte; nur war dies zweite ganz klein, bis auf die Größe einer Nuß, zuſammengepreßt, was bei Seide ſehr leicht zu erzielen iſt. In dieſem Zuſtande hatte er das Tuch ſo weit in den Hals der Flaſche (Nro. 1) gepreßt, daß es durch die den Hals umklammernden Finger der linken Hand den Augen der Zuſchauer entzogen war. Indem nun Bouatier die Flaſche mit einem geliehenen Taſchentuche bedeckte, benutzte er dieſen Moment, um das blaue Tuch durch eine geſchickte Bewegung ſeines Zeigefingers in die Flaſche hinabzuſtoßen, wo es ſpäter beim Abheben der Bedeckung gefunden werden mußte. Nun wurde das vorgezeigte blauſeidene Tuch offen vor Aller Augen in die zweite Flaſche geſteckt, wobei Bouatier aber nicht vergaß, eine Art von Angel in der Mitte des Tuches einzuhaken, deren ſchwarzſeidene Schnur durch den Aermel ging und hier oben an einer dicken Schnur befeſtigt war, welch' letztere ganz unverfänglich gleich dem Bande eines Zwickers auf der Weſte ruhte. Schwenkte der Taſchenſpieler nun die Flaſche, ſo zog er mit der anderen Hand durch einen kurzen Ruck das Band an, und damit rutſchte das Tuch blitzſchnell in den Aermel, worauf die Flaſche leer erſchien und das Ganze das Anſehen hatte, als ob das Tuch

frei durch die Luft von einer Flasche in die andere geflogen wäre.

Bonatier de Kolta war übrigens auch der Erste, der folgendes Kunststück, betitelt: „Die gehorsame Karte oder eine seltene Havanna" seinem erstaunten Publikum vorführte. Nachdem aus einem Spiel eine Karte gezogen worden, bat der Künstler den Betreffenden, dieselbe völlig in kleine Stückchen zerreißen zu wollen, letztere jedoch aufzubewahren. Während dieser Zeit ersuchte er darum, es möge ihm einer der Anwesenden mit einer Cigarre aushelfen, worauf er aus der ihm von irgend einem Herrn gereichten Cigarrentasche eine Cigarre entnahm, die er einem anderen Zuschauer mit der Bitte überreichte, sie anzünden zu wollen. Nachdem dies geschehen, erbat sich Bonatier die Stückchen der auf sein Geheiß zerrissenen Karte aus, die er in ein Blatt Papier einwickelte. Nur ein Stückchen griff er auf's Gerathewohl heraus und händigte es einer Dame zur vorläufigen Aufbewahrung ein. Nun wendete er sich zu dem rauchenden Herrn, diesen bittend, die brennende Cigarre recht langsam durchzubrechen, und als dies geschehen, fand sich im Inneren derselben die vorher gezogene Karte zusammengerollt, aber unversehrt wieder. Nur eine Ecke fehlte, und diese wurde genau durch jenes Stückchen ersetzt, welches die Dame in Verwahrung hatte.

Die Ausführung dieses vortrefflichen Kunststückes wird dadurch ermöglicht, daß der Taschenspieler zunächst die Karte, deren er zu seinem Kunststück bedarf, gezwungen ziehen läßt oder sie „forcirt", d. h. es hängt von seinem Willen und seiner Gewandtheit ab, daß gerade diese Karte, die in unserem Falle Piquekönig sei, gezogen wird. Nun besitzt der Künstler eine Cigarre, in welcher sich im Innern ein Piquekönig eingerollt befindet, an welchem eine Ecke abgerissen ist. Letztere nimmt er zwischen seine Finger, und nachdem die vom Publikum gezogene Karte zerrissen und auf einem Stückchen Papier gesammelt ist, greift der Künstler in die Fetzen scheinbar blind hinein und stellt sich, als ob er auf's Gerathewohl ein Stückchen der zerrissenen Karte herausgriffe; in Wirklichkeit aber schiebt er die in Bereitschaft gehaltene Ecke unter, und nachdem auch die oben erwähnte vorbereitete Cigarre mit der vom Publikum erhaltenen vertauscht worden, ist weiter nichts

nöthig, als die in das Papier eingewickelten Kartenſtückchen geſchickt verſchwinden zu laſſen. Wird die Cigarre nun zerbrochen, ſo findet ſich Piquekönig, an den die fehlende, in Händen jener Dame befindliche Ecke wie angegoſſen paßt.

Das Kunſtſtück „Der myſteriöſe Reiſekoffer" gibt gewöhnlich viel Anlaß zur Heiterkeit. Der Taſchenſpieler erklärt, verreiſen zu müſſen, er wolle nur noch ſeinen Koffer packen. Er bittet einen Knaben aus dem Publikum, ihm behilflich zu ſein und den Koffer, der auf einem Stuhle ſteht, mitten auf die Bühne zu ſtellen. Darauf wird der Koffer aufgeſchloſſen, und nun einige leichte Gegenſtände, etwa ein paar Zeitungen, ein Shawl, Cigarren u. ſ. w., darin untergebracht. Nachdem der Koffer wieder verſchloſſen und von dem Taſchenſpieler mit dem kleinen Finger hoch und nieder gehoben worden iſt, erhält der Knabe den Auftrag, denſelben gegen einen Thaler Vergütung in das dem Theater gegenüber liegende Reſtaurant zu befördern. Willig tritt der Dienſtfertige näher, und den Koffer mit einer Hand ergreifend, bleibt er wie gebannt ſtehen. Das Ungethüm iſt nicht von der Stelle zu bringen. Entſchloſſen packt der Junge mit zwei Händen zu — der Koffer rührt ſich nicht. Unter dem größten Gelächter des Publikums bittet der Knabe um Hilfe, auf einen Wink erſcheinen drei bis vier andere Bürſchchen, die nun mit vereinten Kräften den Koffer fortbewegen wollen. Vergebens, der Koffer bleibt ſtehen. Kirſchroth vor Anſtrengung geben ſie endlich ihre Verſuche auf, bis der Zauberer lächelnd um Entſchuldigung bittet, da er nicht daran gedacht habe, daß in dem Koffer einige Cigarren ſich befänden, und die Sorte, die er zu rauchen pflege, ſei eben ſehr „ſchwer". Er entfernte unter dieſen Worten in der That die Cigarren aus dem Koffer, und jetzt kann wirklich der Knabe dieſes Reiſemöbel bequem mit dem kleinen Finger heben.

Das beſchriebene Kunſtſtück erzielt jedesmal ſtürmiſche Heiterkeit beim Publikum, welches freilich keine Kenntniß davon hat, daß der untere Theil des Koffers eine Eiſenplatte enthält, die genau dieſelbe Farbe hat, wie der übrige Theil von Segeltuch. Unter dem Teppich der Bühne aber befinden ſich die beiden Pole eines rieſigen Hufeiſenmagneten, welcher nur wirkt, wenn der elektriſche Strom, der von einem verborgenen Gehilfen geleitet

wird, ihn umkreist. Sofort tritt die magnetische Wirkung ein, und der Koffer wird mit enormer Kraft so lange am Boden gefesselt gehalten, bis der elektrische Strom vom Gehilfen abgestellt wird.

Von Bouatier de Kolte stammt übrigens noch folgendes sehr hübsche Kunststück. Ehe dasselbe beschrieben wird, ist es nöthig, eine Hilfsvorrichtung zu erläutern, die für den ausübenden Taschenspieler unentbehrlich ist. Es ist dies die sogenannte „Servante", und zwar besteht dieselbe in ihrer einfachsten Form aus einem gepolsterten Brett, welches etwa 60 bis 80 Centimeter lang und 20 Centimeter breit ist. Dasselbe ist so hinter dem Tische befestigt, daß es etwa die Stelle einer halbaufgezogenen Schublade einnimmt. Die Servante hat den Zweck, Gegenstände, welche verschwinden sollen, schnell aufzunehmen, sowie Gegenstände, die erscheinen sollen, schnell zur Hand zu haben. Die folgende Nummer beweist am besten die praktische Wichtigkeit der Servante.

Bouatier bringt eine lebende Taube und bittet um einen Fingerring, den er derselben mit einem rothseidenen Bande um den Hals hängt. Er wickelt die Taube in ein Stück Zeitungspapier und holt nun eine Flasche, aus der er einen Knaben, der sich auf Wunsch des Taschenspielers zur Mithilfe bei dem Kunststücke meldet, zunächst ein Glas Wein eingießt. Dem Knaben wird darauf die Aufgabe zu theil, die eingewickelte Taube zu halten, indessen der Taschenspieler gegen die auf einem Seitentische stehende Flasche einen Pistolenschuß abfeuert. Dieselbe wird vor den Augen des Publikums zerschlagen und aus den Trümmern kommt die Taube zum Vorschein, die nebst einem kleinen hübschen Blumenstrauße den soeben entliehenen Ring am Halse trägt, der von seiner Eigenthümerin persönlich vom Halse der Taube abgelöst werden kann. Das vom Knaben gehaltene Packet wird geöffnet und enthält statt der darin eingewickelten Taube eine niedliche Puppe.

Zur Erklärung dieser Ueberraschung sei bemerkt, daß der Taschenspieler gleich zu Anfang den entliehenen Ring mit einem ähnlichen vertauschte, den er der Taube anhängt, ehe er sie dem Knaben zum Halten übergibt. Während er die Flasche holt, bringt er den richtigen Ring seinem Gehilfen hinter den Kulissen, der

denſelben an einem ſeidenen Band nebſt Sträußchen befeſtigt, das Ganze einer zweiten Taube umhängt und letztere in die bereitgehaltene Flaſche ſchiebt. Zu dieſem Zwecke beſitzt der Taſchenſpieler eine Anzahl Champagnerflaſchen, die ſämmtlich ohne Boden ſind. Dieſelben werden vor der Vorſtellung hergerichtet, indem man eine ſolche Flaſche umgekehrt aufſtellt und durch die runde Bodenöffnung ein Stück Blech von der Größe eines Zweimarkſtückes hineinwirft. Daſſelbe wird ungefähr 12 Centimeter von der Halsöffnung liegen bleiben. Nun gießt man einen Löffel heißen Peches hinterher, wodurch das Blechſtück luft- und waſſerdicht den Hals vom Bauche der Flaſche abtrennt. Nach dem Erkalten kann man den Hals mit Wein füllen und trotzdem jeden Augenblick die Taube mit dem Ring in die Flaſche von unten einführen. Die erſte auf der Bühne vorgezeigte Taube (mit dem falſchen Ringe) verſchwindet während des Einwickelns, indem der Taſchenſpieler geſchickt die in ein Papier eingewickelte Taube gegen das auf der Servante liegende Packet mit der Puppe vertauſcht, juſt in dem Moment, wo er ein großes Zeitungsblatt in die Höhe hebt, ſcheinbar um das Ganze recht feſt zu verpacken.

Wie man ſieht, ſpielt bei dieſem Manöver die Servante eine bedeutende Rolle; nicht minder wichtig iſt ſie bei dem vielfach ausgeführten und immer wieder gern geſehenen Stückchen: „Der unerſchöpfliche Hut.“ Nachdem der Taſchenſpieler mit einem entliehenen Hut eine Reihe kleinerer Kunſtſtücke ausgeführt hat, tritt er hinter den auf der Bühne ſtehenden Mitteltiſch, und indem er mit der Hutkrempe leicht auf den Tiſch ſchlägt, wobei die Hutöffnung nach unten gekehrt iſt, pflegt er zu bemerken: „So, nun iſt der Hut wieder ganz leer und ich darf ihn wohl mit dem beſten Danke zurückerſtatten.“ Während dieſer harmlos geſprochenen Worte iſt aber ſeine ſcheinbar unthätig herabhängende Rechte nicht unbeſchäftigt geblieben, im Gegentheil, ſie hat bei der leichten Verbeugung, mit welcher der Taſchenſpieler ſeine Worte an das Publikum richtete, Gelegenheit gehabt, ſich der Servante zu nähern und von derſelben ein ganzes Packetchen eng zuſammengedrückter kleiner Sträußchen fortzunehmen. Dies Packetchen iſt vorher bezüglich ſeiner Größe ſo ausprobirt worden, daß es bequem in eine Hutöffnung hineinpaßt; außerdem iſt es auch noch

mit einem Streifen Gaze oder Flor umwunden, wodurch die Sträußchen noch beſſer zuſammenhalten. Während der Künſtler hinter dem Tiſche hervortritt, hat er auch das Packetchen ſchon im Hute untergebracht, und fängt nun ganz gemüthlich an, die Sträußchen auszupacken und ſie in's Publikum zu werfen. Da ſie ſehr eng gepackt ſind, ſo läßt ſich eine ganz unglaubliche Anzahl unterbringen, wodurch der Hut förmlich unerſchöpflich erſcheint.

Gut ausgeführt, zählt dieſes Kunſtſtück zu den dankbarſten und überraſchendſten des Bühnenzauberers, und dennoch ſieht man hier wie bei den übrigen genannten Stücken, daß alle auf meiſt ſehr einfachem Prinzip beruhen. Allerdings gehört zu allen ohne Ausnahme ein feſſelnder, humoriſtiſcher Vortrag, welcher den Ausführungen eines „Zauberers" erſt die rechte Würze zu verleihen pflegt. Paul Nelſom.

Frau v. Maintenon und Louvois. — Die heimlich im Jahre 1686 geſchloſſene Ehe Ludwig's XIV. mit der ſchönen Frau v. Maintenon öffentlich anerkannt zu ſehen, war der Letzteren eifrigſtes Streben. Der Herzog du Maine und der berühmte Boſſuet arbeiteten dafür mit allen Kräften, der König wankte, aber ſein Miniſter Louvois gab den Ausſchlag. Er mußte ſich für alle Niederlagen, die er durch die Maintenon erlitten, rächen. Er eilte mit dem Erzbiſchof von Paris, Harley, zum Könige und warf ſich ihm zu Füßen. Er beſchwor ihn, dieſe Heirathserklärung nicht zu veröffentlichen. Der König hatte alle ſeine Diener fortgeſchickt, aber ein Theil derſelben hatte ſich dergeſtalt poſtirt, daß ſie die ganze Scene ſehen konnten, weil in einem großen Spiegel ſich der Auftritt darſtellte, und dieſer Spiegel hing der Thür gegenüber; ebenſo gut hörte man jedes Wort und von der Stunde an erhielt man Gewißheit wegen der Heirath. Der König wurde zornig, Louvois ließ ſich nicht einſchüchtern; als Ludwig ihn zur Seite ſchob, um, neben ihm vorbeigehend, aus der Thür zu ſchlüpfen, zog Louvois den Degen, reichte ihn dem Monarchen und rief: „Sire, tödten Sie mich, damit ich nicht erlebe, daß mein König das Wort bricht, das er mir oder vielmehr ſich ſelbſt gegeben hat." Ludwig trat bebend zurück, er ſtampfte mit dem Fuße und ging wieder vorwärts, aber Louvois hatte die Kühnheit, ihn beim Rocke feſtzuhalten und in die Worte auszubrechen: „Sie können eine Almoſen-

Digitized by Google

empfängerin der Frau v. Montespan nicht öffentlich zur Königin von Frankreich machen." Mit diesem Worte hatte Louvois mehr gewagt, als ein Mann, der durch eine brennende Pulverkammer schreitet; er wagte, er gewann. Der König gab in der That nach und brach sein Wort, daß seine Heirath für immer ein Geheimniß bleiben solle, nicht. Er wiederholte vielmehr sein Versprechen. Louvois triumphirte, aber schon eine Stunde darauf wußte die Marquise v. Maintenon den Verlauf der ganzen Scene und jedes dabei gesprochene Wort. Die Anstrengungen, ihr Ziel zu erreichen, blieben fruchtlos. Aber sie rächte sich zunächst dadurch, daß sie den König mit Louvois dergestalt entzweite, daß Ludwig, sich selbst vergessend, wenige Tage später in einer Sitzung die Kohlenschaufel gegen den Minister erhob. Am 16. Juli 1691 wurde die Marquise plötzlich und unerwartet von diesem Feinde befreit. Louvois starb am Schlagflusse. Gerüchte seltsamer Art verbreiteten sich. Saint-Simon versichert in seinen bekannten Memoiren, man habe bei der durch den Doktor Maréchal vorgenommenen Leichenöffnung Gift gefunden. Der Minister, ein vollblütiger Mann, trank viel Wasser und hatte stets eine damit gefüllte Flasche in seinem Zimmer stehen. Kurze Zeit vor seinem jähen Ende war ein Frotteur im Zimmer beschäftigt gewesen. Man verhaftete ihn; er hatte aber kaum vier Tage im Gefängniß gesessen, als er im Namen des Königs freigegeben ward. Zugleich erschien der Befehl: alle Akten der Voruntersuchung in's Feuer zu werfen und den ganzen Prozeß einzustellen. „Ich weiß nicht, ob es eigentlich wahr ist," schreibt die Herzogin von Orleans, „daß die Maintenon den Louvois hat vergiften lassen, aber es ist gewiß, daß er vergiftet worden ist. Louvois war ein böser Satan, der weder Gott noch Teufel fürchtete, aber das muß man sagen: seinem König hat er wohl gedient."

A. B.

Nahrungsmittelfälschung im Alterthum. — In der Regel pflegt man die Verfälschung der Nahrungsmittel als eine Errungenschaft der modernen Zeit anzusehen, es lassen sich aber diese Betrügereien bereits im klassischen Alterthum nachweisen.

Dem sehr berühmten kampanischen Gries verlieh man seine entsprechende Weiße durch einen Zusatz von Kreide oder Thon. Die Erdart zur Verfälschung wurde auf dem sogenannten „weiß-

erdigen Hügel" zwiſchen Puteoli und Neapel gefunden, und wie lebhaft hier das „Verbeſſerungs"-Material gegraben wurde, beweist der Umſtand, daß Kaiſer Auguſtus bei Anlegung einer Kolonie den Neapolitanern 20,000 Seſterzien (circa 3000 Mark) Jahresrente für Ueberlaſſung des Hügels gewähren mußte.

Beim Getreide ſelbſt kannte man ſchon das „Oelen"; dies dient heute dazu, daß die Körner mehr zuſammenfallen, ſo daß ein beſtimmtes Gemäß ſchwerer wiegt und die Sorte mithin einen beſſeren Preis erzielt; im Alterthum gab man vor, das Getreide dadurch haltbarer zu machen. Man beſprengte es mit Oelabgang, verſetzte es mit kariſcher oder chalcidiſcher Kreide, oder ſogar mit Wermuth.

Auch beim Mehl kommen mineraliſche Zuſätze ſchon vor, namentlich wird in dieſer Beziehung wieder Gyps genannt.

Bei Linſen klagte man über die Verunreinigung, welche ſie beim fabriksmäßigen Zerſtampfen unter Beifügung von Backſteinbrocken oder Sand erfahren.

Vom Honig ſagt Plinius, er würde eine der herrlichſten Gaben der Natur ſein, „wenn nicht der Betrug der Menſchen ihn verſchlechtere und verdürbe."

Bei der Milch läßt ſich aus der Anführung einer Milchprobe auf vielfach geübte Verfälſchung ſchließen: Man tauchte den Finger in dieſelbe und beobachtete, ob ſie tropfenweiſe hängen blieb oder abfloß; im letzteren Falle hielt man ſie für ſchlecht (alſo ganz das Prinzip wie bei unſerer heutigen Milchnagelprobe).

Sehr mannigfaltig war die unreelle Herſtellung von Weinen. Man ſetzte denſelben Seewaſſer zu, ferner dickgekochten Moſt und kannte ſogar ſchon die Kunſt des ſtarken Gypſens. M. L—l.

Merkwürdige Zeitungen. — Im Revolutionsjahre 1848 entſtanden in Deutſchland unzählige neue Zeitungen, zum Theile unter den unglaublichſten Titeln. Nachſtehend eine Blüthenleſe der drolligſten derſelben: Die ſpaniſche Fliege, Die Horniſſe, Die Weſpe, Die Bremſe, Die Reichsbremſe, Das deutſche Bremſenneſt, Es muß Tag werden, Die neue Gasflamme, Die Lichtputze, Die ewige Lampe, Die egyptiſche Finſterniß, Der demokratiſche Raiſonneur, Der Torgauer Schreihals, Das Berliner Großmaul, Die Barrikaden-Zeitung, Die Gaſſen-Zeitung, Die Katzenmuſik, Die

rothe Mütze, Der Ohne-Hosen, Der Narrenthurm, Der Teufel, Der Revolutionsteufel, Der reisende Teufel, Der entfesselte Teufel, Der Verfolger der Bosheit, Kladderadatsch, Kladderdratsch, Klitsch-Klatsch-Pumpernickel, Juchheirasasa — die Preußen sind da, Die allgemeine Wäsche, Der politische Esel, Michel schläfst Du? Der aufgesteckte Seifensieder. — Berlin und Wien haben hierzu das weitaus überwiegende Kontingent gestellt. Manche von diesen Blättern erfreuten sich übrigens eines Daseins von nur wenigen Wochen. M. L—l.

Ein doppelsinniger Brief. — Als Ludwig I. von Bourbon, Prinz von Condé, wegen der Verschwörung von Amboise*) im Jahre 1560 gefangen saß, erhielt er von einer Freundin folgenden Brief, dessen eigentlicher Sinn erst klar wird, wenn ihn der Leser immer aus jeder zweiten Zeile, also der ersten, dritten, fünften u. s. w. schöpft:

„Glaubt mir, mein Prinz, bereitet Euch
zu sterben, denn es steht Euch übel an,
Euch zu vertheidigen. Euer Gegner ist
des Staates Freund; auf Erden ist Niemand
schuldiger als Ihr. Diejenigen, welche
aus treuergebenem Eifer für den König
Euch so schwer beschuldigten, sind allesammt
ehrliche Leute; nur ein Lügner nennt sie
bestochen. Ich nehme zu viel Antheil an
allem Uebel, welches Ihr verübt in
Eurem Leben, um Euch zu verschweigen,
daß längst nicht mehr Eure Verurtheilung
ein so großes Geheimniß. Die Schändlichen,
wie Ihr in Eurer Verstocktheit die nennt,
die Euch anzuklagen wagten, verdienen
ebenso gut große Belohnung, als Ihr
den Tod, der Euch bevorsteht. Blos Eure
Verblendung kann noch behaupten: Ruhm und
Verdienste erweckten so viele Feinde,

*) Die Verschwörung von Amboise bezweckte die Vertreibung der Guisen und die Gefangennahme des Königs.

und es seien nicht Eure Missethaten,
die Euch in's Unglück stürzen. Leugnet nur
mit Eurer gewohnten Dreistigkeit,
daß Ihr irgendwie Antheil genommen an
allen den staatsgefährlichen Anschlägen
der Verschwörung von Amboise. Es ist nicht,
wie Ihr Euch vielleicht einbilden mögt, un-
möglich, Euch der Schuld zu überführen. Mit
Reue und Ergebung wendet Euch denn zu
Gott." H. G.

Wie Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle) Hofprediger wurde. — Kaiser Leopold I. besuchte einst das Kloster der Barfüßer-Augustiner in Wien und ließ sich vom Prior alle Räume zeigen. Schließlich gelangten sie in die Kirche, wo sich ein Gemälde befand, auf dem ein Maler eine Reihe von geflügelten Engeln dargestellt hatte, die auf der alttestamentlichen Jakobsleiter vom Himmel niederstiegen. Der Kaiser betrachtete das Bild, während Prior und Konvent ehrfurchtsvoll um ihn herumstanden, eine Zeitlang mit großer Aufmerksamkeit.

„Sagt mir doch, wie kommt es, daß die Engel auf einer Leiter herabklettern, da sie doch Flügel haben?" fragte der Kaiser plötzlich.

Alles verstummte, selbst der Prior wußte sich nicht zu helfen, Da trat der Novize Abraham a Santa Clara vor und sagte: „Halten zu Gnaden, Majestät, die Engel werden damals just in der Mauser gewesen sein."

Leopold lachte und machte den schlagfertigen Mönch in der Folge zum Hofprediger. —dn—

Perlenschmuck im Alterthum. — Die Römerinnen, deren Reichthum es gestattete, trugen mit Vorliebe echte Perlen, ja sie leisteten darin fast Unglaubliches. Sobald eine römische Dame sich aus dem goldgelben Haar eines gefangenen Deutschen eine Perrücke fertigen ließ, wurde dieselbe mit Perlschnüren durchwunden. Im Ohr trugen die altrömischen Frauen meist eine Perle von großem Werth, später aber deren drei bis vier in Kreuzform vereinigt und durch ein goldenes Kettchen verbunden. Jede dieser Perlen kostete viele Tausende nach unserem Gelde. Außer der

Kleidung trug man auch Perlschmuck an den Waffen und Streitwagen, und Perlschnüre dienten als Lohn für den Sieger beim Kampfspiel in der Arena. Die Götterbilder und die Altäre mit Perlen zu schmücken, war ganz allgemein bei den Römern. Cäsar hat, wie berichtet wird, der Mutter des Brutus einst eine Perle gekauft, welche den Werth einer halben Million besaß.

Nero trieb mit Perlen große Verschwendung und Kaiser Caligula nicht minder. Paulina, seine Gemahlin, besaß einen Schmuck, aus Haarnadeln, Ohrgehängen und Halsband bestehend, welcher nach dem Bericht der Geschichtsschreiber den Werth von drittehalb Millionen Thalern überstieg. Die schönsten Perlen erhielt das alte Rom aus Indien, wo sich noch bis heute die Sage erhalten hat, die Perlen seien schon vom grauen Alterthum her nichts anderes als Thautropfen, welche in gewissen Monaten vom Himmel herabfallen, und welche die Muschel auffängt, wenn sie, um zu athmen, an die Meeresoberfläche kommt.

T. P.

Ein originelles Duell. — Eines der originellsten Duelle wurde wohl zu Anfang dieses Jahrhunderts zwischen dem ungarischen Edelmann Geramy und einem englischen Oberst ausgekämpft. Beide waren wegen ihrer politischen Ansichten hart aneinander gerathen und beschlossen, ihren Streit durch ein Duell auf dem Aetna zu schlichten. Der Sieger sollte nach dem Kampfe den Ueberwundenen in den Krater werfen. Der Zweikampf fand wirklich statt. Der Engländer verwundete Geramy und machte sich kaltblütig daran, die Bedingung des Duells zu erfüllen, um sich im letzten Augenblick denn doch zu besinnen und sich mit der Todesangst, die er seinen Gegner hatte ausstehen lassen, zu begnügen. Dies Erlebniß hielt Geramy indessen nicht ab, schon bald darauf ein neues hitziges Gefecht mit einem Franzosen auszufechten, von dessen schweren Folgen ihn nur die lebhafte Fürbitte der Königin von Neapel schützte.

H. St.

Ein Fußreisender des 18. Jahrhunderts. — Gewaltige Fußtouren hat im vorigen Jahrhundert ein Missionär, Johann Christoph Günther, gemacht. Im Jahre 1760 Diakonus in Saalburg im Reußenlande, gab er diese Stellung wegen eines Zerwürfnisses mit seiner Oberbehörde auf und wurde Missions-

prediger. Seine erste Reise ging von Wien nach Konstantinopel, Smyrna, Aleppo, Palästina, Alexandria, Malta, Italien. Mit Ausnahme der unumgänglichsten Wasserfahrten ging er stets zu Fuße und machte dieselbe Reise noch zweimal. Ebenso oft wanderte er den Main und Rhein entlang durch ganz Holland und Belgien nach England, Nordamerika, Westindien, zurück über Portugal, Spanien und Frankreich. Dabei verweilte er an vielen Orten längere Zeit; so hielt er sich drei Jahre lang bei den Stämmen Südamerika's auf. Dreimal machte er die Reise durch die Schweiz, Tirol, Oesterreich, Polen, an die Ostsee, nach Rußland, Kasan, Astrachan, über den Kaukasus nach Persien, durch Afghanistan bis in die Tatarei und zurück durch die Länder des Kaspischen und Schwarzen Meeres nach Konstantinopel, endlich über die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn nach Böhmen und Deutschland. Die vierte große Tour, die er gleichfalls zweimal zu Fuße machte, ging über Dänemark, Schweden, Norwegen, Island bis nach Grönland, Lappland, Finnland und zurück durch die Ostseeprovinzen. Die Beschreibung dieser vier auch für unsere Zeit noch großen Reisen hinterließ er in drei starken, außerordentlich eng geschriebenen Bänden. D.

Vom Regen in die Traufe. — Ein schlagendes Beispiel von der Justizpflege, die man vor der Sklavenbefreiung in Amerika den Farbigen daselbst angedeihen ließ, ist folgendes: Im Jahre 1824 machte ein freier Neger aus New-York eine Reise nach dem Süden. In Washington ergriff man ihn und warf ihn in's Gefängniß, da man ihn für einen von den Pflanzungen entlaufenen Sklaven hielt. Nach langer Untersuchungshaft kam es zum Prozeß, bei dem es dem Angeklagten vollständig gelang, nachzuweisen, daß er ein freier Neger sei. Er wurde nun zwar freigesprochen, da er aber nichts hatte, um die Gerichtskosten zu bezahlen — verkaufte man ihn und tilgte mit dem Erlöse seine ihm ohne sein Zuthun aufgebürdete Schuld. Kl.

Eine erheuchelte Verschwendung. — Andreas Doria, der auch durch Schiller's „Fiesko" bekannte genuesische Seeheld und Doge, war ein hochmögender Herr, der von seinen Mitbürgern königlich geehrt und wie ein Vater geliebt wurde. Ein eigenthümlich charakteristischer Zug ist von ihm überliefert, wie er es

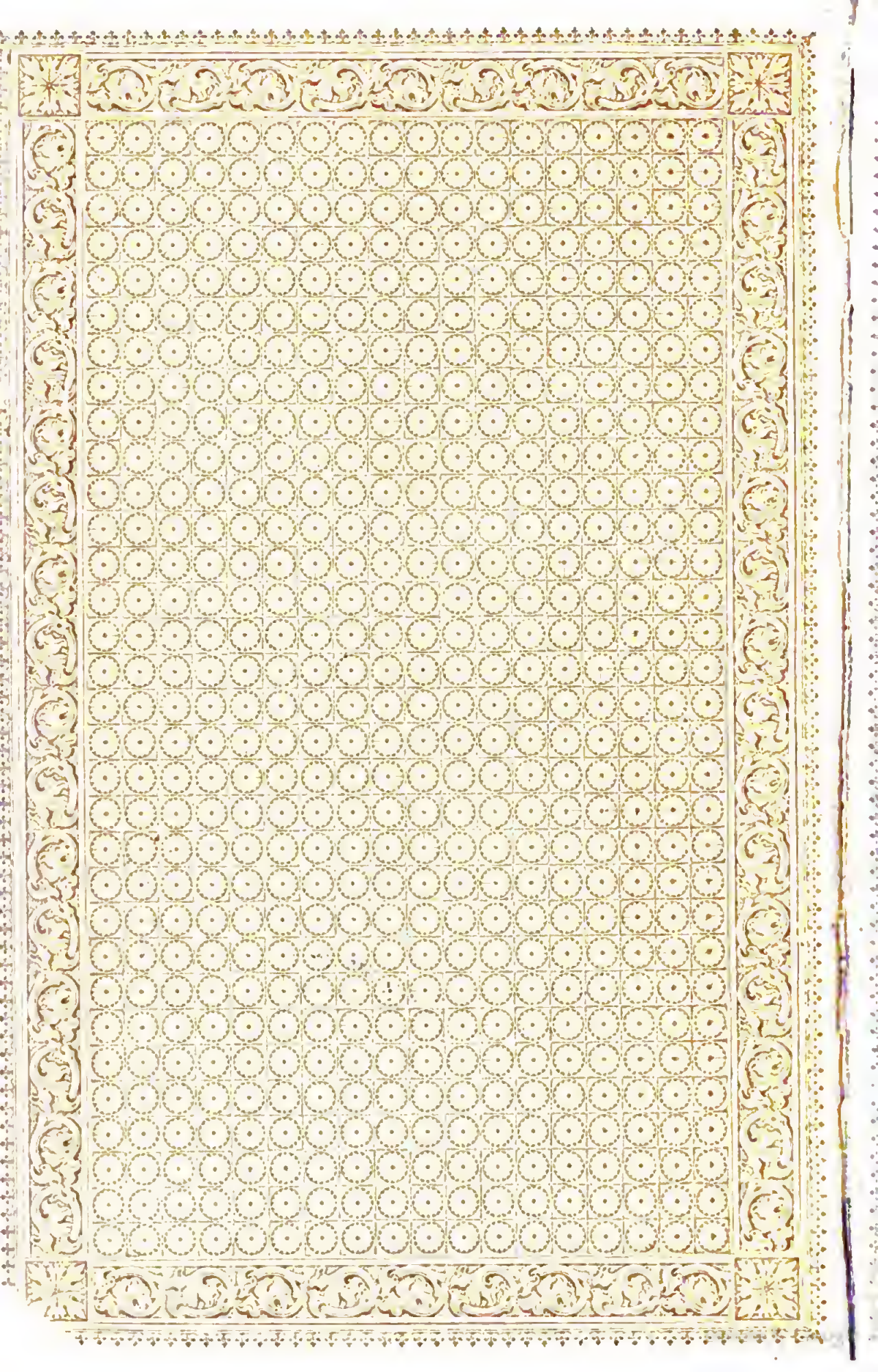
bei einer Gelegenheit anzufangen wußte, mit der Entwickelung großen Prunkes die Vorsorglichkeit eines sparsamen Landesvaters zu verbinden. In seinem noch heute bewunderten Palast zu Genua nahm einst Kaiser Karl V. sein Absteigequartier. Um seinen hohen Gast würdig zu empfangen, ließ Doria in der Eile die Zimmer durch Gallerien von Holz mit einigen Galeeren im Hafen in Verbindung setzen, und die goldenen und silbernen Gefäße, die bei der Bedienung des Kaisers an der auf dem Schiffe hergerichteten Tafel gebraucht wurden, beim Abtragen in's Meer werfen. Er hatte jedoch dafür Sorge tragen lassen, daß einige Fuß tief unter dem Wasser Netze aufgespannt waren, welche die Kostbarkeiten wieder auffingen. Dergleichen unsinnige Schaustellungen des Reichthums scheinen eben im Modegeschmack damaliger Zeit gelegen zu haben, und Karl V. soll „gar sehr erstaunt" gewesen sein. Jl.

Sparsamkeit. — Der englische Staatsmann Lord John Russel († 19. August 1792) war von einer geradezu schmutzigen Sparsamkeit. Er hatte im Drurylane-Theater einen Freiplatz und besuchte es deshalb täglich. Statt nun seinen Mantel in der Garderobe abzugeben und eine Kleinigkeit dafür zu entrichten, versetzte er ihn regelmäßig für einen Schilling in einem Pfandhause unweit des Theaters, was ihn, da er den Mantel gleich nach der Vorstellung wieder auslöste, nur einen halben Penny Zinsen, also gerade einen halben Penny weniger kostete, als er dem Garderobier hätte geben müssen. G. W—r.

Schlagfertig. — Der Herzog von Marlborough bemerkte nach der siegreichen Schlacht von Malplaquet (am 11. September 1719) unter den französischen Gefangenen einen äußerst stattlichen Mann. „Wenn ich vierzigtausend solcher Gegner wie Euch gehabt hätte," wandte er sich an denselben, „wäre mir der Sieg wohl ein wenig schwerer geworden."

Sofort entgegnete der Angeredete: „O, Herr Marschall! Vierzigtausend solcher Leute waren schon da; allein was uns fehlte, war nur ein einziger Mann wie Sie." E. K.

UNIV. OF MICHIGAN
JUL 12 1912



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0871
Filmed by Preservation